
Lauro Martines
BLUTIGES
ZEITALTER
Europa im Krieg
1450 - 1700
THEISS

Lauro Martines

Blutiges Zeitalter

Krieg in Europa 1450–1700

Aus dem Englischen
von
Cornelius Hartz



Impressum

Englische Originalausgabe:
Furies. War in Europe 1450–1700

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Der Konrad Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.

Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.
Lektorat: Tobias Gabel, Heppenheim
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau
Einbandabbildung: Reiterschlacht auf einer Brücke, 1665–1668,
Öl auf Leinwand nach Philip Wouwerman (1619–1668)
© akg-images/De Agostini Picture Lib./Veneranda Biblioteca Ambrosiana
Einbandgestaltung: Jutta Schneider, Frankfurt am Main

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3018-5

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-3019-2
eBook (epub): 978-3-8062-3020-8

Menü

Inhalt

Vorspiel

Die Welt im Krieg

Eines Tages im Jahre 1570, am Ende des dritten Hugenottenkrieges (1562–1598), befanden sich die Truppen des Königs an einer Stelle, wo sie die Loire überqueren mussten, am Pont-de-Cé in der Nähe von Angers. Der Marsch über die Brücke ging nur schleppend voran, vor allem wegen der über 800 Frauen, die den Tross begleiteten. Bereits zuvor hatte Piero Strozzi, einer der führenden Generäle jener Zeit, angeordnet, dass man sich von den Frauen trenne; jetzt war er mit einem Mal so ungeduldig und wütend, dass er befahl, sie von der Brücke aus ins Wasser zu werfen.

Wie die nun folgenden Szenen aussahen, mögen wir uns kaum vorstellen – Panik, Geschrei, Gerangel und Gewalt. Man gehorchte Strozzi, und die Frauen ertranken. Pierre de Bourdeille berichtet von diesem Vorfall, und dabei bezeichnet er die Frauen als „Schlampen und Huren" *(„garces et putains")*. Mag sein, dass unter ihnen Prostituierte waren, aber zumindest einige waren sicherlich (wie es damals üblich war) die Gefährtinnen oder Konkubinen von Soldaten. Allerdings war es ein Moment der Krise, und auch wenn Strozzis Lösung die Truppen an die Grenze einer Meuterei brachte, gelang es seinen Offizieren, die aufbrandende Aufregung zu kontrollieren. Er hatte Glück, es hätte durchaus passieren können, dass seine kleine Armee Amok gelaufen wäre – und der General wäre der Leidtragende gewesen.

Im Europa der Frühen Neuzeit war es durchaus üblich, dass Frauen in Kriegszeiten die Heereszüge begleiteten. Dennoch erwähnen die meisten Berichte über die Bürgerkriege diese Tatsache kaum. Dort geht es eher um die politischen Gruppierungen bei Hofe und die führende Rolle der Edelleute in den Reihen der protestantischen Rebellen.

Auch Hungersnöte führten mitunter zu erschreckenden Szenen, und der folgende Vorfall ist – genau wie der eben beschriebene – ziemlich erhellend, was die Art und Weise betrifft, wie wir (Kriegs-)Geschichte schreiben.

Im Winter 1630/31 erwischten Untertanen des Herzogs von Mantua in der Nähe ihres Dorfes ein paar versprengte Soldaten. Es heißt, sie

hätten die Männer bei lebendigem Leib gehäutet, sie über dem Feuer gebraten und dann aufgegessen.

Hinter Ereignissen wie diesem, die zweifellos zu einem „Sittengemälde“ des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) gehören, steckt meist eine längere und weiter ausgreifende Geschichte – so auch hier. Hochwasser und Unwetter hatten die Landwirtschaft in der Lombardei fast zwei Jahre lang zum Erliegen gebracht. In der ganzen Po-Ebene herrschte eine schwere Hungersnot. Im September 1629, wenige Monate vor dem grausigen Vorfall, waren 36.000 deutsche Soldaten in Italien einmarschiert, um Mantua einzunehmen. Zwei blutige Angriffe auf die Stadt konnte man zurückschlagen, und Ende Dezember endete die Belagerung. In der Zwischenzeit jedoch hatten die Soldaten sämtliche Felder verwüstet, sich die ohnehin mageren Nahrungsmittelvorräte angeeignet, Häuser in Brand gesetzt und die Bauern als Lasttiere missbraucht, sie vor die Karren mit ihrem Gepäck gespannt und mit Peitschenhieben angetrieben.

Als den Dorfbewohnern nun diese demobilisierten Soldaten in die Hände fielen, war ihr Verhalten zu gleichen Teilen von Zorn und Hunger geprägt. Das Häuten, Braten und Verspeisen wurde zu einem Akt nahrhafter Rache.

Eine Schlussfolgerung kann man hier bereits treffen. Wenn Kriegsgeschichte nur aus der Sicht der Diplomatie und der hohen Politik geschrieben wird, tauchen Vorfälle wie die am Pont-de-Cé und auf dem Lande bei Mantua gar nicht erst auf. Den Herrschern und ihren Ministern ging es bei der Staatslenkung im Europa der Frühen Neuzeit nie um die „kleinen Leute“ wie Marketender, Bauern, die städtischen Unterschichten oder einfachen Bürger.

In der historischen Kriegsanalyse, die von diplomatisch-außenpolitischer „Vernunft“ und Praxis geprägt ist, behandelt man den Krieg als eine ganz rationale, ja geradezu normale Tätigkeit. Historiker, die den Krieg auf diese Weise behandeln, rücken allzu nah an die herrschenden Eliten der Vergangenheit heran. Es gab durchaus auch andere Stimmen, andere Zeugnisse, und daher muss es auch andere Möglichkeiten geben, Kriegsgeschichte zu erzählen.

Auf dem ganzen Kontinent rekrutierte man professionelle Söldnerarmeen, und das erste Kapitel – „Ein Kriegsmosaik“ – zeigt, dass sich die Völker Europas in der Zeit zwischen 1450 und 1700 tendenziell bunt durchmischten, wenn man in den Krieg zog: Im 15. Jahrhundert heuerte man in Polen deutsche, spanische, böhmische, ungarische und schottische Soldaten an. Später kämpften Schweden im Großfürstentum Moskau gegen irische, englische, schottische, französische und deutsche Truppen. Aus Kroaten, Deutschen, Wallonen, Albanern und vor allem Schweizern bestehende Einheiten dienten in diversen französischen Armeen. In den

Niederlanden kämpften Italiener und Spanier Seite an Seite mit Iren, Deutschen, Dalmatinern und Wallonen. Regimenter der Schweizer Pikeniere kämpften für Spanien, Frankreich und Venedig sowie für deutsche und für italienische Fürsten. Ganze Kompanien aus Polen, Ungarn und Kroatien kämpften in deutschen Regimentern. Und was die großen Heerführer jener Zeit betrifft, so machten sich mehrere italienische Generäle wie Piccolomini, Montecuccoli und Colloredo ausgerechnet an der Spitze deutscher Reichsheere einen Namen. Der berüchtigte *sacco di Roma* von 1527 war das Werk von Deutschen, Spaniern und Italienern.

Als im November 1494 zehntausend Söldner in Florenz einzogen, schauten die Florentiner in Gesichter aus aller Herren Länder. Sie sprachen von ihnen als „Barbaren", dabei gab es auch Italiener neben den Schweizern, Dalmatinern, Schotten und anderen, die dort zusammen unter dem Banner des Königs von Frankreich marschierten.

Doch Europa vereinte in Kriegszeiten noch mehr als diese multiethnischen Heere. Es waren die gemeinsamen Wurzeln in der asketischen Tradition des mittelalterlichen Christentums – einer Tradition beziehungsweise Kultur, die die Bestrafung des Fleisches feierte, nicht nur in der Selbstgeißelung (als Buße) und in Bruderschaften, die dem extremen Fasten anhingen, sondern auch in den mit Botschaften überfrachteten Bildern und Ikonen der blutenden, gemarterten Heiligen. Die finstere Kehrseite dieser Darstellung stoisch leidender Märtyrer war, dass nunmehr die Folter um sich griff, die amtlich sanktionierte Gewalt gegen Personen. Immer mehr Ortsbehörden wandten die Folter als Möglichkeit der Schuldfeststellung an, und ab Mitte des 13. Jahrhunderts kam sie überall in Europa vor. Daneben verhängte man Strafen wie Brandmarken, das Abhacken von Gliedmaßen, verschiedene Formen der Gesichtsverstümmelung, Verbrennen und als öffentliches Spektakel inszenierte Hinrichtungen. Wenn Schmerzen für diejenigen, die sich geißelten (die ja gute Menschen waren), etwas Positives waren, dann waren sie für schlechte Menschen noch besser, und vielleicht halfen sie ihnen ja sogar dabei, zu guten Menschen zu werden.

Im Lichte der Entscheidung des Vierten Laterankonzils von 1215, dass ein jeder Christ mindestens einmal im Jahr vor einem Priester beichten musste, war ein durch Folter erpresstes Geständnis bei einem Kapitalverbrechen eigentlich gar nicht so weit von diesem Ritual der Gewissensreinigung entfernt.

Daraus folgte, dass man auch einen Krieg leicht als Strafe für irgendwelche Sünden ansehen konnte. Priester wiesen in Kriegszeiten nur allzu gern darauf hin. Ein Krieg war Wasser auf ihre Mühlen. Und auch der große Martin Luther stellte sich mit all seiner Autorität

hinter diese Sichtweise. Währenddessen lernte das Europa der Renaissance immer neue Formen von Blutlust und Gemetzel kennen, sozusagen als legitime Erben der Folter. Durch ihr Handeln gaben Fürsten und Staatsmänner der Annahme Ausdruck, der Krieg sei der natürlichste Anlass auf der Welt zur Entfaltung nachgerade barbarischer Machenschaften.

Ab den frühen 1520er-Jahren entzweite die protestantische Reformation das Christentum und ließ so wiederum ganz neue Gründe für Kriege entstehen. Allerdings war man bereits im Spätmittelalter der Häresie mit erbarmungslosen Militäraktionen begegnet, zum Beispiel gegen die Katharer im frühen 13. Jahrhundert und gegen die böhmischen Hussiten der 1420er- und 1430er-Jahre.

Ab den 1520er-Jahren bis Mitte des 17. Jahrhunderts rangen Protestanten und Katholiken um Fragen der christlichen Lehre, und viele von ihnen stellten fest, dass sie mit einem viel besseren Gewissen töten konnten, wenn sie für Gott töteten. Nahm man im Zuge religiöser Streitigkeiten eine Stadt ein, dann wurden oftmals die Kirchenglocken zerstört, als Beute mitgenommen und verkauft oder den treffsichersten Schützen ausgehändigt. Dahinter steckte der Gedanke, dass die Glocken so fortan die Dorfbewohner nicht mehr zu einem gottlosen Gottesdienst herbeirufen konnten.

Doch die anhaltende Ursache der Gräueltaten im Krieg war weder religiöser Eifer noch die grotesk verzerrte Botschaft von der asketischen Selbstkasteiung. Es war der körperliche und geistige Zustand der einfachen Soldaten. Sie bekamen oft eben keinen Sold und mussten hungern, weil diejenigen, die sie ins Feld geschickt und ihnen versprochen hatten, ihnen genug zu zahlen, um sich zu ernähren, dies einfach nicht taten. Und sie wurden nicht einmal in Naturalien bezahlt. Das Ergebnis: Die Armeen der Fürsten konnten sich in einen wütenden Heerhaufen verwandeln, und in diese üble Stimmung stimmten dann zumeist auch die adligen Offiziere mit ein. Ihren Frust ließen sie an der umliegenden Bevölkerung aus.

Mit der Frage des Solds hing das Problem der Versorgung militärischer Stützpunkte zusammen – kurz: die Logistik.

Dies bedeutete in erster Linie die Verfügbarkeit von Brot oder Zwieback, Rationen von Fleisch oder Fisch, Bier, Wein sowie etwas anderes, ganz Entscheidendes: Futter für die Pferde und Lasttiere. Doch konnte man sich all das verschaffen, nur indem man Geld hinblätterte? Eine Armee von 20.000 Mann überstieg zahlenmäßig die Bevölkerung der meisten europäischen Städte; und wenn eine Horde von Soldaten zusammen mit 10.000 bis 15.000 Pferden auf einem Feldzug durch die Landschaft marschierte, dann verbrauchte sie durchaus binnen weniger Tage alles, was sie in den Dörfern im Umkreis von mehreren Meilen an Lebens- und Futtermitteln finden

konnte. Eine solche Armee konnte nicht an einem Ort verweilen; sie musste immer weiterziehen und neue Quellen für ihre Vorräte auftun.

Was die Bevorratung betrifft, so wird Kapitel 6 zeigen, welches atemberaubende Ausmaß die logistischen Probleme annahmen, wenn es um Versorgungsdepots ging oder darum, wie die Armeen ihre eigenen Lebensmittel und ihr Tierfutter mit sich führen konnten. Kolonnen von 15.000 bis 20.000 Fußsoldaten und Kavalleristen erzeugten so große Probleme im Transport und in der Lebensmittelversorgung, dass sich ihre Kriegsherren bald neue Strategien überlegen mussten. Das Ergebnis veränderte ein für allemal die Anatomie der aufstrebenden Nationalstaaten.

Entweder wandten sich die Herrscher einer realistischeren Politik zu und hörten auf, derart riesige Armeen auszuheben, oder aber die Entwicklung ihrer Staaten wurde bald durch beispiellose Ausbrüche von Gewalt und Brutalität geprägt. Zurück blieb eine Spur von Angst, Schrecken und viel vergossenem Blut.

***

Nicht ganz Europa litt unter den Armeen. Selbst als der Dreißigjährige Krieg Deutschland verwüstete, entgingen große Teile des Landes der Raserei der Soldaten. Der Krieg spielte sich zumeist in den am dichtesten bevölkerten Regionen des Kontinents ab – in den Flusstälern, den Städten und den besonders fruchtbaren Gegenden. Hier konnten sich die Armeen leichter mit Vorräten, Unterkünften und Kriegsbeute versorgen.

Kommen wir zur Frage des „totalen Kriegs“. Denn diese Art der Kriegführung war sicherlich keine Erfindung des 20. Jahrhunderts.

Gewalt gegen die Zivilbevölkerung war bereits in den Kriegen des Spätmittelalters an der Tagesordnung. Aber seit dem Aufkommen von Feuerwaffen um 1500 nahm man bis zum Horizont restlos alles ins Visier: Städte, Dörfer, die Landschaft, Kirchen, Vieh. Ganze Ladungen explosiver Geschosse wurden in die befestigten Innenstädte gefeuert. Die Technologie der Schutzmauern um die Städte herum bedurfte dringend einer Erneuerung. Krieg war nie eine saubere Angelegenheit gewesen, hatte sich nie auf Schlachten zwischen Armeen beschränkt. Die Belagerung von Städten oder Gemeinden gefährdete das Leben aller Menschen in einem Umkreis von dreißig bis vierzig Kilometern.

Das Europa der Frühen Neuzeit war auch in anderer Hinsicht eine Bühne für den „totalen Krieg“. Wenn Staaten Krieg führten, dann bedeutete das, wie wir sehen werden, dass sie ihre kompletten finanziellen Ressourcen in Armeen und Waffen investierten.

Die Thesen

Bevor wir zum „Kriegsmosaik“ kommen, möchte ich kurz die wichtigsten Thesen und die Themen vorstellen, die durch dieses Buch führen.

Die Staaten des frühneuzeitlichen Europa gaben ihr Geld mit Abstand am liebsten für Kriege aus, und die dafür verfügbaren Geldmittel gingen ihnen niemals aus. Die Steuersysteme waren mitunter hochkomplex, aber zugleich auffallend ineffizient und leicht korrumpierbar. Als Folge davon waren die großen kriegführenden Staaten chronisch verschuldet und rangierten nicht selten immer wieder an der Grenze zur Insolvenz. Doch selbst wenn sie mehr oder weniger zahlungsfähig waren, erreichten die lebensnotwendigen Gelder (oder Kredite) die Soldaten in den Kriegswirren manchmal überhaupt nicht. In diesem Fall kam es öfter vor, dass die verzweifelten Truppen sich an der Zivilbevölkerung schadlos hielten, allein um nicht zu verhungern.

Die massive Aufzehrung der finanziellen Ressourcen, die durch die Truppenbewegungen herbeigeführt wurde, veränderte nach und nach die sich entwickelnden Nationalstaaten – erst Spanien und Frankreich, dann die Niederlande, Schweden, das habsburgische Österreich, Russland und Brandenburg-Preußen. In Kriegszeiten geriet die Schuldenmasse dieser Länder geradezu außer Kontrolle, selbst wenn sie neue Steuern erhoben, mehr Vertragspartner und Verwalter beschäftigten, neue Ministerien schufen und so schrittweise einen Beamtenapparat modernen Zuschnitts entstehen ließen. Aber die treibenden Kräfte im Staat waren und blieben der Krieg und die Ambitionen der Fürsten, und finanzielle Engpässe oder die Klagen ihrer verzweifelten Armeen hielten sie da nur kurzzeitig im Zaum.

Nach 1500 verschärften sich zwischen den Fürsten die Rivalitäten und die miteinander konkurrierenden Gebietsansprüche. Die Kriege wurden intensiver, die Armeen wurden größer oder blieben länger im Feld. In Europas bevölkerungsreichsten Regionen sah man sie fast täglich auf den Straßen und entlang der Flüsse. Im 16. Jahrhundert tauchten immer mehr Söldner, Wehrpflichtige und gegen ihren Willen eingezogene Soldaten auf; die Zahl der traditionell ausgehobenen Freiwilligen konnte die große Nachfrage nicht mehr befriedigen – die Kriege dezimierten sie zu stark. Zwar waren diese Männer nicht annähernd so gut ausgebildet wie die früheren Profis, aber dafür waren sie auch nicht so teuer. Die besseren Soldaten waren aber nach wie vor das Rückgrat dieser Armeen und konnten höhere Löhne fordern.

Durch ihre überraschende Fähigkeit, eine so große Zahl von Soldaten ins Feld zu schicken, gewannen die Staaten an Macht, und

diese Macht verwendeten sie dazu, sich gegenüber den institutionellen Kirchen, gegenüber regionalen Bürgerversammlungen und der Privatwirtschaft, gegenüber dem Bürgertum und dem niederen Adel zu positionieren. Der Hochadel behielt noch eine ganze Zeitlang besondere Privilegien, aber gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden auch diese stark beschnitten. Und manchmal setzte man auch Soldaten dazu ein, diese neuen Machtverhältnisse durchzusetzen.

Die meisten der vorstehenden Ausführungen finden sich hier und da in diversen Studien über die Kriege zwischen 1450 und 1700. Aber nur sehr selten (wenn überhaupt jemals) hat man sich darum gekümmert, welches Gesamtbild das Ganze ergibt. Ich entnehme sie einer reichen Forschungsliteratur, die ich oft in den Anmerkungen zitiere, und ich schulde ihren Autoren einiges an Dank. Im Laufe der letzten 25 Jahre hat sich die Sozialgeschichte der Kriege langsam davon verabschiedet, immer speziellere militärische Belange zu untersuchen, und sich mehr um den größeren Kontext gekümmert, um die Masse der einfachen Soldaten und um die Stimme der Zivilisten, die unter den Kriegen zu leiden hatten. Aber es bleibt noch viel zu erforschen, vor allem in Bezug auf den Umfang der Gewalt, den Ausbruch von Krankheiten, die Praxis der Einquartierung von Soldaten in zivilen Haushalten, die Stellung der Frauen im Verband von Wagenkolonnen, die Beziehungen zwischen Offizieren und ihren Mannschaften sowie wichtige logistische Fragen. Diese großen Forschungslücken rechtfertigen die Behauptung, dass es im Moment bei der Beschäftigung mit Krieg und Armeen noch immer zu sehr um die feinen Details der großen Schlachten geht und um die großen außenpolitischen Strategien – zumindest für meinen Geschmack. Keine einzige selbst der wichtigsten Schlachten des Dreißigjährigen Krieges war politisch von entscheidender Bedeutung, und für die Italienischen Kriege (1494–1559), die Hugenottenkriege (1562–1598) und die Kriege der spanischen Krone in den Niederlanden (1567–1648) kann man Ähnliches konstatieren.

Doch was ist denn dann so neu oder anders an diesem Buch?

Bedenkt man die damaligen Versorgungs- und Transportbedingungen, so war es ein geradezu erstaunliches Unterfangen, eine Armee von 20.000 Mann aufzustellen. Zunächst mussten hunderte von Hauptleuten, Obersten und lokalen Kontakten ausschwärmen, um überhaupt Rekruten zu finden. Als Nächstes mussten die Mannschaften von A nach B bewegt und versorgt werden, und das benötigte eine sorgfältige Organisation sowie schnellen Zugriff auf immense Mengen von Arbeitskraft und Kapital. Nur ein großer Fürst oder eine wohlhabender Republik (Venedig oder die Republik der Sieben Vereinigten Provinzen) konnte ein solches Unternehmen starten.

Den Bildern, die sich in diesem Buch entfalten, sind Überlegungen wie diese nie ganz fern. Dabei geht es um die Tatsache, dass die großen Armeen im Europa der Frühen Neuzeit letztendlich zerbrechliche Monster waren, die von Krankheiten, Fahnenflucht, ausbleibendem Sold und Meuterei in Mitleidenschaft gezogen wurden – und oft genug mit heftiger Gewalt reagierten.

Daneben möchte ich auf ein merkwürdiges Paradox hinweisen: das Kuriosum, durch welches Staaten in der Lage waren, Armeen auszuheben, die andere Staaten vernichten konnten, dadurch aber zugleich im Zentrum ihrer finanziellen Existenz veritable Schwarze Löcher unterhielten. Um diesen Widerspruch zu überwinden, bediente man sich (wie wir sehen werden) ausgeklügelter Hilfsmittel und Kreditmechanismen. Zu dieser Zeit traten als neue Schlüsselfiguren im Kriegsgeschäft die Bankiers auf den Plan.

Wenn wir als Kriegsschauplatz jene Orte definieren, an denen es zu militärischer Gewalt kommt, dann sollte sich die Geschichte der Kriege im 16. und 17. Jahrhundert auf die Beziehungen zwischen Soldaten und Zivilisten konzentrieren – insbesondere auf die eher unschönen Begegnungen dabei. Denn die europäische Kriegführung jener Zeit richtete sich in der überwältigenden Mehrheit gegen die Zivilbevölkerung in Stadt und Land. Deshalb konzentriert sich dieses Buch in erster Linie auf die Belagerung und Plünderung von Städten, auf Vorfälle von Raub und Mord auf dem Lande, auf den desolaten Zustand der einfachen Soldaten, auf die Schrecken der Zwangsrekrutierung sowie auf die grassierenden Krankheiten und Seuchen. In einem gewissen Sinne soll eine solche breitere Sicht auf die Dinge es ermöglichen, von der abstrakten gesellschaftlich-politischen Analyse zu den tatsächlichen Ergebnissen der blutigen Kriege zu gelangen und zu verstehen, was sie für die Menschen tatsächlich bedeuteten.

Diesem Gewebe aus Angst und Schrecken eine erzählerische Struktur zu verleihen, wird eine Frage des Tempos und der Akzentsetzung sein. Dies war für mich der schwierigste Aspekt beim Verfassen dieses Buches. Der Krieg bringt auch einen Sachbuchautor an seine Grenzen.

Anmerkung der Redaktion

Im vorliegenden Band verwendet der Autor anachronistisch moderne Länderbezeichnungen (z.B. Deutschland, Österreich, Italien etc.). Zur leichteren Verortung für den heutigen Leser wurden diese geographischen Angaben originalgetreu übersetzt.

1 Ein Kriegsmosaik

Die Vorfälle und kleinen Geschichten, die nun folgen, mögen zunächst ein wenig zusammenhanglos erscheinen, denn sie sind nicht chronologisch dargestellt, springen von Land zu Land und stammen aus mehr als zwei Jahrhunderten. Aber zusammengenommen ergeben sie ein bislang ungekanntes Muster der Kriege in Europa zwischen 1450 und 1700. Leidende Zivilisten, grausamer Hunger, mittellose Soldaten, sterbende Armeen und gnadenloses, ja unmenschliches Handeln bestimmen diese Darstellungen. Man wird sich immer wieder wundern und sogar Mitleid empfinden. Der Krieg hat viele Gesichter, doch ein Gesicht zeigt er überall: im enormen Kummer seiner Opfer.

Wenn man überhaupt in einem einzigen Buch eine Geschichte verschiedener Kriege erzählen kann, dann muss es in Form eines Mosaiks geschehen – oder, wenn man so will, als eine Art Röntgenaufnahme des Kriegs beziehungsweise dessen, was die großen Kriege jener Epoche gemein hatten. Und für eine Zeit, in der Schießpulver, übergroße Armeen, ungeschickte Fürsten und explodierende Kosten die Art und Weise der Kriegführung für immer veränderten, gilt dies ganz besonders.

Ein Bauernjunge (1634)

Als der Dreißigjährige Krieg in Deutschland auf seinem Höhepunkt war, wurde die Reichsstadt Augsburg über sieben Monate lang belagert. Als eine der reichsten „freien“ Städte Süddeutschlands war Augsburg die Heimat der Fugger, der Höchstetter und der Welser, internationaler Bankiers von Königen und Kaisern. Zwei in der Hauptsache katholische Armeen umzingelten die Stadt im September 1634 – sie bestanden aus Bayern und anderen deutschen Einheiten, doch es waren auch Soldaten aus Kroatien, Spanien, Polen, Italien und anderen Teilen Europas dabei. Die Belagerung begann damit, jegliche Nahrungsmittelversorgung abzuschneiden und den Lech, der die Stadt durchfließt, zu stauen.

Irgendwann Ende Oktober erwischte man am Stadtrand von Augsburg einen Bauernjungen, der drei Lerchen bei sich trug, die er, so wurde behauptet, in die Stadt schmuggeln wollte. Er wurde sofort

aufgeknüpft, sicherlich in Sichtweite der Stadtmauern; die Lerchen band man ihm demonstrativ an den Gürtel. Das geschah zur Warnung an Reisende und alle anderen, die es sahen: Lebensmittel in die belagerte Stadt zu schmuggeln war gefährlich.

Mag sein, dass der Offizier, der den Jungen hinrichten ließ, im Falle des Bauernknaben strenger war als bei anderen, die die Blockade zu überwinden versuchten. Manchen ließ man das Leben, dafür musste mehr Blut fließen: Eine geringere Strafe für solche Vergehen war das Abschneiden von Nasen und Ohren.

Der Augsburger Jakob Wagner erwähnt diesen Vorfall in seiner Chronik ohne weiteren Kommentar. Er nennt auch nicht den Namen des Jungen, obwohl er es mit Namen ansonsten sehr genau nimmt; in diesem Fall war er wohl einfach nicht in der Lage, die Identität eines einfachen Bauernjungen zu ermitteln. Doch ist dies seinen Aufzeichnung nur ein Beispiel in einer ganzen Reihe von Grausamkeiten. Im Laufe des Dreißigjährigen Kriegs bekam er eine ganze Reihe solcher Vorfälle zu sehen und zu hören.

Deserteure

Am 21. April 1705 wurde irgendwo im Herzen Frankreichs ein ungebildeter Bauer namens Pierre La Sire von einem Kriegsgericht schuldig gesprochen, seine Infanteriekompanie verlassen zu haben. Zur Strafe schnitt man ihm Nase und Ohren ab und brandmarkte seine Wange mit der Fleur-de-lis, dem Symbol der französischen Monarchie. Der Rest der Strafe war mindestens so schlimm wie eine Hinrichtung – vielleicht sogar schlimmer: Der Mann verbrachte den Rest seines Lebens als Rudersklave auf einer Galeere.

Auch wenn es scheint, als wären La Sires Richter weit übers Ziel hinausgeschossen, so muss der Fall doch als typisch gelten. Fahnenflucht war in der französischen Armee in jenen Jahren ein verbreitetes Phänomen, und die einzelnen Strafen dafür waren sehr unterschiedlich, weil die Gesetze zur Fahnenflucht mehrfach geändert wurden. Aber Todesstrafe, Verstümmelung des Gesichts und der Einsatz als Rudersklave waren die geläufigsten Strafen. Immerhin stand die Autorität des Königs auf dem Spiel. Manchmal waren die Strafen auch weniger extrem, zum Beispiel, wenn man Deserteure einfach wieder in die Armee eingliederte.

La Sires Schicksal deutet darauf hin, welch riesigen Bedarf an Mannschaften die französische Armee um 1700 hatte. In einigen Fällen ließ man sogar des Mordes Angeklagte mitmarschieren, die so einer Verurteilung entgehen konnten. Zwar verfügte Frankreich schon lange über eine große Zahl Freiwilliger, aber die aggressive

französische Außenpolitik, zunächst des Kardinals Richelieu, dann jene König Ludwigs XIV., brauchte immer größere Armeen. Das Ergebnis war, dass Frankreichs stehende Landstreitkräfte ab den frühen 1690er-Jahren insgesamt 320.000 Mann zählten – in den 1620er-Jahren waren es noch 10.000 bis 20.000 gewesen. Auf eine solche Zahl konnte man nur kommen, indem man organisierte Banden in ländliche Gebiete ausschickte, die Menschen dazu überreden oder zwingen sollten, sich dem Heer anzuschließen – mit Mitteln, die von Betrug bis hin zu nackter Gewalt reichten. Pierre La Sire war mit ziemlicher Sicherheit einer der jungen Männer gewesen, die man auf diese Weise aus ihrer dörflichen Umgebung gerissen hatte.

Im 17. Jahrhundert sahen sich Schwedens Bauern erschütternden Praktiken zur Rekrutierung von Soldaten ausgesetzt. In England, Spanien und Deutschland erlebten die Menschen Ähnliches. Zwei kurze Vignetten aus anderen Teilen Europas sollen den extremen Bedarf an Soldaten veranschaulichen.

Im Jahr 1712 führte Peter der Große von Russland eine neue Praxis ein, um die Fahnenflucht in seinem Heer zu stoppen: Man „brandmarkte Rekruten auf die gleiche Art und Weise wie gewöhnliche Kriminelle … Das Zeichen des Kreuzes wurde ihnen in den linken Arm gebrannt, und in die Wunde rieb man Schießpulver“.

In Norditalien ordnete der Befehlshaber der kaiserlichen Truppen, Prinz Eugen von Savoyen, im Jahr 1707 an, „dass jeder Soldat, der mehr als hundert Schritte vom Heereszug entfernt marschiert, … gehängt werden soll“.

Florenz gegen Pisa (1406)

Anfang 1406 näherte sich eine Armee von Söldnern dem Hafen von Pisa, die mit ihren Booten Vorräten für die Belagerer heranbrachten. Bezahlt wurden die Söldner von Europas gebildetster Stadt, der Republik von Florenz, 80 Kilometer östlich von Pisa.

Pisa war einst ein wichtiger Akteur im Seehandel gewesen, ein Rivale der Seefahrerrepubliken Genua und Venedig. Im 12. und 13. Jahrhundert waren Schiffe aus Pisa, mit Waren und Kaufleuten beladen, regelmäßig über das Mittelmeer nach Akkon gesegelt, nach Konstantinopel, nach Alexandria und Tunis, nach Sardinien und Sizilien. Nun aber war eine alte Feindschaft wieder ausgebrochen, die die zwei Nachbarstädte gegeneinander aufhetzte. Die Zwergrepublik Pisa war von ihren temporären Lehnsherren de facto verkauft worden; im Spätsommer 1405 hatte Florenz für Pisa einen Teil der von den Stadtherren verlangten 206.000 goldenen Florine ausgezahlt.

Aber der Käufer hatte mit einem nicht gerechnet: dem Stolz und

Mut der Pisaner. Florenz hatte die Festung am Rande der Stadt besetzt, sah sich aber aufgrund eines Überraschungsangriffs seiner Ansprüche beraubt; bisher war es dem neuen Besitzer nicht gelungen, seinen Besitzanspruch geltend zu machen. Die Florentiner sahen sich bereits als rechtmäßige Eigentümer von Pisa, auch wenn niemand die Pisaner gefragt hatte, was sie davon eigentlich hielten.

Zwischen November 1405 und Juni 1406 gelang es den entschlossenen Pisanern immer wieder, die Belagerer abzuwehren, den großen Wassergraben zu überqueren und über die Mauern zu klettern. Mitte Mai war die umkämpfte Stadt komplett von der Lebensmittelversorgung abgeschnitten. Weder zu Lande noch zur See konnten Vorräte den Ring aus Kavalleristen und Infanteristen überwinden. In der Hafenstadt herrschte bitterer Hunger. Man aß Katzen, Hunde, Ungeziefer, Wurzeln und jedes bisschen Grün, das man in der Stadt fand: „Das Gras auf den Plätzen hatte man ausgerissen, getrocknet, gemahlen, und aus dem pulverartigen Staub buk man Brot.“ Für Pisa bestimmte Schiffe mit Getreideladungen aus Sizilien wurden nahe der Mündung des Arno gestoppt und ihre Ladung statt an die Pisaner an den Feind, die Florentiner, verkauft. Der Getreidepreis in Pisa kletterte in solche Höhen, dass Schmuggler aus Lucca, wenn sie versuchten, sich nachts an den Wachen vorbei in die Stadt zu schleichen, für winzige Mengen Korn ihr Leben riskierten.

Immerhin bestand stets die Chance, dass Florenz die Belagerung abblasen würde, da auch diese immense Kosten verursachte. Doch zunächst beschlossen die Kommandanten von Pisa Ende April im verzweifelten Versuch, noch länger durchzuhalten, „mittellose und nutzlose Menschen“ (sprich: Bettler und arme Leute) aus der Stadt zu werfen, damit das bisschen, was an Nahrung verblieb, den Bewaffneten und den Wohlhabenderen zugutekäme. Denn trotz der rasch schrumpfenden Vorräte teilte man noch immer Almosen an die Hungernden aus.

Die „Kommissare“ von Florenz – die zivilen ‚Bosse‘ im Feld – reagierten auf die Entscheidung der Pisaner mit einer ähnlich drastischen Maßnahme: Sie beschlossen, dass jeder, der die Stadt Pisa verließ, gehängt würde. Diese Verordnung wurde vor Pisas Stadttoren durch Fanfarenstöße angekündigt und dort, so laut es nur ging, verlesen. Die Belagerer bauten darauf, dass der Hunger Pisa zur raschen Kapitulation zwingen würde. In der Stadt war man bereits Zeuge drastischer Grausamkeiten geworden. Einige Wochen zuvor hatte man einen Pisaner Soldaten gefangen genommen; er war verschnürt und „wie ein Stein“ per Katapult über die Stadtmauer geschleudert worden. Auf der Straße fand man seine zerschmetterte Leiche, ein Schild um den Hals: „Dieser Tod erwartet alle, die Pisa verlassen.“

Keine der beiden Seiten gab nach. Als die erste Gruppe armer Frauen aus Pisa vertrieben wurde und vor den Stadtmauern erschien, verzichteten die Söldner aus Florenz darauf, sie zu töten – ein Akt der Barmherzigkeit. Stattdessen zerschnitten sie ihnen am Rücken die Kleidung und entblößte ihre Hintern, auf die man mit einem Brandeisen die Fleur-de-lis einbrannte, eines der Symbole im Wappen von Florenz. Dann jagten die Söldner sie zurück in Richtung Stadtmauer. Als klar wurde, dass das Brandmarken den Strom armer Frauen nicht aufhalten konnte, schnitt man ihnen die Nase ab, bevor man sie zurückschickte. Es wurden auch ein paar Männer aus der Stadt geworfen, und diese hängte man, entweder direkt vor Ort oder dort, wo man sie von den Verteidigungsanlagen der Stadtmauer gut sehen konnte – eine Lektion für alle Pisaner.

Doch die Florentiner setzten nicht nur auf den Hunger, sondern auch auf Tod und Verderben durch Geschosse, die sie hin und wieder in die Stadt regnen ließen. Zum ersten Mal war die verhängnisvolle Kombination aus Schießpulver und Artillerie in Europa in den 1340er-Jahren zur Anwendung gekommen. So vernahmen die Pisaner im Jahr 1406 das Geräusch der „Bombarden“, auch wenn diese neue Waffe erst um 1450 herum einigermaßen zielgenau funktionierte. So tödlich wie eh und je waren jedoch die riesigen Steine schleudernden Wippkatapulte oder Perriers. Damit gelang es den Belagerern besonders gut, die Bewohner Pisas in Angst und Schrecken zu versetzen. Und der Kriegsterror machte nicht an den Stadtmauern Halt: Die ganze Gegend wurde von den Söldnern terrorisiert; Felder, Dörfer und kleine Städte wurden nach Lust und Laune geplündert und in Brand gesetzt. Ein Großteil der Beute, beispielsweise Getreidevorräte, landete in Florenz.

Laut dem zivilen Befehlshaber im Feld, dem Florentiner Politiker Gino Capponi, hatten die Söldner von Florenz eine goldene Zukunft vor sich: Bei einer erfolgreichen Eroberung von Pisa – so war ihnen versprochen worden – würden sie doppelten Sold erhalten, die Stadt plündern dürfen, und obendrein würden Prämien von insgesamt 100.000 Florin ausgezahlt. Doch im Sommer, als langsam klar wurde, dass man Pisa regelrecht würde aushungern müssen, verabschiedet Florenz sich von der Idee, die Stadt zu plündern und damit das Hab und Gut der Pisaner in die Hände von Freibeutern fallen zu lassen.

Die Motive dafür waren alles andere als altruistisch: Warum sollte man den ganzen Reichtum irgendwelchen Söldnern überantworten, wenn man den Großteil davon später selbst würde verwenden oder zumindest besteuern können?

Deshalb gaben die Kommissare nun strikte Anweisungen aus. Wenn Pisa fiel, dürfe es keine Plünderungen geben, und zwar unter Androhung der Todesstrafe. Die Einnahme der Stadt sollte diszipliniert

vor sich gehen und den Anschein der Großmütigkeit erwecken. Bereits einige Monate zuvor hatte es sich gezeigt, dass der befehlshabende Kommandant des Angriffs auf den Hafen, der römische Adlige Bertoldo degli Orsini, ein viel größeres Interesse daran hatte, das Umland zu plündern, als Pisa einzunehmen; deshalb wurde er mit seinem kleinen Truppenverband aus Florentiner Diensten entlassen.

Am Ende fiel Pisa aufgrund eines Verrats des ehrgeizigen Bürgers Giovanni Gambacorti, der sich dafür mit 20.000 Florin und mehreren Immobilien in Florenz belohnen ließ. Teil des Deals war zudem, dass er das Florentiner Bürgerrecht erhielt, ohne Steuern zahlen zu müssen. Alle diese verräterischen Machenschaften wurden im Verborgenen eingefädelt und abgewickelt. Am 9. Oktober 1406 wurden noch vor Morgengrauen (die meisten Pisaner schliefen noch) die Stadttore geöffnet, und die Florentiner Armee marschiert ein. Die Bürger werden unter dem Klang der Trommeln erwacht sein. Fassungslos sahen sie aus ihren Fenstern. Die Auswirkungen des Hungers konnten sie indes kaum verbergen – ein Florentiner berichtete, dass die Pisaner „abstoßend und erschreckend aussahen, ihre Gesichter waren vom Hunger ausgehöhlt“. Einige der Soldaten brachten Brot mit und warfen es den halb verhungerten Einwohnern zu, vor allem den Kindern; die Reaktion war schockierend: Sie glaubten, „gefräßige Raubvögel“ vor sich zu sehen, Geschwistern rissen einander Stücke des Brotes aus den Händen, Kinder kämpfen darum mit ihren Eltern.

Daheim in Florenz sorgte die Nachricht von der Kapitulation für wahre Freudenfeste. Zahlreiche Kirchenglocken erklangen in der Stadt, und drei Tage lang gab es Freudenfeuer, Prozessionen, Feste, Ritterspiele und eine feierliche Messe im Baptisterium San Giovanni, wo man Gott dafür dankte, dass er den Florentinern vom Himmel herab ein so glückliches Geschick gesandt hatte. Jetzt endlich besaßen sie eine große Hafenstadt, der, wenn man so will, ihren literarischen Möglichkeiten entsprach. Die Stadt Florenz hatte bereits um 1400 Literatur produziert, auf die eine ganze Nationen hätte stolz sein können: Man denke nur an Dantes *Göttliche Komödie*, Petrarcas große Sonettsammlung *Canzoniere* oder Boccaccios *Decamerone*. Machiavelli, Michelangelo und viele weitere Berühmtheiten kannte Florenz da noch gar nicht!

Pisas brennender Hass auf die Florentiner loderte noch mehr als hundert Jahre, und 1494, als die Italienkriege (1494–1559) ausbrachen, kam es sofort zu einer Revolte der Stadt gegen Florenz.

Mitten auf dem Kriegspfad: Rumegies (1693–1713)

Ende des 17. Jahrhunderts verlief eine der wichtigsten Linien in der

Kriegführung mitten durch das französischsprachige Dorf Rumegies in der Nähe von Lille, an der Grenze zwischen Flandern und Frankreich. Der Pfarrer der Gemeinde, die aus 84 Familien bestand, hieß Alexandre Dubois. Seine Tagebücher zeigen ihn als engagierten, klugen und sympathischen Kirchenmann mit einem leichten Hang zur Ironie. Zudem war er bemerkenswert gut darüber informiert, was in Europa vor sich ging.

In dieser Region gaben sich in- und ausländische Armeen fast zwanzig Jahre lang die Klinke in die Hand, in Kriegen zwischen dem Frankreich Ludwigs XIV. und den Niederlanden, die sich mit England, Spanien und einer Liga deutscher Fürsten verbündeten. Dubois' Schriften beschreiben, was damals in und um Rumegies herum passierte.

Die Geldknappheit im Dorf begann im Jahr 1691, als das Königshaus neue lokale Behörden einrichtete, die einzig und allein dazu dienten, der Krone Geld zu verschaffen. Das Dorf war gezwungen, sich diese Behörde zu „kaufen“.

Im Jahr 1693 trat der Herzog von Württemberg auf den Plan, 20.000 Mann hinter sich, und verlangte auf einmal „Beiträge“. Rumegies wurde eine immense Abgabe von 30.000 Gulden auferlegt.

Man nahm im weiteren Umkreis des Dorfes Geiseln und schickte sie nach Gent, wo sie bleiben sollten, bis die Zahlung geleistet war. Doch ein Sieg der Franzosen bei Neerwinden, „zum Ruhme Frankreichs und zum Ruin unseres Dorfes“, leitete die Zahlungen in die Hände der Franzosen um, und obgleich diese die Abgabe auf 18.000 Gulden senkten, gab es erbitterte Klagen. Die Lebensmittelpreise waren gestiegen; die Wohlhabenderen mussten zusehen, wie mit den Abgaben ihre Überschüsse schwanden, und die ärmeren Leute konnten sich bald kein Brot mehr leisten. In jenem Jahr war in der Gegend kein Getreide geerntet worden. Doch der Pfälzische Erbfolgekrieg (1688–1697) ging weiter.

Im Winter und Frühjahr 1694 verhungerten unablässig Menschen, und Tag für Tag kamen mehr Fremde in die Kirche von Rumegies, um Dubois um Brot zu bitten. Im Jahr 1695 führte die Krone eine allgemeine Kopfsteuer ein, um den Krieg zu finanzieren, trotz der Tatsache, dass auch alle „Beiträge“ für den Unterhalt der königlichen Armeen ausgegeben wurden. Im Juni jenes Jahres griff man in den Weizenfeldern von Rumegies 17 spanische Soldaten auf – sicherlich Deserteure der frankreichfeindlichen Truppen –, die das Korn von den Halmen schabten. Die Dorfbewohner töteten einen von ihnen, die übrigen 16 konnten flüchten.

Die Getreidepreise in der Region Rumegies waren für die meisten Menschen weiterhin zu hoch, und Dubois wettert gegen die „Neureichen“, die rechtzeitig Getreide gebunkert hatten und nun im

Verkauf hohe Gewinne einstrichen.

1697 regnete es so viel, dass es im Dorf eine ziemlich schlechte Ernte. Das Einzige, was man ernten konnte, war Roggen. In seinen Einträgen des Jahres 1698 schreibt Dubois über drei Brüder einer ortsansässigen ‚Problemfamilie'. Einer hatte ein Pferd gestohlen und wurde gehängt, einer beendete sein Leben als Galeerensklave, und der dritte hatte erst im französischen und dann im spanischen Heer gekämpft, war dabei fünfmal desertiert und hatte jedes Mal die Prämie für neue Rekruten eingestrichen.

An die Hungersnot von 1699 sollte man sich noch lange erinnern. „Hunderte" standen täglich Schlange, um nach Brot zu betteln. Doch schon kurze Zeit später rüstete man sich wieder zum Krieg (1701) und erhob erneut eine Kopfsteuer, dieses Mal ohne zeitliche Begrenzung; fünf Jungen wurden aus dem Ort wurden gezwungen, sich einer Miliz anzuschließen, drei weitere mussten in die Armee des Königs eintreten.

Wieder ein paar Jahre später (1708) belagerte eine niederländische Armee mit Unterstützung der Briten die Stadt Lille, und von August bis Dezember wurde die gesamte Region von plündernden französischen Soldaten überrannt, Reitern, die Heu für ihre Pferde stahlen.

Auf das ohnehin schon schwierige Jahr folgte ein nasser und kalter Winter, der bis April 1709 andauerte. Doch auch der Frühling brachte für Rumegies keine Entspannung. Die französische Armee war gezwungen, sich zurückzuziehen.

Am 27. Mai fiel eine plündernde Armee von mehr als 10.000 Söldnern aus der Niederländischen Republik in die Diözese Saint-Amand ein, zu der die Pfarrei Rumegies gehörte. Binnen weniger als drei Monaten starben 180 Dorfbewohner. Alexandre Dubois beschreibt die Eindringlinge mit Bildern, die er Schilderungen des Jüngsten Gerichts entnimmt. Niemand im Dorf verstand die Sprache der Niederländer; sie waren bewaffnet „mit Pistolen, Bajonetten, Schwertern und großen Stäben … und sie zerstörten alles. Sie nahmen fünfzig Kühe und dreißig Pferde; und nachdem sie nach Belieben alles stahlen, dessen sie habhaft werden konnten, … taten sie einigen Frauen Gewalt an und töteten mehrere Dorfbewohner durch Stockhiebe." Sie brachen auch in die Pfarrkirche ein, „plünderten und entweihten sie" und verprügelten unseren Chronisten, Dubois. Ihre „Gesichter zeigten nichts als Blutdurst … sie lieferten Rumegies ihrer Wut aus".

Dubois und die Dorfbewohner flohen. Aber als sie zwei, drei Tage später zurückkamen, war von ihren Häusern „nichts mehr übrig als die Mauern": Da gab es „keine Türen, keine Fenster, kein Glas, kein Stückchen Metall mehr – und was noch schlimmer war: keinen

einzigen Ballen Heu. Tatsächlich gab es keinen einzigen mehr in der gesamten Region Tournai, und das führte dazu, dass im folgenden Winter fast alle Tiere starben." Dubois bekam mit, dass auch Dorfbewohner an Unterernährung starben: Bis Weihnachten waren viele Menschen tot, aber unter ihnen war nicht einer von denen, die genug zu essen gehabt hatten: „Die meisten Toten hatten weder Geld gehabt noch Unterwäsche noch Stroh, auf dem sie schlafen konnten." Und das Brot, das die Menschen aßen, war von einer Art, wie es „im Jahr zuvor nicht einmal die Hunde gefressen hätten".

Ostern 1710 kam eine Armee nach Rumegies, die sich auf dem Weg zur Belagerung von Douai befand. Die Soldaten stahlen alles, was ihnen in die Finger kam. Ein Jahr später musste das Dorf sechs Wochen lang Soldaten eines hannoverschen Infanterie-Regiments beherbergen – und versorgen. Im März 1712 hausten zehn Tage lang französische Kavalleristen im Ort, die Holz, Fuhrwerke, Pferde und Heu mitnahmen: „Wären sie noch länger geblieben, wir wären gezwungen gewesen, das Dorf zu verlassen. Diese Herren nehmen alle Pferde … Sie halten sie so lange, wie sie wollen, bis sie abgenutzt sind, sie geben ihnen nichts zu fressen und geben auch ihren Besitzern nichts dafür. Sie treiben unsere armen Bauern zur Verzweiflung." Zwischen 1709 und 1713 fiel die Nachbarstadt, Saint-Amand, mehrmals in neue Hände, wurde zwischen niederländischen und französischen Armeen hin- und hergereicht, und jedes Mal musste Rumegies so viel Heu, Werkzeuge, Geld und Lebensmittel bereitstellen, dass für die Dorfbewohner nichts mehr blieb. Am Ende musste Rumegies, wie alle Nachbardörfer auch, seine Ländereien verkaufen, um die armen Leute in der Gemeinde ernähren zu können – und das für weniger als die Hälfte des üblichen Wertes.

Der Priester beendet seine Beschreibung der Ereignisse von 1709 mit einem Bericht von niederländischen Soldaten, die die drei Glocken der Dorfkirche abmontierten und fortschaffen wollten. Als es ihnen nicht gelang, versuchten sie frustriert, sie zu zerschlagen. Als auch das nicht klappte, setzen sie eine der Glocken so stark in Schwung, bis sie vom Glockenturm fiel. Und als die Glocke nach dem Auftreffen auf dem Boden noch immer intakt war, schmissen sie eine zweite Glocke hinterher, die auf der ersten landete. Dadurch entstanden an beiden Glocken feine Risse, so dass sie schließlich eingeschmolzen und neu gegossen werden mussten. Das wurde in Tournai gemacht und war ziemlich teuer; am Sonntag, dem 29. Oktober 1713, wurden die neuen Glocken geweiht.

Die Szene mit den Glocken erinnert an die religiös motivierten Kämpfe des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) oder der Hugenottenkriege (1562–1598). Die Soldaten Ludwigs XIV. hatten 1681 die protestantische Stadt Straßburg eingenommen und dort den

Katholizismus wieder durchgesetzt; und als der französische König im Jahr 1685 das Edikt von Nantes (1598) aufhob, verstießen von einem Moment auf den anderen alle französischen Protestanten gegen das Gesetz. Die Gewalt, die die niederländischen Soldaten den „papistischen“ Kirchenglocken von Rumegies antaten, war also vermutlich eine Reaktion auf die Unterdrückung der protestantischen Kirche in Frankreich. Zweifellos marschierten in ihren Reihen auch französische Hugenotten.

Tierhäute

Gehen wir wieder einen Schritt zurück, ins späte 16. Jahrhundert. Das Thema auch diesmal: eine Hungersnot. Neun angstvolle Monate lang, bis zum August 1573, wurde das Bergdorf Sancerre in der Nähe von Bourges in der Mitte Frankreichs von der königlichen Armee belagert. Ein religiös motivierter Bürgerkrieg tobte zwischen Katholiken und Protestanten (den „Hugenotten“), und als im befestigten Sancerre, in dem sich die Hugenotten verschanzt hatten, die Lebensmittelvorräte aufgebraucht waren, griff man zu wahrlich verzweifelten Maßnahmen.

Der Hugenotten-Pastor Jean de Léry befand sich die gesamte Zeit der Belagerung über in der Stadt und verfasste fast zeitgleich einen Bericht über seine Erfahrungen dort. Das zehnte Kapitel seiner Geschichte, das sich mit den Auswirkungen der Hungersnot in der kleinen Stadt beschäftigt, gilt als eine der erschütterndsten Stellen in europäischen Chroniken überhaupt. Hier soll für den Moment nur erwähnt werden, dass er beschreibt, wie die Sancerrois in ihrer Suche nach Nahrung Tierhäute und Leder kochten, bis hin zu Pferdegeschirr, Pergament, Briefen, Büchern und den Fellen von Trommeln. Einige aßen sogar pulverisierte Knochen und die Hufe von Pferden.

Die Tierhäute und Trommelfelle, so teilt er uns mit, wurden ein oder zwei Tage lang eingeweicht, wobei man das Wasser immer wieder wechselte. Dann schabte man sie mit einem Messer ab und kochte sie fast einen ganzen Tag lang, bis sie weich waren. Um dies festzustellen, „kratzte man mit den Fingern an den Häuten und stellte fest, ob sie klebrig waren“. Jetzt konnte man die Häute wie Kutteln in kleine Stücke schneiden und mit Kräutern und Gewürzen vermengen.

Wenn Menschen so etwas tun müssen, spricht das, was die Grausamkeit des Krieges betrifft, für sich.

Pioniere

Im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts begleiteten sogenannte „Pioniere“ die Armeen, dazu gehörten Erdarbeiter, Ausgräber und Bergleute. Sobald eine Armee eine Stadt belagerte, rief man hunderte oder sogar tausende Pionieren herbei, die unter äußerst gefährlichen Umständen Gräben rund um die belagerte Stadt ziehen und (falls nötig) unter den Mauerringen, die eine Stadt umgaben, Gänge anlegen mussten. An bestimmten Punkten wurden dann in diesen unterirdischen Gängen Fässer mit Schießpulver platziert, deren Explosion die Mauern darüber einreißen sollten, damit die belagernde Armee die Stadt stürmen konnte.

Erstaunlicherweise wissen wir fast nichts über diese Pioniere, vor allem weil ihr niederer Stand und die geringe Wertschätzung für ihre Arbeit dazu führten, dass sie in den historischen Aufzeichnungen kaum auftauchen. Selbst die Infanterie blickte auf sie hinunter, als Zivilisten, die noch weniger Sold erhielten als die gewöhnlichen Soldaten. In den Indizes der Militär- und Sozialhistoriker suchen wir vergebens nach Einträgen zu diesen „Pionieren“. Im Juni 1573, als nach fünf Monaten die Blockade der großen protestantischen Hafenstadt La Rochelle aufgehoben wurde, waren mehr als die Hälfte der 18.000 Soldaten der Belagerungsarmee tot, lagen im Sterben oder waren desertiert. Aber von den 2000 schlechtbezahlten Grubengräbern, die zu Beginn der Belagerung vor Ort waren, lebten nur noch 200.

Ein deutscher Schuhmacher (1630)

Alexandre Dubois’ Chronik vom unvorstellbaren Leid in der Gemeinde Rumegies ging das Tagebuch eines gewissen Hans Heberle voraus, eines Schuhmachers aus dem Dorf Neenstetten etwa zwölf Meilen nördlich von Ulm, damals eine der größten Städte Süddeutschlands.

Auf dem Höhepunkt des Dreißigjährigen Kriegs durchquerten den Großraum Ulm mit seinen vielen verstreuten Dörfern immer wieder schwedische und kaiserlichen Armeen mit ihren vielen Einheiten ausländischer Soldateska – Finnen, Schotten, Iren, Spanier, Polen, Tschechen, Kroaten, Ungarn, Italiener und andere mehr. Der Schuhmacher beschreibt, wie Neenstetten und das benachbarte Weidenstetten immer wieder Opfer plündernder Soldaten wurden, die die Dörfer zu Pferd und zu Fuß überfielen. Diese Überfälle endeten häufig mit dem massenhaften Diebstahl von Vieh, Futtermitteln, Getreide, Werkzeugen, Fuhrwerken und Pferden. Dorfbewohner wurden geschlagen, getötet, Lösegeld erpresst; manchmal wurden Frauen vergewaltigt, gelegentlich entführt. Brandstiftung war ebenfalls ein häufiges Phänomen, dem vor allem diejenigen Bauern

zum Opfer fielen, die sich wehrten.

Mit versprengten Freischärlern konnten die Dorfbewohner noch umgehen, aber die Ankunft ganzer Kompanien verbreitete unter ihnen Angst und Schrecken. Sie packten dann rasch ihre wertvollsten beweglichen Güter (und ihre Lebensmittel) zusammen, packten sie auf Karren oder Wagen und machten sich rasch auf nach Ulm, um hinter den Stadtmauern Schutz zu suchen. Heberle, unser Schuhmacher, zählt im Laufe der 1630er- und 1640er-Jahre nicht weniger als dreißig solcher Fluchten. Hunger, Unterernährung, Krankheit, eiskalte Winter und das Leben in den überfüllten Fuhrwerken (manchmal mehrere Wochen am Stück) wurde geradezu zur Regel. Man kann sich gut vorstellen, dass es zu Spannungen zwischen den armen Flüchtlingen und den Ulmer Bürgern kam, vor allem wenn die Flüchtlinge Krankheiten mitbrachten oder wenn sie keine Nahrung mehr hatten und betteln mussten.

Allerdings konnte sich das Schicksal durchaus auch gegen die Soldaten wenden, nämlich wenn sie bestraft wurden. Im kaiserlichen Heer gab es Kommandanten, die (soweit möglich) ein diszipliniertes Klima schaffen wollten und zum Teil drastische Strafen gegen ihre Männer verhängten. Hans Heberle, ein Lutheraner, für den Priester „gefräßige Tiere" waren, erlebte selbst mit, auf welche Weise katholische Offiziere Gerechtigkeit walten ließen: Er sah zu, wie Soldaten zum Tode verurteilt wurde – einmal waren es gleich zehn auf einmal, einige von ihnen „vornehme und hochrangige Offiziere. Sie wurden auf dem Marktplatz [von Geislingen] enthauptet". Was Heberle nicht in Betracht zog, war die Tatsache, dass auch die schreckliche Grausamkeit der Soldaten in Kriegszeiten nicht von ungefähr kam und bestimmte Gründe hatte; ihnen ging es oft genug selbst ums bloße Überleben, wie in einem späteren Kapitel erzählt werden soll.

Der Tod der männlichen Bevölkerung

Der große protestantische Held des Dreißigjährigen Kriegs, König Gustav Adolf von Schweden († 1632), war die treibende Kraft hinter einer Politik, die die bäuerlichen Gemeinden seines Landes ihrer männlichen Bevölkerung beraubte. Wie Ludwig XIV. brauchte er verzweifelt Soldaten, um seine großen Ziele durchzusetzen. Sechs Kriege gegen Dänemark allein im 17. Jahrhundert und, nicht zu vergessen, die wichtige Rolle des Landes im Dreißigjährigen Krieg verwandelten das Land Schweden in einen Staat, in dem es um kaum noch etwas anderes als Steuern und Macht ging – und in ein einziges großes Rekrutierungsfeld. Im Jahr 1648 „gab es 127 schwedische

Garnisonen, die in ganz Deutschland verstreut lagen“.

Doch Schweden war in erster Linie ein Agrarstaat und obendrein eher dünn besiedelt. Die Bauern machten 90 Prozent der Bevölkerung aus. Ihre Höfe waren klein, bestanden aus einzelnen Haushalten, und viele Grundstücke lagen auf den Landgütern von Adeligen. Von den 1620er-Jahren an musste jede Gemeinde in Schweden eine bestimmte Anzahl an Soldaten stellen und ausstatten, und diese Anzahl wurde jedes Jahr von der Krone neu festgelegt. Die Wehrpflichtigen wurden von den Gemeinden selbst ausgewählt.

Eine Studie der Gemeinde Bygdeå zeigt, dass im Laufe der 18 Jahre von 1621 bis 1639 die dortige männliche Bevölkerung im Alter von 15–60 von 472 auf 294 sank – ein Rückgang von fast 40 Prozent. Schuld daran waren die großen Verluste in den Kriegen mit schwedischer Beteiligung, wobei die meisten Soldaten an Krankheiten starben, mit denen sie sich in den Garnisonen ansteckten. Von den im Jahr 1638 einberufenen Männern, 27 an der Zahl, „starben alle bis auf einen vor ihrer Zeit, im Ausland“. In Geoffrey Parkers Worten: „Die Rekrutierung … war zum Todesurteil geworden.“ Um die Quote der Wehrpflicht zu erfüllen, musste die Gemeinde Bygdeå sogar Teenager in den Krieg schicken; im Jahr 1639 waren die Hälfte der Rekruten von dort „erst 15 Jahre alt und alle, bis auf zwei, unter 18“.

Die Verluste durch den Krieg „führten zu einem geradezu katastrophalen Mangel an erwachsenen Männern in der Gemeinde. Ende der 1630er-Jahre kamen in Bygdeå auf jeden Mann 1, 5 Frauen“. Und zählt man Kinder und Greise nicht mit, kamen sogar „etwa drei Frauen auf jeden erwachsenen Mann“. Natürlich fehlten die Männer bei der Landarbeit, und „immer mehr landwirtschaftliche Betriebe wurden von Frauen geleitet“.

So wie in Bygdeå ging es auch in anderen Teilen Europas zu – so im Herzen Spaniens ab Ende des 16. Jahrhunderts, als die Habsburger verzweifelt versuchten, die Niederlande unter Kontrolle zu halten, in Deutschland während des Dreißigjährigen Krieges, als grassierende Krankheiten und Waffengewalt vor allem die männliche Bevölkerung dezimierten, und in Frankreich etwa ab 1685, als die Kriege Ludwigs XIV. immer mehr Männer in den Tod schickten.

Aber der Krieg konnte auch Menschen ‚beseitigen‘, die in den Gemeinden ohnehin nicht gern gesehen waren: hartnäckige Bettler, herumlungernde Bedürftige, Störenfriede, Landstreicher und andere Existenzen am Rande der Gesellschaft. Wenn die Anwerber des Heers kamen, dann zwang man diese unerwünschten Gestalten, sich dem Militär anzuschließen – wenn es sein musste, mit Gewalt und Ketten. Zwischen 1627 und 1631 wurden etwa 25.000 Männer aus Schottland nach Deutschland verschifft, um in dänischen und schwedischen Heereszügen zu dienen; viele von ihnen waren „herrenlose Männer“,

die entführt oder anderweitig gewaltsam eingezogen worden waren. Der strenge schottische Calvinismus schrieb ein äußerst diszipliniertes Leben vor, und zweifellos galten jene Arbeitslosen, die nun in Deutschland aufgegriffen und in den Krieg geschickt wurden, als undiszipliniert und als faul.

Schwindende Armeen

Als eine Florentiner Armee Ende Juni 1406 versuchte, die Mauern von Pisa zu überwinden, brach mit einem Mal eine Krankheit aus, die die Soldaten beträchtlich dezimierte. Riesige Schwärme von Fliegen kamen scheinbar aus dem Nichts. Das war das erste Zeichen. Dann kamen Flöhe und Läuse, gefolgt von einer wahren Plage von Mäusen und Fröschen (Letztere von einer Art, dass „selbst der schmutzigste Bauer“ sie nicht geduldet hätte). Eine brutale Hitze senkte sich auf das Flusstal von Pisa. „Die Ansteckung über die Luft war derart, dass selbst die Gesündesten von heftigem Fieber befallen wurden. Und die Soldaten waren so schwach und erschöpft, dass sie nur noch auf der Erde herumliegen konnten.“

Überraschenderweise verlief die Krankheit trotz ihrer Symptome, die stark an Typhus erinnern, offenbar nicht tödlich. Die kommandierenden Offiziere waren in der Lage, die verschiedenen Einheiten voneinander zu trennen und von A nach B zu bewegen. Schließlich wurden die Soldaten wieder gesund und konnten die Belagerung wieder aufnehmen. Normalerweise hatten die Armeen weniger Glück, wenn es um Krankheiten ging. Die Todesursache vieler Soldaten waren tödliche Infektionskrankheiten, die sich binnen weniger Tage in einem ganzen Heerlager ausbreiten konnten.

Im April 1528, inmitten der Italienkriege, traf der aufstrebende französische General Vicomte de Lautrec vor Neapel ein, mit einer Armee von 28.000 Mann. Er belagerte die Stadt und wollte sie den spanischen und italienischen Besatzern abnehmen. Doch mitten im heißen Juli begann sich plötzlich Typhus in seinen Reihen auszubreiten, verursacht durch den Kot von Kleiderläusen. Binnen einem Monat starb mehr als die Hälfte seiner Soldaten; einige Quellen berichten sogar, dass ihm „von 25.000 Mann nur 4000 blieben“. Auch Lautrec starb, genau wie die meisten Kommandeure und eine Reihe französischer Adliger. Am 29. August begannen die Belagerer, sich zurückzuziehen, aber bereits am nächsten Tag mussten sie sich ergeben. Sie hatten keine Chance gegen den Feind. Die wenigen Überlebenden, die nicht von den ortsansässigen Bauern getötet wurden, mussten sich zu Fuß zurück nach Frankreich aufmachen, ohne Pferde und Lasttiere. Unterwegs blieb ihnen nur, um Brot und

Almosen zu betteln.

Ein noch dramatischerer Fehlschlag war ein Feldzug eines der großen Generäle des Dreißigjährigen Kriegs, Wallenstein, etwa hundert Jahre später: Im August 1626 marschierte er mit seiner Armee von Zerbst (Anhalt) nach Olmütz (Mähren) und legte innerhalb von nur 22 Tagen 600 Kilometer zurück. „20.000 Mann gingen in Zerbst los. 5000 … waren am Ende des Feldzugs übrig." Der Rest fiel Pest, Ruhr, Erschöpfung und Fahnenflucht zum Opfer. Der Tod ließ die Armeen verschwinden.

Quartiere

Juli 1649, östlich von Paris nahe Chalons-sur-Saône: Ein französisches Regiment verlangt Quartier in einem Dorf, dessen Einwohner behaupten, von der Einquartierung von Soldaten ausgenommen zu sein. Als die Dorfbewohner sich weigerten, das Regiment unterzubringen, und obendrein der Kommandant, ein Baron, von einem Musketenschuss verwundet wurde, plünderten die Soldaten das Dorf. Sie stürmten die Kirche, wo die meisten der Dorfbewohner Zuflucht gesucht hatten, töteten einen Mann und versuchten dann, den Bauern zu hängen, den sie im Verdacht hatten, auf den Offizier geschossen zu haben. Am Ende ergriff man noch 30 bis 40 Dorfbewohner und verschleppte sie nach Verdun, um Lösegeld für sie zu erpressen.

Die betreffende Einheit wurde bald aufgelöst und die Soldaten anderen Kompanien zugeteilt. Strafen gab es ansonsten keine. Entweder hatte das Dorf die Befreiung von der Einquartierung käuflich erworben, oder man hatte Kontakte zu hochgestellten Persönlichkeiten, denn im 17. Jahrhundert war es in Frankreich gängige Praxis, dass Zivilisten Soldaten einquartierten. Doch natürlich konnten Offiziere über gute Kontakte zur Obrigkeit verfügen. Im Winter 1640–1641 randalierte ein in der Stadt Moulins einquartiertes Regiment, während der kommandierende Offizier, Roger de Rabutin, Graf von Bussy, fort war: Er hatte eine Liebesaffäre mit der Gräfin Hélène de Busset. Als Strafe dafür, dass er seine Männer nicht unter Kontrolle hatte, landete er in der Bastille, doch dank seiner guten Verbindungen zum mächtigsten Politiker Frankreichs, Kardinal Richelieu, kam er drei Monate später wieder frei.

Ein Kommandant: Blaise de Monluc (ca. 1500–1577)

Blaise de Montesquiou-Lasseran-Massencôme, Seigneur de Monluc, war das älteste von elf Kindern. Seine Familie gehörte dem Adel der Gascogne an, besaß ein Schloss in der Nähe von Condom (120 Meilen südlich von Bordeaux), und auch wenn es ihr finanziell nicht mehr ganz so gut ging, verfügte sie über einflussreiche Verbindungen. Monlucs Bruder Jean wurde später Bischof von Valence.

Als die Familie beschloss, dass Monluc sein Glück beim Militär suchen sollte – das Einkommen aus den familieneigenen Immobilien war zu dürftig, um ihm ein standesgemäßes Leben zu ermöglichen –, schickte man den 13-Jährigen zu Antoine, dem Herzog von Lothringen, der ihn zunächst als Pagen einstellte, dann als Bogenschützen (als Gehilfe eines Reiters der schweren Kavallerie) in einer seiner Kompanien. Im Alter von 20 Jahren nahm Monluc an einem Feldzug in den Italienkriegen teil und geriet bei der Schlacht von Bicocca (April 1522) in Gefangenschaft. Von diesem Punkt an war sein Leben von Waffen, Feldzügen und Pferden bestimmt, und er wurde an verschiedenen Orten stationiert, mit Ausnahme von ein paar Intervallen, als er durch Beziehungen an den Hof des Königs kam; hier und anderswo fiel er jedoch manchmal in Ungnade, weil er zu freimütig seine Meinung äußerte. Aber er rappelte sich immer wieder auf. Er diente in Italien unter dem bekannten General Lautrec (Odet de Foix), und in der Zwischenzeit erwarb er sich einen gewissen Ruf.

In der Schlacht von Pavia (im Februar 1525) wurde er wieder einmal gefangengenommen – genau wie der König von Frankreich. Monlucs Entführer verlangten Lösegeld, eine Praxis, die sich bis ins 18. Jahrhundert fortsetzte. So gut wie alle Adligen, die im Krieg in Gefangenschaft gerieten, mussten sich freikaufen. Und die Lösegelder waren hoch, oft bis zu einem Jahresgehalt des Gefangenen. Bei dieser Gelegenheit scheint Monluc jedoch ausnahmsweise davongekommen zu sein, ohne dass er etwas bezahlen musste. Bald darauf taucht er als Offizier wieder auf, in Neapel, Marseille, im Artois, in Perpignan, Cérisoles, der Boulogne, Moncalieri, Siena, La Rochelle, Lhionville und an vielen weiteren Orten. Seine Kampferfahrung konnte er in fünf Schlachten, 19 Angriffen auf Festungen, 11 Belagerungen und etwa 200 Scharmützeln unter Beweis stellen.

Mit der Zeit wuchs Monlucs Ruhm, so als Kommandant bei der Belagerung von Siena 1554/55, noch mehr indes im Rahmen seiner barbarischen Aktivitäten in den Hugenottenkriegen der 1560er- und 1570er-Jahre in Frankreich. Er war ein gnadenloser Kämpfer für den König und die katholische Kirche, er „zierte die Bäume mit Gehängten“ und schickte „die Bewohner ganzer hugenottischer Städte ins Verderben“, so geschehen etwa in Monségur, Targon und Vergt im Jahr 1562.

Sein Körper wurde zu einer veritablen Landkarte seiner

Kriegserfahrungen. Durch eine besonders tollkühne Aktion verlor er beinahe einen Arm, an einer Schulter und einem Handgelenk erlitt er schwere Schusswunden, ein Hüftknochen war verschoben, und ab 1570 trug er eine lederne Maske, die er sich eigens dazu anfertigen ließ, die Spuren eines Schusses aus einer Arkebuse zu verbergen, der ihn seine Nase und einen Teil seines Gesichts gekostet hatte. Doch trotz allem versuchte er nie, seine Familie aus dem Kriegsgeschehen herauszuhalten. Sein Lebenswandel weist darauf hin, dass er sich überhaupt kein anderes Leben mehr vorstellen konnte. Im Alter von etwa 46 Jahren war er bereits Witwer, aus dieser ersten Ehe hatte er vier Söhne und drei Töchter. Drei Söhne wurden Soldaten und starben im Kampf; der vierte trat einem geistlichen Ritterorden bei, dem Malteserorden, und wurde später Bischof von Condom. Zwei seiner Töchter gingen ins Kloster. 1574 machte ihn König Heinrich III. zum Feldmarschall *(Maréchal de France)*.

Anfang der 1570er-Jahre diktierte Monluc einen langen Brief, in dem er sich und seine Taten rechtfertige. Anlass war eine offizielle Überprüfung seiner Finanzen als Gouverneur der Guyenne. Später erweiterte er diesen Brief und machte daraus seine *Commentaires*. Dieses Werk ist eine packende Autobiografie und ist in vielerlei Hinsicht typisch für eine bestimmte Art von Adligen, die beim Militär ihre Berufung fanden; eine Berufung, die sie mit tiefer Leidenschaft erfüllte. Die einzigen Abschnitte seines Leben, in denen er unglücklich oder unzufrieden war, scheinen diejenigen gewesen zu sein, in denen er fern war von bewaffneten Männern, Kavalkaden, Schlachten und Rüstungen, Kommandos und großen Gesten.

König Heinrich IV. von Frankreich († 1610) war Monluc ganz ähnlich, als er ein junger Mann war und auch noch später: Er liebte Pferde, bewaffnete Kompanien und den Tumult des Kriegs. Genau wie König Gustav Adolf von Schweden übrigens. Kaum etwas begeisterte sie so sehr wie der Galopp in die Schlacht, zumeist flankiert von Männern aus uralten Adelslinien.

Doch in Europas Armeen dienten ja beileibe nicht nur Adlige. Alles war dabei – vom Schwerverbrecher bis hin zum Kavalier, der für Glauben, König, Ehre, Geld oder einen höheren persönlichen Status kämpfte. Der „gute Zweck“ und blankes Eigeninteresse marschierten Hand in Hand. Die Motive waren verschwommen und wechselten. Doch wenn die blanke Notwendigkeit (der Hunger beispielsweise) viele arme Männer aus Stadt und Land zum Militärdienst trieb, war dies bei den Offizieren, die aus vornehmeren Familien stammten, meist nicht der Fall. Es gab auch hier Ausnahmen, so in Schweden, Spanien und Deutschland: Söldner, die vom äußersten sozialen Rand der Adelsschicht stammten, „Herren“ ohne Einkommen, ohne Pferd oder eigene Mittel. Auch diese Männer zogen (wie ihre reicheren

Standesgenossen) in den Krieg, entweder um ihre finanzielle Lage zu verbessern, oder weil sie „hehre Ziele“ hatten oder Abenteuer suchten. Und manche waren sogar darauf aus, später in Gesellschaft ihre Kriegsnarben präsentieren zu können. Der dänische General Graf Josias Rantzau rühmte sich seiner sage und schreibe 60 Wunden – „im Laufe seiner Karriere“ verlor er unter anderem „ein Auge, einen Fuß, eine Hand und ein Ohr“. Seit Menschengedenken war die Tapferkeit im Feld etwas, das den wahren Edelmann auszeichnete.

Rache

Im Jahr 1633 ermordeten aufgebrachte Bauern ein paar Kilometer vor München bei zwei getrennten Vorfällen mehrere versprengte Soldaten. Der erste Vorfall ereignete sich im Dorf Erling, wo man zwei schwedische Soldaten entdeckte, die sich in einer Getreidekiste versteckt hatten. Die Dorfbewohner töteten einen von ihnen und begruben den anderen lebendig, zusammen mit dessen totem Begleiter. Der zweite Vorfall fand in einer Dezembernacht statt, rund acht Monate später: „50 bewaffnete Bauern [gingen] von Seefeld nach Aschering und überfielen dort einen Komplott berittener Räuber, die in der Frühe den Seefeldischen unweit München fünf Pferde auf dem Wege abgenommen hatten, schossen ihre Anführer tot, sprengten die übrigen in die Flucht und führten ihre Pferde mit nach Haus.“ Es war das blutigste Jahrzehnt des Dreißigjährigen Kriegs in Deutschland.

Auf der protestantischen Seite kämpfte in diesem Krieg der schottische Oberst Robert Monro (ca. 1590–1680), der in den 1620er-/1630er-Jahren sieben Jahre lang bei den schwedischen Streitkräften diente. Er war der Meinung, der Bauer sei „stets der Feind des Soldaten“. Im April 1632 befand er sich mit der Armee von König Gustav Adolf in Bayern, in der Nähe von Freising und von Memmingen. Die Kommandanten hatten den ummauerten Städten Hohenwart und Pfaffenhofen die Zahlung von „Beiträgen“ (sprich: Kriegsabgaben) auferlegt. Die Bauern in der Nachbarschaft reagierten äußerst heftig darauf: „Auf dem Marsch spielten sie unseren Soldaten (die abseits gingen, um zu plündern) grausam mit, schnitten ihnen Nasen und Ohren, Hände und Füße ab, stachen ihnen die Augen aus und verübten vielerlei weitere Grausamkeiten, nur um es von den Soldaten mit Recht zurückgezahlt zu bekommen, die ihrerseits auf dem Vormarsch zahlreiche Dörfer niederbrannten und die toten Bauern, wo sie sie fanden, liegen ließen.“

Die Bauern taten wenig mehr, als mit eben solcher Grausamkeiten zu reagieren, wie sie die Gesetze der fürstlichen Autorität zuvor gegen sie angewendet hatten. Das Gesicht zu verstümmeln, indem man Nase

und Ohren abschnitt, war eine weit verbreitete Strafe, die oft gegen aufständische Bauern angewendet wurde. Die Rache brachte da eine gewisse Befriedigung mit sich. Einem Bericht zufolge sollen bewaffnete Dorfbewohner im Jahr 1620 ganze 400 Soldaten des Grafen Ernst von Mansfeld getötet haben – eine komplett unglaubwürdige Behauptung. Doch ein erfahrener Offizier hätte niemals einen verwundeten Soldaten in einem Dorf zurückgelassen und von den Dorfbewohnern erwartet, dass sie sich um ihn kümmerten. Er wusste sehr wohl, dass sie den Mann wahrscheinlich ermorden würden.

Schon lange vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges hatten ganze Banden berittener Banditen große Teile des frühneuzeitlichen Europa terrorisiert, und seitdem hatten die Bauern fast überall gelernt, wie man Feuerwaffen benutzt, und viele von ihnen besaßen solche Waffen auch.

Soldaten in Lumpen

Ein Eintrag aus dem Tagebuch des Benediktinermönchs Maurus Friesenegger vom Dezember 1633, als der Dreißigjährige Krieg auf dem Höhepunkt war, vermittelt uns ein ganz eindringliches Bild. Damals wurde er Zeuge einer formalen Musterung italienischer und spanischer Regimenter in einem bayerischen Dorf, und dabei beobachtete er die einfachen Soldaten – „schwarze und gelbe Gesichter, ausgemergelte Körper, halbbedeckte oder mit Lumpen umhängte oder in geraubte Weibskleider einmaskierte Figuren, eben so, wie Hunger und Not aussieht“, schreibt er; und daneben „waren die Offiziere, ansehnlich und prächtig gekleidete Leute.“

In den Armeen Ludwigs XIV. fanden sich ziemlich häufig Männer, die in Lumpen gekleidet waren. Im Jahr 1673 notierte einer seiner Kriegskommissare, in einer bestimmten Kompanie habe er „26 oder 27 Männer“ gesehen, „die splitternackt waren, und die meisten hatten weder Schuhe noch Socken“. Auch hundert Jahre zuvor hatte dies kaum anders ausgesehen. Im Jahr 1573, als die Kommandanten des Königs schließlich die fehlgeschlagene Belagerung der protestantischen Hochburg La Rochelle aufhoben, waren die Belagerer sämtlich erkrankt und „nur mit Fetzen bedeckt“. Drei Jahre später zog eine vom Herzog von Mayenne befehligte französische Armee von zehntausend Mann durch die Lande – ohne Sold und ohne Nahrung lebten sie von dem, was sie unterwegs finden konnten, und „ihre Kleidung hing in Fetzen“. Soldaten in zerlumpten Kleidern sah man im Europa der Frühen Neuzeit in Kriegszeiten überall.

Ein Blick zurück

Die vielen verschiedenen Bilder und oberflächlich dargebotenen Details in diesem Kapitel erstrecken sich über einen ganzen Kontinent, auf dem Schmerzen und Furcht herrschten. Die Menschen litten unter den Kriegen ebenso wie unter den immer größeren, hungrigeren Armeen. Im Kern der Ereignisse lagen die Zahlungen für den Krieg, die Belagerungen und die endlosen Märsche riesiger Armeen mit ihren langen Reihen von Pferden, Lasttieren, Karren, Fuhrwerken, Artilleriezügen, Gefolge und umherziehenden Banden von Reitern auf der Suche nach Futter für ihre Tiere.

Dies war das Monster, das dafür sorgte, dass die Steuern unaufhörlich stiegen, das die Möglichkeiten von Fürsten und Oligarchien auf den Prüfstand stellte und die Produktionsabläufe von Landwirten ebenso wie die von städtischen Handwerkern geradezu zerstörte. Dagegen blühte in den öffentlichen Finanzen die Korruption und suchte sich immer neue Wege.

Doch Preise, Ernteerträge und die wirtschaftliche Entwicklung kann man genau berechnen und in Diagramme eintragen – mit dem Leid der Menschen ist das nicht möglich. Man kann ihm kein Thermometer in den Mund stecken, nicht seinen Herzschlag abhören, und es gibt keine Zahlen, die man irgendwo verzeichnen könnte, außer der Zahl der Toten, wobei selbst diese oft nur geschätzt werden können. Und die vielen Menschen, die im frühneuzeitlichen Europa in Kriegszeiten zum Krüppel gemacht wurden, hat nie jemand gezählt.

Abgesehen davon, dass sie uns Beschreibungen liefern, die manchen Romanschriftsteller übertreffen, wissen viele Frühneuzeithistoriker kaum, wie sie mit dem Leid der Menschen im Angesicht des Kriegs umgehen sollen. Ihre Darstellungen bieten kaum mehr als abstrakten und prosaische Wendungen; so begegnet einem das „unsägliche Leid“ in Städten, die „auf schrecklichste Weise geplündert“ wurden. Die Historiker bevorzugen die technischen Einzelheiten von Kampfgeschehen, Waffen, Logistik, Preisen, und Märkten sowie die genaue Analyse von Allianzen, Verträgen, Persönlichkeiten und Außenpolitik. Doch ein Krieg ist mehr als nur die Abfolge bestimmter Strategien kluger Staatsmänner oder ein Ereignis in der Wirtschaft und in der internationalen Politik (Stichwort „bewaffneter Konflikt“). Seine Auswirkungen durchdringen die Moral und die Psyche einer Gesellschaft; sie prägen, wie wir menschliches Handeln wahrnehmen, vergleichen und beurteilen. Wenn ein Historiker einen Krieg untersucht, dann sollte er sich so positionierten, dass auch die Frage von Recht oder Unrecht in sein Blickfeld rückt.

2 Pöbel und Adlige: Soldaten

Abschaum

Die oberen Klassen in Europa – aus denen die Offiziere stammten – betrachteten ihre Soldaten in der Regel als Abschaum. Das lässt sich schlüssig in Worten und Tatsachen beweisen, durch die Art und Weise, wie Herrscher und Minister ihre bewaffneten Männer behandelten. König Ludwig XIV. († 1715) hatte sich eigentlich vorgenommen zu erreichen, dass der demütige Dienst in seiner Armee als ehrenhaft galt. Als etwas, auf das ein Franzose mit Recht stolz sein konnte. Aber die Macht der Tradition, der dringende Bedarf an Rekruten und das Verhalten seiner Offiziellen ließen keinen Platz für diesen Traum.

In einer Welt des Blutadels, der privilegierten Kasten und der heiligen Hierarchien war die soziale Identität etwas, dem man nicht entkam. Eliten und Geistliche (protestantische wie katholische) vertraten die Ansicht, dass die Mächtigen jenen Platz innehatten, der innerhalb der natürlichen Ordnung des Kosmos für sie vorgesehen war. Die Soldaten waren zumeist schmutzige Analphabeten, die von ihren beschimpft und herumgescheucht wurden – natürlich waren sie nach der Ordnung der Dinge bloß niedere Kreaturen. Und überhaupt: War der gemeine Soldat in der Regel nicht ohnehin ein Schuft? Ein Spieler, ein Müßiggänger, ein Trunkenbold, vielleicht sogar ein ehemaliger Knastbruder?

Diesen Behauptungen und Karikaturen stand natürlich auch eine ganze Reihe von Ausnahmen gegenüber. In den großen Armeen fanden sich auch immer wieder ganz normale Angestellte, Studenten, die Söhne von Bauern und kleinen Kaufleuten. Mitunter verbarg sich dort auch der eine oder andere verarmte und ungebildete Adlige, der durch den Kontakt zu den Offizieren hoffte, ein wenig Kriegsbeute in die Finger zu bekommen und so seinen Status aufzuwerten. Ludwig XIV. erklärte es für ungesetzlich, dass diese an der Seite von Bürgerlichen dienten. Zu jeder Armee gehörten außerdem qualifizierte Handwerker – Schmiede, Lederarbeiter und Zimmerleute. Doch dies waren Männer, die mit eigenen Händen bescheidene Arbeit leisteten – sie waren nicht in der Lage, den Rang des gemeinen Soldaten aufzuwerten, ebenso wenig wie die wenigen Rekruten, die „etwas Besseres" waren (oder sich dafür hielten). Ausschließlich in religiös

motivierten Kriegen, in denen man für Gott zu kämpfen glaubte, konnte der niedere Soldat ansatzweise als ehrenhaft gelten. Ende 1552, bei der verheerenden Belagerung von Metz, in deren Rahmen seine Soldaten zu Tausenden starben, äußerte Kaiser Karl V. die Meinung, dass das nichts mache, denn diese Soldaten seien wie Raupen oder Heuschrecken, „die sich an den Knospen und anderen guten Dingen der Erde sattessen … Wären sie Männer von Wert, dann würden sie ja nicht für [nur] sechs Livres pro Monat in seinem Lager hausen“. Dies sagte er zu einem seiner führenden Generäle, dem Herzog von Alba, der seinerseits auf die meisten Fußsoldaten als „Arbeiter und Handlanger“ herabsah. Diese Haltung war den meisten kommandierenden Offizieren zu eigen, fast überall.

Gegen Ende jenes Jahrhunderts erklärte der bedeutende spanische Jurist Castillo de Bovadilla, Krieg sei „auch deshalb sinnvoll, weil im Zuge seiner zahlreiche Männer, die der Kot und das Exkrement des Gemeinwesens sind, fortgejagt werden und als Soldaten dienen müssen. Duldete man diese, so würden sie uns krank machen, so wie die schlechten Säfte, die man dem Körper austreibt und damit die guten Säfte fördert“. Fast 200 Jahre später, in den 1780er-Jahren, bemerkte der französische Kriegsminister, der Graf von Saint-Germain: „So wie die Dinge liegen, muss die Armee zwangsläufig aus dem Abschaum des Volkes bestehen und all denjenigen, für die die Gesellschaft keine Verwendung hat.“ Und noch Anfang des 19. Jahrhunderts vertrat der Herzog von Wellington die Auffassung, dass die Armee, die er gegen Napoleon führte, aus dem „Abschaum dieser Erde“ bestand – vor allem aus Trunkenbolden, denen man am besten, so glaubte er, Disziplin durch Prügel beibrachte.

Diese Sicht – der Soldat als Abschaum – hielt sich äußerst hartnäckig. Den kleinen Armeen im Italien des 15. Jahrhunderts blieb dieser Standesdünkel noch größtenteils erspart, obgleich auch sie gefürchtet und wenig beliebt waren. Angeführt wurden sie von privaten Stabsoffizieren (Condottieri), die den Herrschern auf Vertragsbasis dienten, und es waren Truppen von Freiwilligen, zudem mehr Kavallerie als Infanterie: Sie waren besser gekleidet, weniger verroht und mussten nur selten Hunger leiden, denn dass sie komplett von der Versorgung mit Nahrungsmitteln abgeschnitten waren, kam kaum vor. Auch sie bekamen hin und wieder ihren Sold nicht, aber ihre Feldzüge führten sie fast immer in die Nähe florierender Städte. Die große Verachtung für die Soldaten war eher ein Produkt des 16. oder 17. Jahrhunderts. Sie hing mit der rasenden Inflation jener Zeit zusammen, die die Armut verstärkte und damit die Verzweiflung der Soldaten; aber vor allem war sie ein Nebenprodukt der grassierenden Praxis der brutalen Zwangsrekrutierung. Und die erreichte vor allem die „Niedrigsten der Niedrigen“.

In den 1620er-Jahren schrieb Thomas Barnes, die Zwangsrekrutierung sei ein gutes Mittel, „um eine Stadt zu reinigen und ein Land von Landstreichern und Leuten, die mitten unter uns ein unanständiges Leben führen, zu befreien“. Er war der Ansicht, dass solche Menschen, wenn sie in Kriegszeiten dem Tod ins Angesicht sahen, endlich über ihre armen Seelen nachdenken würden. In Bristol bezeichnete 1635 der Prediger Thomas Palmer gewaltsam in die Armee gezwungene Männer als „Abschaum der Meere“ und „Exkrement des Landes“. Für seinen Kampf für den Protestantismus in Irland wollte er indes eine ganz andere Armee: „Es ist kein christliches Vorgehen, für ein solch ernsthaftes Vorhaben solche sündigen Maßnahmen zu wählen.“

Damit ließ er die Katze aus dem Sack: Wenn die Praxis der Zwangsrekrutierung nicht überall auf gleiche Weise und universell einsetzbar war, dann konnte daraus leicht ein Mittel zur sozialen Säuberung werden.

Und wie wurden die unfreiwilligen Rekruten ausgewählt? Bei Protestanten wie auch bei Katholiken stellte die Kirche die höchste Instanz gesellschaftlich-institutioneller Kontrolle dar. Die Tauf- und Todeslisten der Pfarreien boten Regierungen die Namen und Identitäten potenzieller Kandidaten für das Heer.

Solange Europa für die Regimenter der Berufsarmeen, der Herrscher und ihrer Stabsoffiziere genügend Freiwillige und Söldner produzierte, konnte man sich über einen Arbeitskräftemangel kaum beklagen. Dort, wo genug bezahlt wurde, dass man einigermaßen davon leben konnte, gab es immer Männer, die bereit waren, Waffen zu tragen – besonders gut verdeutlichen dies zwei Armeen des 16. Jahrhunderts: die Schweizer Pikeniere und die deutschen Landsknechte.

Damals wie auch später trieb der Hunger die Rekruten in die Armeen Europas, wo sie hofften, genug zu essen zu bekommen; Beispiele dafür sind die Söldner in den Vereinigten Niederlanden des frühen 17. Jahrhunderts und im Deutschland der 1630er- und 1640er-Jahre.

Bis Mitte des 16. Jahrhunderts gab es im Prinzip genügend Freiwillige in Europa, um die Nachfrage zu befriedigen. Doch dann änderten sich mit einem Mal die Ambitionen der Fürsten, und religiöse Kontroversen entstanden, und beides verlangte immer öfter nach immer mehr Soldaten.

Rekruten und Fahnenflüchtige

Als Erstes zeigte sich die Notwendigkeit, Menschen zu den Waffen zu zwingen, im England des ausgehenden 16. Jahrhunderts, dann in

Spanien, in den 1620er-Jahren in Schweden und danach in Frankreich und Deutschland – und das, obwohl jene Länder weiterhin Söldnerarmeen unterhielten.

Die Venezianische und die Niederländische Republik waren immer von Söldnertruppen abhängig. Sie standen im Ruf, ein wenig großzügiger zu sein als andere Staaten, was die Bezahlung betraf, insbesondere im 17. Jahrhundert, als auf dem internationalen Söldnermarkt starke Konkurrenz herrschte. Frankreich, Spanien und die deutschen Fürsten wollten ebenfalls ihren Anteil am verfügbaren Pool kampfbereiter Männer.

Ich betone die Zwangsrekrutierung deshalb in besonderem Maße, weil dieses Vorgehen (genau wie das Anheben der Steuern und das Erfinden immer neuer Abgaben) den Weg hin zur sich entwickelnden Staatsmacht kennzeichnet.

In den 1580er-Jahren, als Königin Elisabeth I. von England einen Feldzug anstrengte, um das katholische Irland dem Protestantismus zu unterwerfen, begann ihr Geheimer Rat damit, immer mehr Zwangsrekruten über die Irische See zu schicken. Der Krieg dort hatte sich zu einer grauenvollen Katastrophe ausgewachsen: Walisische und englische Soldaten beschrieben Irland als einen regelrechten Friedhof, einen Ort, wo nichts als Hunger und tödliche Krankheiten herrschten. Das hatte sich herumgesprochen, und so war kaum noch jemand bereit, dorthinzugehen. Man musste die Soldaten mit Waffengewalt in den Dienst Ihrer Majestät zwingen. In Chester gab es damals ein Sprichwort: „Besser zu Hause aufgehängt, als wie ein Hund in Irland sterben."

Ein Beispiel: Im Jahr 1600 lebten in den Garnisonen von Derry von ursprünglich 4000 Mann, die erst im Jahr zuvor bei diesen Außenposten eingetroffen waren, nicht einmal mehr 1500. Der Rest war von Ruhr, Typhus und anderen Ursachen dahingerafft worden. Kein Wunder, dass die Zwangsrekrutierung für den Irland-Feldzug „in der Nähe von Chester in den Jahren 1574, 1578, 1580, 1581, 1594 und 1596" Meutereien provozierte. Die Meuterei war die erste Stufe des entschlossenen Widerstands; die zweite waren Massendesertionen. Obwohl die Zwangsrekruten gut bewacht und häufig auch eingesperrt wurden, gelang immer wieder einigen die Flucht, mitunter sogar noch, bevor die Segel gehisst wurden.

Schätzungen zufolge wurden zwischen 1585 und 1602 etwa 30.000 bis 40.000 Menschen aus England und Wales nach Irland verschifft. Dazu zählten auch ein paar wenige Söhne von Kleinbauern, die sich freiwillig gemeldet hatten, um sozial aufzusteigen, und die die Offizierslaufbahn anstrebten. Doch die große Mehrheit waren zwangsrekrutierte Soldaten, und ihr Zustand, physisch wie moralisch, trieb die Offiziellen oft zur Verzweiflung. Ein Bericht aus Bristol

beschreibt die Neuankömmlinge folgendermaßen: „Die meisten von ihnen [sind] entweder lahm, krank, jung oder gemeine Schurken. Nur wenige ihnen besitzen überhaupt Kleidung; kleine, schwache, verhungerte Körper, die auf Jahrmärkten und Straßen aufgegabelt wurden, um den Platz besserer Männer einzunehmen, die man daheim ließ."

Die für Musterungen zuständigen Offiziere kehrten mitunter mit ganzen Trupps zu ihren Stützpunkten zurück. Ein Zeitgenosse behauptete, die Zwangsrekrutierung werde dazu verwendet, ganze Gemeinden „von Schurken, Bummelanten, Trinkern und solchen, die nicht anders leben können", zu reinigen. Ein anderer schrieb, er hätte eine Gruppe von Rekruten gerne gemalt – wann sähe man schon einmal „so viele seltsame, hinfällige Menschen", die aussahen, als „gehörten sie in ein Spital". Im März 1595 erreichten etwa 1500 Mann, die in der Bretagne gedient hatten, das irische Waterford. In Dublin besah sie sich William Russell, der neue Stellvertreter der englischen Krone in Irland, und merkte an: „Was … sind das bloß für Soldaten? Sie sehen aus, als kämen sie direkt aus den Londoner Gefängnissen." Und tatsächlich wurden manchmal so dringend Soldaten benötigt, dass man verurteilte Verbrecher aus dem Gefängnis entließ, um sie direkt ins Ausland in den Militärdienst zu schicken.

Die englische Praxis der Zwangsrekrutierung kam in der Mitte jenes Jahrhunderts auf, unter Heinrich VIII., und dauerte bis ins 19. Jahrhundert fort. Das Vorgehen dabei, von den illegalen Methoden bis hin zu den Auswahlkriterien, roch stets nach sozialer Säuberung. Während des Englischen Bürgerkriegs in den 1640er-Jahren akzeptierte sogar das Parlament die Praxis der Zwangsrekrutierung.

Ins Visier gerieten dabei zuallererst „herrenlose Männer": Arbeitslose, Obdachlose, „Faulenzer" und Bettler, aber auch einfach arme Leute aus Stadt und Land. Solche Menschen galten stets als Freiwild, und das wichtigste Zentrum der überzeugungsstarken, aber vor allem gewalttätigen Rekrutierer war London.

Noch härter als England und Wales traf es die armen Landstriche Schottlands. Schätzungen gehen davon aus, dass während des Dreißigjährigen Kriegs (1618–1648) 25.000 bis 50.000 Schotten in fremden Armeen dienten. In den Niederlanden und in Deutschland waren sie so zahlreich, dass sie mitunter (um mit einer bösartigen zeitgenössischen Hyperbel zu sprechen) „auf den Schlachtfeldern Europas so allgegenwärtig waren wie Läuse und Ratten". Viele von ihnen waren Freiwillige, angetrieben von ihrem Glauben an den von Schottland getragenen calvinistischen Kampf gegen das „Papsttum" – oder von quälendem Hunger und der Hoffnung auf Beute auf dem Kontinent. Aber weitaus mehr Soldaten wurden zwangsrekrutiert, und einige ließ man vor der Abreise sogar schwören, dass sie nie wieder

nach Schottland zurückkehren würden (unter Androhung der Todesstrafe). Doch nicht nur die Briten griffen zum Mittel der Zwangsrekrutierung, es gab sie auch auf dem Kontinent, vor allem in Spanien.

Im Achtzigjährigen Krieg (1567–1648) machten die habsburgischen Könige von Spanien ihren dynastischen Anspruch auf die Niederlande mittels Armeen deutlich, in denen vor allem ausländische Söldner dienten. Es scheint, als seien in diesen Armeen kaum mehr als 15 Prozent der Soldaten spanischer Herkunft gewesen. Letztere stammten fast zur Gänze aus Kastilien, so dass dort bis Ende des 16. Jahrhunderts fast keine erwachsenen Männer mehr lebten. Aufgrund des chronischen Mangels an Soldaten entschied sich die Krone nun für ein Vorgehen, das für explosive emotionale Szenen sorgte – auch wenn man sich dabei der lokalen Unterstützung der klassenbewussten Gemeinden bediente, die das Ganze ihrerseits zur sozialen Säuberung missbrauchten: Im Bemühen um Fairness hielt man in den Städten Spaniens Lotterien ab, bei denen Männer für den Kriegsdienst ausgewählt wurden. Doch abgesehen von den Massendesertionen, zu denen diese Lotterien führten, waren sie geradezu prädestiniert für die Stadtoberen, sich Gesetzeslücken, Listen, Betrügereien und persönlicher Beziehungen zu bedienen, um ihre Günstlinge aus dem Kriegsdienst herauszuhalten. Häufig bezahlten auch die Besserverdienenden andere Einheimische, um an ihrer statt in den Krieg zu ziehen. Wenn das nicht klappte, warben sie irgendwelche Fremden an, um die Quoten ihrer Gemeinde zu erfüllen. Bestimmte Gruppen waren zunächst vom Wehrdienst befreit: Adlige, städtische Beamte, Zöllner, Studenten der Universitäten, Bedienstete der Adligen und der Inquisition, aber auch Schafhirten und bestimmte Arbeitergruppen. Doch der Druck der königlichen Politik wuchs, und ab den 1630er-Jahren wurden auch bestimmte zuvor freigestellte *hidalgos* (Adlige) rekrutiert, obgleich viele von ihnen so arm waren, dass sie nicht einmal ein Pferd unterhalten konnten.

Für den Kriegsrat des Königs war es ganz selbstverständlich, dass 18–25 Prozent der Männer, die gemustert wurden, auf dem Weg zur Einschiffung desertierten; laut I. A. A. Thompson „eine grobe Fehleinschätzung“, denn „die Kompanien verloren auf dem Marsch meistens die Hälfte oder sogar zwei Drittel ihrer Männer“. Im September 1636 merkte der Erzbischof von Burgos in einem Brief an König Philipp IV. an, dass in seiner Diözese die meisten der (durch die Lotterie oder mit Gewalt) Rekrutierten „Hungers sterben, bevor sie die Garnisonen erreichen“. In Zamora und Salamanca würden zwangsrekrutierte Männer „in Stricken und Handschellen abgeführt“. Üblich war es zudem, die neuen Rekruten ins Gefängnis zu stecken, bevor man losmarschierte. Im Sommer 1641 saßen in der Stadt Béjar

17 Mann im Gefängnis, die für eine Garnison bestimmt waren. Nur drei von ihnen waren Einheimische, die anderen „gekaufte“ Ortsfremde.

Im frühen 17. Jahrhundert müssen täglich tausende Deserteure auf der Flucht die Iberische Halbinsel durchstreift haben, die versuchten, der Obrigkeit zu entgehen, sich zu verstecken und nach Hause oder an einen anderen Ort zu gelangen. Andere wollten zu ihren Kommandos zurückkehren oder saßen in den Gefängnissen und warteten auf ihren Prozess. Ganze Städte rebellierten gegen die Zwangsrekrutierung, so der Küstenort Murcia, und die Einwohner waren durchaus bereit, die Anwerber des Königs zu massakrieren. Im August 1641 befreiten in Alburquerque 200 bewaffnete Männer eine Gruppe von Rekruten, nahmen ihnen die Handfesseln ab und ließen sie fliehen, während sie ihren militärischen Begleitern mit dem Tod drohten. Und im September desselben Jahres befreite eine bewaffnete Bande gleich hinter der Grenze zu Portugal ebenfalls eine Gruppe an den Händen gefesselter und angeketteter Rekruten.

Dabei war der Widerstand gegen die Zwangsrekrutierung in Kastilien noch vergleichsweise harmlos gegenüber dem in Katalonien, einer Provinz des alten Königreichs von Aragón. Im Jahr 1636 konnten die königlichen Agenten hier, wie der Historiker Luis Corteguera ausführt, lediglich „Verbrecher“ rekrutieren, „deren Todesurteil in Militärdienst umgewandelt worden war“. Im Juni jenes Jahres wurden in Barcelona sechs Erntehelfer ins Haus eines Rekrutierers gelockt und mit Gewalt dort festgehalten, um sich in die Armee einzuschreiben. Bald kamen ein paar ihrer Kollegen, um gegen das Vorgehen zu protestieren; sie wurden von Bewaffneten begrüßt, die vom Regionalgouverneur dorthin beordert worden waren. Die Kollegen der Gefangenen kamen mit 500 Erntehelfern zurück. Sie erstürmten und plünderten das Haus.

Erst der drohende Krieg mit Frankreich brachte die Katalanen dazu, ihre Region militärisch zu verteidigen, wenn auch mit wenig Begeisterung. Im August 1639 gelang es den Beamten, eine Armee von 10.000 Mann aufzustellen, um den Vormarsch einer französischen Armee in der Provinz Rosselló im Nordosten Spaniens aufzuhalten. Doch beinah sofort desertierten 2000 von ihnen, und bereits im November „fehlten“ mehr als 9000 katalanische Soldaten des Rosselló-Feldzugs; natürlich fiel eine große Zahl jener Männer auch Krankheiten zum Opfer oder starb in der Schlacht. Als die Franzosen Anfang Januar 1640 nach der Belagerung von Salses kapitulierten, waren „4.000 bis 10.000 Katalanen“ gestorben, darunter „ein Viertel des Adels“; alle waren „Krankheit und Wunden“ erlegen. Noch vor Ende des Jahres brach in Katalonien eine Revolte ungekannten Ausmaßes aus, als bekannt wurde, dass die königliche Regierung

vorhatte, in Rosselló Truppen einzuquartieren, die im Frühjahr gegen die Franzosen zu Felde ziehen sollten.

Die wütenden Katalanen kündigten dem König von Spanien im Januar 1641 die Treue auf und „wählten Frankreichs Ludwig XIII. zu ihrem neuen König“. Und damit begann eine ganz andere Geschichte, die der Historiker J. H. Elliott in seinem Werk *The Revolt of the Catalans* meisterhaft erzählt hat.

In Osteuropa, jenseits der Elbe, wo die Leibeigenschaft eine Renaissance erlebte und ohnehin tiefer verwurzelt war, war es vor allem eine äußerst brutale Angelegenheit, Männer zum Kriegsdienst zu verschleppen. Im zaristischen Russland gab es in den 1630er-Jahren eine Wehrpflicht, bei der sich von je zehn oder zwanzig Haushalten ein Bauer melden musste, darunter auch Knaben von gerade einmal 14 oder 15 Jahren. Auch Adlige, vor allem verarmte, wurden eingezogen, und sie fast immer entschieden sie sich für die Kavallerie. Unter Peter I., um 1700 herum, musste auf 50 bis 150 Haushalte ein Mann zur Armee gehen, je nach Bedarf.

Die Bedingungen in der russischen Armee waren genau so, wie man es erwarten würde. Die Soldaten mussten oft frieren und hungern, und sie wurden nur selten, wenn überhaupt, rechtzeitig oder in voller Höhe ausbezahlt. Abgesehen davon, dass man routinemäßig die Hälfte ihres Solds für Kleidung einbehielt, wurden sie teilweise bloß in Naturalien bezahlt. Hauptleute schlugen ihre Soldaten wie Herren ihre Leibeigenen. Fahnenflucht war weit verbreitet, und Anfang des 18. Jahrhunderts terrorisierten organisierte Banden von Deserteuren gelegentlich die ländlichen Gemeinden.

Peter I. ließ sie in Eisen legen; sie mussten mit den beschwerlichen Fesseln mitunter hunderte Meilen marschierten, bis sie ihr Ziel erreichten. Die Strafen für Deserteure waren äußerst hart: Sie wurden geschlagen, gehängt oder zu einem Leben in Zwangsarbeit verurteilt. „Auf dem Rückmarsch vom Pruth im Jahr 1711“, erfahren wir bei Hughes, „wurden im Lager jede Nacht Galgen aufgestellt, um potenzielle Deserteure an das Schicksal zu erinnern, das sie erwartete.“ Die Jagd auf Fahnenflüchtige konnte auch zu schweren Repressalien gegen ihre ganze Gemeinden führen oder ihre Familien – die Gemeinden zwang man, Ersatz oder Garantien bereitzustellen, und Familienmitglieder „wurden als Geiseln genommen, bis sie [die Deserteure] sich ergaben“. John Keep stellt fest, dass die Rekrutierung in Russland für eine wütende öffentliche Debatte sorgte, „denn jeder wusste, dass ein Rekrut … seine Familie wahrscheinlich nie wiedersah.“

Die Gründe für den leidenschaftlichen Widerstand gegen die Zwangsrekrutierung sind nicht schwer zu ergründen. In Spanien wie in England war diese Praxis eine äußerst einseitige Angelegenheit und

lud geradezu dazu ein, seine Beziehungen spielen zu lassen. Wo die Auswahl der notwendigen Rekruten den örtlichen Feudalherren oder Gemeinden anheimfiel, wie in Schweden, Brandenburg oder Russland, kamen Eigeninteressen und lokale Vorlieben oder Abneigungen ins Spiel. Im Europa der Frühen Neuzeit mit seinen „natürlichen“ Hierarchien und Privilegien hatte man dies zu tolerieren.

So war das Leben eben. Was *kein* Leben war, zumindest in der Überzeugung des rebellischen Volkes, das war das Dasein des einfachen Soldaten. Ob Lotterie, selektive Wehrpflicht oder Entführungen, die Zwangsrekrutierung galt oft als eine Art Todesurteil. Die Männer wussten – das hatte sich durchaus herumgesprochen –, dass das Heer ein Hort von Krankheiten, Hunger und vielen anderen Auswüchsen des Elends war, nicht zuletzt eisiger Kälte und sadistischer Offiziere. Und was folgte daraus? Dass es besser war, zu Hause zu sterben, in der eigenen schmutzigen Armut, als noch elender in einem fremden Land. Der Teufel, den man kannte, war besser als einer, den man erst noch kennenlernen musste.

Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts wurde der Agrarstaat Schweden vom notleidenden Adel und den über allem stehenden Zielen der Wasa-Könige in eine dichte Abfolge von Kriegen gezwungen. Besonders akut wurde der Bedarf an Rekruten (sprich: Bauern) im Dreißigjährigen Krieg; es gab einen Zeitpunkt, als die Bauernschaft für jede acht Haushalte einen Sohn stellen musste. Der König brauchte immer mehr Nachschub. Zwischen 1626 und 1630 stellten die Schweden und Finnen (damals unter schwedischer Herrschaft) Gustav Adolf 51.367 Wehrpflichtige, von denen bis 1630 35.000 bis 40.000 ums Leben kamen, vor allem durch Krankheiten. Die bäuerlichen Gemeinden waren zu weit verstreut, um organisierten Widerstand zu leisten, stattdessen arbeiteten sie offenbar mit der Obrigkeit zusammen. Immerhin behielten sie die Entscheidungsgewalt darüber, wen sie auswählten, damit er in fernen Gegenden im Krieg sterben würde. Wohlhabende Bauern nahmen arme kleine Jungen in ihren Häusern auf, ernährten und kleideten sie, ließen sie für sich arbeiten, und dann, wenn das Heer anklopfte, übergaben sie sie als Ersatz für ihre eigenen Söhne. So mussten weder die Bauern noch ihre Kinder nach Deutschland in den Tod ziehen. Im Zusammenhang mit dieser Praxis kommt der Historiker Robert I. Frost zu dem Schluss, dass im Hinblick auf „ein wachsendes landloses Proletariat“ in Schweden und Finnland, aus dem „der Militärstaat sein Kanonenfutter zog“, das eben erwähnte System „für alle von Vorteil war: Die Regierung bekam ihre Soldaten, der Bauer musste nicht in den Krieg ziehen, und Kinder aus armen Haushalten konnten besser aufwachsen“. Ja, er meint sogar, die armen Familien „profitierten ebenfalls: Sie hatten ein hungriges Maul weniger zu füttern“. Zu

dumm, dass er dabei vergisst, dass der auserwählte junge Mann bald auf dem Weg in Richtung Krankheit, Hunger und Verwundung war.

Im 16. Jahrhundert wuchs die Bevölkerung Europas von etwa 62 Millionen im Jahr 1500 auf etwa 78 Millionen um 1600. Doch aufgrund von Epidemien, schlechtem Wetter und Ernteausfällen verringerte sich die Wachstumsrate in den 1590er-Jahren wieder.

In Spanien, Deutschland und Italien schrumpfte die Bevölkerung. Auch Kriege behinderten das Wachstum, indem sie Krankheiten verbreiteten und die Produktionszyklen der Landwirtschaft zerstörten. Mit ihrer Forderung nach größeren Armeen, die länger dienten, griffen die Fürstenstaaten immer tiefer in den Pool der Männer, die in der Lage waren, Spieße und andere Waffen auch nur zu tragen. In den frühen 1630er-Jahren, auf dem Höhepunkt des Dreißigjährigen Kriegs, der ganz Europa erfasste, sahen die Feldkommandanten eine so dramatische Verschwendung von Soldaten, dass es geradezu unmöglich wurde, die benötigten Freiwilligen finden – oder sogar genügend Männer, die man zwangsweise rekrutieren konnte. Deshalb endeten die Schlachten nun für gewöhnlich mit der Zwangsrekrutierung einer großen Zahl der feindlichen Soldaten, die nun auf der Gewinnerseite weiterkämpfen sollten. Im Zuge ihres glänzenden Siegs bei Breitenfeld (1631) verleibte sich die protestantische Armee von Gustav Adolf die Regimenter des besiegten kaiserlichen Feldherrn Tilly ein. Aber zu ihrem eigenen Glück „desertierten sie alle im folgenden Jahr, sobald sie in Sichtweite der Alpen kamen“. Obwohl es ein religiöser Konflikt war, der den Dreißigjährigen Krieg ausgelöst hatte, war er bald nicht mehr als ein blutiger Kampf um Territorien und Beute, der nur nach außen hin als Konflikt um dynastische, religiöse oder sicherheitspolitische Fragen verkauft wurde. Dass man den besiegten Feind zwang, ab sofort bei einem selbst mitzumarschieren, kam daher weit weniger selten vor, als man meinen sollte.

Frankreich trat 1635 in den Dreißigjährigen Krieg ein, unter Führung von Kardinal Richelieu, angeblich um die Expansion der spanischen und deutschen Herrscherhäuser einzudämmen. Von diesem Zeitpunkt an bedienten sich die Franzosen der Praxis der Zwangsrekrutierung. Dank des Einflusses der Aristokraten in den Gemeinden waren viele (adlige) Offiziere zunächst zwar in der Lage, ganze Kompanien Freiwilliger zusammenzutrommeln: ihre eigenen Pächter, Diener, Mandanten und viele andere mehr. Doch für die ambitionierten Ziele der Krone reichten die Zahlen nicht aus.

In den 1640er- und 1650er-Jahren wandten französische Rekrutierer Alkohol und diverse Tricks an, um ihre Opfer einzufangen. Sie machten sie betrunken, lockten sie mit Hilfe von Prostituierten an oder steckten ihnen Münzen in die Tasche, nur um später zu

schwören, dass der Mann eine Anwerbeprämie akzeptiert habe. Aber die Quoten erfüllte man meist leichter, indem man Gewalt anwandte. Rekrutierer hielten Reisende fest, griffen Männer auf der Straße auf, brachen in Häuser ein und fanden ihre Opfer manchmal sogar in der Kirche. Auf dem Land war es leichter, Gewalt zu brauchen, als in der Stadt, aber bei Landbewohnern war es wiederum wahrscheinlicher, dass es ihnen gelang, vor den Anwerbern zu fliehen oder sich zu verstecken. In den 1670er-Jahren berichteten Beamte, „dass aufgrund eine drohenden Zwangsrekrutierung die Märkte wie leergefegt waren und die Bauern nicht wagten, ihre Häuser zu verlassen“. Während des Pfälzischen Erbfolgekriegs (1688–1697) behauptete ein Offizier der Krone in einem Brief aus Orléans, dass „die Märkte voll sind von Männern, die andere mit Gewalt fortschleppen“. Der Spanische Erbfolgekrieg (1702–1714) führte ebenfalls zu einer regelrechten Flut von Zwangsrekrutierungen. Ab und an taten sich aber auch Bauern zusammen, die die Rekrutierer ihrerseits tätlich angriffen und die Entführten wieder befreiten. In den 1690er-Jahren gab ein führender Minister ganz freimütig zu: „Die Anwerbungen werden noch immer fast alle auf betrügerische Weise herbeigeführt“. Im Jahr 1706 wiederholte er dieses Eingeständnis noch einmal.

Die Aktivitäten der Anwerberbanden waren für die Regierung ziemlich peinlich, und es wurden Edikte gegen derlei Strategien erlassen. Aber die Anforderungen des Kriegs und die aggressive Außenpolitik Ludwigs XIV. setzten voraus, dass die Minister die Praxis trotz allem stillschweigend billigten. Die größte Stütze des Systems waren hinterhältige Offiziere: „Sie zwangen persönlich Männer und Knaben in die Armee, darunter auch Mönche, Notare, Greise und sogar Ladenbesitzer, denen ihr relativer Wohlstand wenig Anlass gab, das Silber des Königs zu nehmen.“ In einem Fall musste einer der leitenden Polizeifunktionäre von Paris einschreiten, als ein Kavalleriehauptmann einen Schuhmacher mit Gewalt in die Armee zwingen wollte. Dessen Forderungen basierten auf einer Unterschrift, die unter Vorspiegelung falscher Tatsachen eingeholt worden war, und der Hauptmann drohte, den Schuster zu töten, wenn er sich weigerte, seinem Regiment beizutreten.

Rekrutierungsoffiziere arbeiteten auch mit Schlägertrupps zusammen, den sogenannten *racoleurs* („Anwerber“), die ihr Handwerk in Städten wie Paris und Lyon versahen. Ihre Opfer sperrten sie ein und verkauften sie als neue Rekruten an die Offiziere. So landete das Geld, das der König für die Rekrutierung bereitstellte, in zahlreichen Händen.

Der Dreißigjährige Krieg brachte Deutschland ein so furchtbares Gemetzel und Blutvergießen, dass die regionalen Eliten nach Ende des Kriegs 1648 mit Steuererhöhungen auf den Druck der Fürsten

reagierten, die nun permanente Armeen einrichten wollten. Diese würden – so lautete das Argument – in erster Linie die Sicherheit eines Landes garantieren. Aber schon bald erwies sich die Rekrutierung als problematische Angelegenheit. Die deutsche Wirtschaft erholte sich nach dem Krieg wieder, und die Menschen waren wieder in der Lage, mit ihrer täglichen Arbeit in der Stadt und auf dem Land ihren Lebensunterhalt zu bestreiten; die Territorialfürsten indes stellten fest, dass sie nicht über die Summen verfügten, die nötig waren, um die notwendige Anzahl von Männern in die neuen Armeen zu locken. Dazu reichten die Steuern nicht, und ohnehin gab es selten genug Freiwillige. Kam es hart auf hart, konnte es zumindest eine Teillösung sein (die wir aus Frankreich, England und Spanien kennen), Männer aus der Haft zu entlassen und dafür in die Armee zu stecken. Im Herzogtum Wolfenbüttel wurden Schwerverbrecher bereits vor den 1630er-Jahren regelmäßig „zum Kriege verurteilt" oder aus dem Gefängnis freigelassen, um an der Front zu dienen; ihre Reise ging dann in die Niederlande oder in das ungarischtürkische Grenzgebiet. Später wurde es regelrecht üblich, dass fürstliche Regierungen in Deutschland den Militärdienst als Ersatz für Gefängnisstrafen anboten und gelegentlich sogar für die Todesstrafe.

Generell jedoch griffen die Rekrutierer, zum Beispiel Brandenburg und Sachsen, weit häufiger zu Listen oder setzten ihre Opfer kurzerhand auf brutale Weise fest. Der Anwerber tauchte mit seinen Helfern, die ihre Identität verbargen, in einer billigen Absteige oder zwielichtigen Spelunke auf, wo es kein großes Aufsehen erregte, wenn einer der Gäste „verschwand". Wenn die Anwerbeprämie als Anreiz nicht ausreichte, taten Wein und Branntwein das Ihrige, und daneben „halfen Heimtücke und Schläge". So in Ostfriesland im Jahr 1665, wo die arme Hilke Wessels klagte, wenn ihr Mann nicht so brutal angegangen worden wäre, „hätte er sich nie träumen lassen, Soldat zu werden!"

In Preußen war der Heeresanwerber bis in die 1730er-Jahre „das am meisten gefürchtete Individuum im ganzen Land". Um einem – wie sie es sahen – Leben der Misshandlung zu entgehen, verstümmelten junge Bauern sich selbst oder flohen von zu Hause; mitunter nahmen sogar ganze Dörfer Reißaus. Angesichts solchen Widerstands gegen die Rekrutierung „war das Töten von [preußischen] Subjekten … keine Seltenheit". Manchmal trafen die Rekrutierer geheime Vereinbarungen mit bestimmten Kneipen oder Gastwirten. Aber manchmal wurden ihre Signale missverstanden, und gelegentlich kam es so zu Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Anwerbern und deren Gefolge, die sich um ein und dasselbe Opfer stritten. Die Rekrutierung war ein Geschäft, und es bestanden scharfe Rivalitäten, die Agenten der Werber feilschten um ihre Beute. Sie sprachen davon, dass sie die

Männer „ablieferten“, „schuldeten“, „ausliehen“ und „borgten“; neue Rekruten „verkauften“ sie an Hauptleute und Offiziere. Und neben all ihren rücksichtslosen Betrügereien und üblen Machenschaften hielten die Offiziere ihre Regierungen dazu an, mit großer Härte gegen Fahnenflüchtige vorzugehen. Sie bestanden auf ihrem Recht gegenüber den Deserteuren, brachen mitten in der Nacht in ihre Häuser ein, zerrten ihre Opfer auf die Straße und schleppten sie fort.

Im Deutschland des 16. Jahrhunderts hatten die Landsknechte, professionelle Pikeniere, einen recht zweifelhaften Ruf. Mit ihren grellbunten Kleidern und Hosenbeuteln galten sie als Störenfriede, als Teufel, Vielfraße und Aufschneider, die ein geordnetes Leben ablehnten. Aber diese Sichtweise machte sie nicht zwangsläufig zu „Abschaum der Unterschicht“. Später, in den Wirren des Dreißigjährigen Kriegs, galten sie bei einigen Zeitgenossen rückblickend sogar als Patrioten. Nach 1650 jedoch begann man in Deutschland Soldaten generell in einem anderen Licht zu sehen, und zwar vor allem wegen der Rekrutierung Krimineller und der Zwangsverpflichtung von Subjekten aus den untersten Niederungen der Gesellschaft – Landstreicher, Bettler, Außenseiter und Arme, mit denen keiner etwas zu tun haben wollte. Kein fleißiger Bauer oder Handwerker wollte neben solchen Menschen in Reih und Glied stehen, es sei denn, er war auf der Flucht vor den Zuständen in seiner Heimat oder stellte sich naiverweise vor, ihn erwarte ein Leben voller Abenteuer und einfacher Beute.

Doch die Banden, die die Zwangsrekrutierung durchführten, bekamen durchaus auch solidere Männer in die Finger, mit dem Ergebnis, dass in den deutschen Armeen (genau wie in denen Ludwigs XIV.) immer mehr Soldaten desertierten. Bereits im Dreißigjährigen Krieg gab es massive Wellen der Fahnenflucht, und hier waren die Gründe vielfältig – Furcht, Hunger und mangelhafter Sold gehörten ebenso dazu wie religiöse Überzeugungen. Nach 1650 indes war die Fahnenflucht (und die Zahl der Deserteure stieg das ganze 18. Jahrhundert hindurch an) die natürliche Folge der Zwangsrekrutierungen und der tendenziös-selektiven Wehrpflicht. Um potenziellen Fahnenflüchtigen die Flucht zu erschweren, gingen einige preußische Offiziere bald sogar dazu über, ihre Soldaten nicht mehr des Nachts marschieren zu lassen. Sie vermieden es, Feldlager in der Nähe von Wäldern aufzuschlagen, und wenn der Weg ausnahmsweise durch einen Wald führte, wurden die Reihen der Marschierenden von Husarenreitern in Schach gehalten. In diesem repressiven Klima waren dafür die Zivilisten nun eher bereit, entlaufenen Soldaten zu helfen – trotz der Androhung schwerer Strafen, trotz der Tiraden gegen die Fahnenflucht in den Sonntagspredigten und trotz der Veröffentlichung langer Listen von Deserteuren in den Zeitungen.

Das ständige Heer von Wehrpflichtigen war da, und die Rekrutierung erhielt eine neue Richtung – vor allem durch erzwungene Eingliederung (Un-)Freiwilliger ins Heer, unter der Ägide des Staates. Der prominenteste Vertreter dieser Richtung war der schwedische König Gustav Adolf, der solche Zwangsmaßnahmen ab 1620 einführte.

Offiziere und Unternehmer

Jan Werth (1591–1652) war einer der führenden Generäle des Dreißigjährigen Kriegs. Geboren als Bauer in der Gegend von Köln, schloss er sich um das Jahr 1610 herum der spanischen Armee an. Er wurde zu einem furchtlosen Reiter und entwickelte sich – entgegen allen sozialen Schranken – zu einer Schlüsselfigur der bayerischen und der kaiserlichen Kavallerie. In den Verwicklungen des Dreißigjährigen Kriegs gelang es mehreren solcher „Nobodys“, General zu werden, beispielsweise Johann von Aldringen (1588–1634), Peter Melander (1589–1648) und Guillaume Gil de Haas (1597–1657): Aldringen war der Sohn eines Stadtschreibers aus Luxemburg. Melander stammte aus einer calvinistischen Bauernfamilie in den Niederlanden, und ihm gelang es, an der Universität zu studieren, bevor er zu einem der wichtigsten Generäle des Kaiserreichs avancierte. Und Gil de Haas, ursprünglich Steinmetz aus Ypern, beschloss sein Leben, wie Aldringen, als General der bayerischen Armee.

Aber an der Tagesordnung war das beileibe nicht. Mit wenigen Ausnahmen in Italien (prominenten *condottieri* aus der Unterschicht wie Niccolò Piccinino und Erasmo „Gattamelata“ da Narni) kam so etwas zuvor und auch später kaum jemals vor, zumindest bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Die Offiziere stammten in überwältigender Mehrzahl aus dem Adel, vor allem in den oberen Dienstgraden. Doch auch innerhalb des europäischen Adels gab es große Unterschiede: Auf der einen Seite standen diejenigen, die über ausgedehnte Landstriche, über ganze Städte und viele Menschen verfügten; das andere Extrem waren preußische Junker mit einem kleinen Häuschen auf einem kleinen Bauernhof oder spanische *hidalgos*, die Mühe hatten, das Geld für ein neues Paar Schuhe zusammenzukratzen. Dennoch besaßen sie alle ein Familienwappen (oder strebten zumindest eines an) und klammerten sich an ihre Privilegien, die sie von den Heerscharen der Bürgerlichen absetzten, vor allem im Hinblick auf Besteuerung und Militärdienst. Die Steuergesetze wirkten sich zumeist zu ihren Gunsten aus, und in vielen Teilen Europas zahlten Adlige von einer (indirekten) Umsatzsteuer abgesehen überhaupt keine Steuern.

Daraus folgt jedoch nicht automatisch, dass es ausschließlich

verarmte Edelleute waren, die in der militärischen Laufbahn ein gesichertes Einkommen suchten. Auch viele Söhne wohlhabender Adliger waren darunter.

Einer von ihnen war Caspar von Widmarckter (1566–1621) aus Leipzig. Väterlicherseits stammte er aus einer langen Reihe von Offizieren. Was für einen Offiziersanwärter durchaus ungewöhnlich war: 1580 bis 1586 studierte er in Paris Philosophie und Jura. Dann trat er in Frankreich in die Dienste eines deutschen Generals ein, der für die Hugenotten kämpfte, und Ende der 1580er-Jahre wurde er Soldat und Diplomat König Heinrichs IV. Caspar von Widmarckter hatte großen Anteil an der Rekrutierung deutscher Söldner für die Hugenotten. Im Zuge dessen verlieh ihm König Heinrich den Status eines französischen Edelmannes, später war er als Botschafter für König Jakob I. von England und König Ludwig XIII. tätig. Im Juli 1597 stellte ihn Moritz, der Landgraf von Hessen-Kassel, als Diplomaten und Soldaten an; bis 1609 war er ein führendes Mitglied von Moritz' Geheimem Rat.

1598 heiratete Caspar von Widmarckter eine junge Witwe, häufte ein großes Vermögen an (ein Großteil davon aus Kriegsgeschäften) und baute sich ein großes Haus im thüringischen Vacha. 1614 wollte er den Dienst des Landgrafen verlassen und in den Ruhestand gehen, aber man überredete ihn, beim Militär zu bleiben, indem man ihm weitere Beförderungen versprach. Drei Jahre später führte der bemerkenswerteste Feldzug seines Lebens – er hinterließ Notizen darüber – ihn und sein Regiment nach Frankreich, Savoyen, Piemont und in die Nähe von Mailand. Frankreich und Spanien stritten um Teile Norditaliens, und Moritz kämpfte auf Seiten der Franzosen. Caspar von Widmarckter war jemand, der sich nicht alles bieten ließ, auch nicht vom Landgrafen, und so gab es durchaus Spannungen zwischen den beiden. Sein Tagebuch des Feldzugs zeichnet das Bild eines Offiziers, der nicht davor zurückschreckte, schwere Strafen zu verhängen, so ließ er einen meuternden Soldaten öffentlich erwürgen, um den anderen eine Lektion zu erteilen. Während des Feldzugs, der von Ende März bis November 1617 dauerte, traf der Sold für das Regiments oft zu spät ein, und die Truppen mussten manchmal hungern; zum Teil sahen sie drei Tage lang nicht einmal ein Stück Brot. Die Männer wurden immer unzufriedener, und es kam zum offenen Aufruhr. Gleich hunderte Soldaten erkrankten schwer, so dass Widmarckter und sein Regimentskommandant, Caspar von Schomberg, während des Marschs nach Italien 500 kranke Soldaten zurücklassen mussten. Ein Großteil (wenn nicht die überwiegende Mehrheit) von ihnen starb, und einige wurden von Dorfbewohnern getötet, die versprochen hatten, sie zu pflegen. Nach ein paar blutigen Gefechten mit spanischen Truppen ließen sie auch zahlreiche

Schwerverletzte zurück.

Es war ein schwieriger Feldzug, und im nächsten Jahr versuchte der schwer angeschlagene Caspar erneut, sich aufs Altenteil zurückzuziehen. Aber der Landgraf bestand wieder darauf, dass er seinen Dienst fortsetzte, und 1619/20 ließ er Widmarckter hessische Truppen mustern. Im Zuge dessen hatte dieser seinen ersten heftigen Rheumaanfall, der im September 1621 zu seinem Tod führte. Immerhin hatte Caspar von Widmarckter noch Glück, in seinem eigenen Bett sterben zu dürfen – in einer Zeit, in der so viele Oberste und Oberstleutnants im Kampf umkamen.

Wenden wir uns zu einer anderen großen Persönlichkeit zu, Bernhard von Sachsen-Weimar (1604–1639), dem jüngsten von elf Brüdern, allesamt Herzöge von Weimar und ziemliche Draufgänger. Er wuchs in einem militärischen Umfeld auf und entwickelte sich schon bald zu einem hervorragenden Kommandanten, der unter seinen loyalen Männern einen guten Ruf genoss. Daher war er in der Lage, Soldaten in großer Zahl zu rekrutieren. Da er selbst kein Land besaß, fiel es ihm leicht, in die Rolle des militärischen Unternehmers zu schlüpfen, der sich in Kriegszeiten mit seinen Truppen (und sich selbst als General) in den Dienst anderer Herrscher stellte. Sein Ziel war es vor allem, Geld zu verdienen, um damit immer größere Truppen um sich zu scharen und am Ende ein eigenes großes Fürstentum erwerben zu können – seinen eigenen Staat.

Ende Oktober 1635 unterzeichnete er einen Vertrag mit dem französischen König Ludwig XIII., der gerade in den Dreißigjährigen Krieg eingetreten war, um gegen die Habsburger aus Österreich und Spanien vorzugehen. Bernhard versprach, binnen knapp drei Monaten „eine Armee von mindestens 6000 Berittenen und 12.000 deutschen Fußsoldaten“ auszuheben; im Gegenzug sollte er eine Summe von vier Millionen Livres pro Jahr erhalten, zahlbar vierteljährlich. Er musste eine ganze Reihe erfahrener Offiziere stellen und einen „aus mindestens 600 Pferden bestehenden“ Feldartilleriezug. Das Geld, das er erhielt, war für Gehälter, Versorgung, Pferde und Kanonen gedacht. Seine Fußsoldaten sollten mit „guten Musketen und Schulterriemen oder mit Spießen und Harnischen“ ausgestattet werden, die Kavalleristen mussten je zwei Pistolen und einen Lederpanzer tragen. Bernhard wurde nahegelegt, mit dem Geld des Königs so sorgsam umzugehen, als sei es sein eigenes. Da es allzu häufig zu Betrugsfällen kam, weil „der Gier der Offiziere, die versuchen, ihre Kompanien am Tag der Musterung [oder dann, wenn es erforderlich ist] mit *passevolants* [bestellten Betrügern] aufzufüllen, … muss sich die Armee in Kampfaufstellung präsentieren, wenn sie neu beurteilt werden soll … Für jeden fehlenden Reiter soll der Betrag zugunsten Seiner Majestät um 14 Livres, für jeden fehlenden Infanteristen um 12 Livres

gekürzt werden". Dies ist ein für die Frühe Neuzeit geradezu klassisches Beispiel für eine Vereinbarung zwischen einem mächtigen Herrscher und einem militärischen Unternehmer und damit für ein Wechselspiel zwischen Machtpolitik und wirtschaftlichen Interessen eines Einzelnen. Was die Summe von vier Millionen Livres (umgerechnet etwa 1, 67 Millionen Taler) stillschweigend beinhaltete, war, dass Bernhards Truppen gezwungen wären, ihren Unterhalt durch „Beiträge" der umliegenden Zivilbevölkerung zu bestreiten. Denn beide wussten, dass diese Summe eigentlich viel zu niedrig war.

In der damaligen Welt setzte man voraus, dass Adlige von ihrem Grundbesitz lebten oder ein Amt oder eine Stellung beim Militär bekleideten und dass es ihnen dabei um die Ehre ging beziehungsweise insgesamt um „höhere" Dinge – nicht um Handel oder so etwas „Anrüchiges" wie unternehmerische Gewinne. Und doch galt es durchaus als ehrenhaft, eine Söldnertruppe zu besitzen, sie wie ein Unternehmen zu behandeln und damit Gewinne einzustreichen. So lebte das traditionelle Metier des mittelalterlichen Edelmannes, das des Kriegers, im Europa der Frühen Neuzeit fort – auf eine Art und Weise, die alle unternehmerischen Tricks im militärischen Bereich rechtfertigte.

Wie viel Reichtum oder „Sozialkapital" (Ehre, Prestige, öffentliches Ansehen) man sich im Krieg verschaffen konnte, zeigt die Tatsache, wie sehr sich alteingesessene Adelsfamilien in Norditalien um 1700 herum bemühten, ihre männlichen Angehörigen als Offiziere im spanischen Heer oder in den Armeen der Republik Venedig unterzubringen. Wenn eine Familie reich genug war, kam es durchaus vor, dass sie große Summen für ganze Kompanien von Söldnern ausgaben, wenn einer ihrer Angehörigen dadurch im Gegenzug einen hohen Offiziersrang erhielt. In Frankreich kämpfte der aufstrebende Amtsadel, die *noblesse de robe*, mit allen Mitteln um die Posten von Hauptleuten und Obersten, soll heißen: den Ankauf von Kompanien und Regimentern. Und darüber beschwerte sich vor allem die alte *noblesse d'épée*, der Geburtsrechts- oder „Schwertadel", der vielfach glaubte, seiner angestammten Pfründen beraubt zu werden.

Selbst in den größten Bankiersfamilien gab es Männer, die sich für den Krieg und die Waffen entschieden. Das beste Beispiel: der Genueser Milliardär Ambrogio Spinola (1569–1630). Während seiner Tätigkeit als Kommandant der Flandernarmee in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts war er ein paar Jahre lang Gläubiger der spanischen Krone für ein Darlehen von fünf Millionen Gulden – das war mehr, als das Königshaus binnen zweier Jahre an seinen westindischen Besitzungen verdiente. Noch mehr als die Männer um Spinola war das berühmte katholische Kaufmannsgeschlecht der Fugger aus Augsburg darauf aus, sich im

Krieg und unter Waffen Ruhm und Geld zu verschaffen. Drei der Söhne Hans Jakob Fuggers traten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Obristen in die Flandernarmee ein. Und während des Dreißigjährigen Krieges dienten mindestens sieben Fugger in den Armeen des Kaiserreichs und des Herzogs von Bayern, als Hauptmann, Feldmarschall oder sogar General. Diese jungen Männer verführte der Krieg nicht nur durch das damit verbundene Sozialkapital, sondern auch, weil sie erwarteten, für ihre Verpflichtung (und das investierte Kapital) ansehnliche Renditen einzustreichen – durch Beute, Sold und „Beiträge."

Ott Heinrich Fugger (1592–1644) wurde von den Jesuiten in den Alten Sprachen ausgebildet und besuchte die Universitäten Ingolstadt, Perugia und Siena. Er begann seine militärische Karriere 1617 als eigenfinanzierter Oberst in der spanischen Armee, und 1618/19 kämpften er und sein Regiment von 3000 Mann in der Lombardei und in Böhmen. Danach diente Ott Heinrich Fugger in Österreich, Ungarn und den Niederlanden, später – für die Katholische Liga und den Herzog von Bayern – wieder in Norditalien, in Franken, Schwaben und anderswo. Zwei der lukrativsten Posten seiner Karriere bekleidete er in Augsburg, 1635 als Militärgouverneur und 1636–1639 als Stadtkommandant. Während er dadurch sein Vermögen mehrte, wuchs auch seine umfangreiche Kunstsammlung weiter an.

Otts Biografin Stephanie Haberer hat herausgefunden, dass er im Laufe der 1620er- und 1630er-Jahre tausende von Gulden verdiente, an Sold, „Beiträgen" und in anderer Form, die sein Buchhalter nicht verzeichnet hat. Zudem strich er umfangreiche Gewinne aus der kaiserlichen Beschlagnahme von Feindesland ein, das er dann billig an wohlhabende Insider verkaufte. Auf diese Weise erlangte Ott die Herrschaft über das hessische Speckfeld, später auch über andere Gegenden. Seine Einkünfte ermöglichten ihm einen geradezu prunkvollen Lebenswandel.

Alles in allem kann man kaum behaupten, dass er als Bankier besser gelebt hätte als beim Militär. Im Jahr 1620 bestätigte der Kaiser den Adelstitel der Fugger, und 1627 wurde Ott Heinrich Fugger vom spanischen König zum Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies geschlagen.

***

Zu den ersten gut organisierten Söldnertruppen gehörten die Kompanien der professionellen Elite-Soldatenführer in Italien, der Condottieri. Diese Truppen wurden von Angehörigen bekannter Adelsfamilien rekrutiert und befehligt und dann an Fürsten und Stadtstaaten vermietet. Diese Aktivitäten brachten viel Geld ein und ebenso viel Ehre. Und ab 1450 verwendeten diese italienischen

‚Warlords‘ (wie man mit Blick auf heutige Entwicklungen etwa in Afrika sagen könnte) immer mehr und immer modernere Arten von Feuerwaffen.

Aber im Herbst 1494, als König Karl VIII. von Frankreich mit rund 25.000 Mann in Italien einmarschierte, standen die *condottieri* – Hauptleute von Familien wie den Orsini, Vitelli, Baglioni und Dal Verme – einem Feind gegenüber, dem sie nichts entgegenzusetzen hatten. Allzu groß war die Übermacht der Kanonen des Königs und der Söldner aus der Schweiz, aus Deutschland, Schottland und Frankreich. Wenn es um Kriegführung in größerem Maßstab ging, gaben von nun an knallharte Profis den Ton an: Unternehmer, die ihre Armeen nicht nur zusammenstellten, um an ihnen zu verdienen, um Land oder Fürstentitel zu erwerben – die Armeen mussten auch in der Lage sein, in ferne Länder einzumarschieren. Die französische Invasion war da nur ein Vorgeschmack gewesen. In Friedenszeiten waren ihre Garnisonen für sie vollkommen nutzlos; Geld floss nur im Krieg. Und wenn der Krieg (und mit ihm die Beute und die sogenannten „Beiträge“ der Besiegten) ausblieb, dann wurden solche Armeen oft genug wieder aufgelöst, und ihr Befehlshaber ging zurück nach Schottland, in die Gascogne, nach Kastilien, in die Schweiz, nach Sachsen, Böhmen, auf den Balkan oder in die Bergregionen Italiens.

Europa sah zu, wie ganze Dynastien von Adligen, die früher untätig zuhause gesessen hatten, ins Militär drängten. Zwischen 1500 und um 1680, als eine neue auf Steuereinnahmen basierende Staatsform entstand, lag die Rekrutierung der Soldaten vor allem in den Händen von Unternehmern. Und die erfolgreichsten beteiligten sich selbst aktiv in der Armee. Sie hatten direkten Kontakt zu Obristen und Hauptleuten, Männern, die über ihre eigenen Netzwerke von Freunden und Bekannten in Stadt und Land verfügten. Und sie verwendeten diese Kontakte, um Regimenter von Söldnern auszuheben, wenn sich ein Fürst oder das Patriziat einer Stadt bei ihnen meldete. Auf dem Höhepunkt des Dreißigjährigen Krieges gab es mindestens 1500 solcher Unternehmer, die auf die Bedürfnisse der Fürsten reagierten. Dazu zählten die schottischen Adligen Sir Donald MacKay, Colonel Robert Monro und Alexander Leslie, die Armeen in Schweden und sogar in Russland mit Freiwilligen und Zwangsrekrutierten bestückten.

Einige dieser Unternehmer waren selbst Fürsten, wie der Herzog von Sachsen-Weimar, Christian von Braunschweig-Wolfenbüttel (1599–1626) und Karl IV. von Lothringen (1604–1674). Sie waren in der Lage, Armeen von bis zu 20.000 Kavalleristen und Infanteristen zu rekrutieren, und handelten dann mit noch mächtigeren Herrschern profitable Mietbedingungen aus. Noch bemerkenswerter ist, wie brillante Generäle wie Pappenheim und Wallenstein ihre Armeen in private Unternehmen verwandelten und dabei sogar in der Lage

waren, noch auf dem Vormarsch die Zahl ihrer Soldaten zu verdoppeln. Das lag vor allem daran, dass sie ihre Männer nicht daran hinderten, sich durch Plünderungen und Erpressung zu bereichern. Außerdem war es ihr hervorragender Ruf (Pappenheims sogar auf dem Schlachtfeld), der die Rekruten anzog. Ende der 1630er-Jahre war auch der führende schwedische General, Johan Banér, kurz davor, seine ganz persönliche Armee bewaffneter Desperados zu besitzen.

Am unteren Ende der Skala gab es kleinere Unternehmer, die Einheiten von 200 bis 2000 Mann um sich scharten und befehligten. Im Januar 1525 schlossen Kaiser Karl V. und Giovanni Maria da Varano, Herzog der Stadt Camerino, einen Vertrag, laut dem der Italiener Karl mit „1500 gut ausgestatteten Infanteristen und einem kleineren Kavalleriekontingent“ versorgen sollte. Im Mai 1484 verpflichtete sich ein anderer kleiner Warlord, aus der Familie da Varano, Venedig eine Truppe von 1200 Reitern und 50 berittenen Bogenschützen zu liefern. Der Vertrag galt für zwei Jahre und garantierte eine Summe von 50.000 Golddukaten. Mitunter wurden auch noch kleinere Einheiten vermietet. Im Jahr 1490 kam es zu einem Krieg zwischen der Stadt Metz und Herzog René II. von Lothringen; die Stadt mietete 2300 Söldner an: „Burgunder, Franzosen, Langobarden, Spanier, Basken, Gascogner, Hennegauer und Picards sowie Deutsche, Slawen und Albaner, und jede ‚Nation‘ hatte ihren eigenen Hauptmann“. In anderen Worten: Dieses Sammelsurium war das Produkt von zehn oder zwölf unternehmungslustigen Hauptleuten, die hier wahrscheinlich unter dem Kommando beziehungsweise im Auftrag eines höherrangigen Offiziers als Subunternehmer tätig waren.

Aber all das setzte voraus, dass es genügend Freiwillige gab, um die Nachfrage zu befriedigen; ansonsten kam die hässliche Praxis der selektiven Zwangsrekrutierung ins Spiel. Das 17. Jahrhundert war dermaßen von Kriegen und Epidemien gekennzeichnet, dass der Bevölkerungsschwund die Rekrutierer vor gravierende Probleme stellte. Und diese machten vor keinem Unternehmer halt. Hier ein besonders anschauliches Beispiel:

Anfang 1644 beschloss Frankreichs regierender Minister, Kardinal Mazarin, Soldaten für Amalie Elisabeth, die Landgräfin von Hessen-Kassel, auszuheben, die sich von kaiserlichen Truppen bedroht sah. Er beauftragte den Grafen von Marsin, einen Oberst, im neutralen Bistum Lüttich und in anderen Teilen des Westfälischen Reichskreises 4000 Söldner zu rekrutieren (je zur Hälfte Kavallerie und Infanterie). Doch sofort gab es Ärger für Marsins Hauptleute: Sie mussten feststellen, dass genau zur selben Zeit bereits ein spanischer General und ein französischer Feldmarschall in der Region Soldaten rekrutierten. Das Resultat: Die Bonuszahlungen schnellten in die Höhe, potenziellen

Kandidaten wurden Bestechungsgelder gezahlt, und Marsin konnte seine Mission nicht erfüllen. Der Franzose musste auf die Zwangsrekrutierung zurückgreifen.

Die Schlüsselfiguren im Rekrutierungsgeschäft waren die Hauptleute. Sie sollten sich um die Soldaten kümmern, Soldzahlungen abwickeln, für Nachschub sorgen, und in Kriegszeiten waren sie dazu da, über Leben und Tod ihrer Untergebenen zu befinden. Idealerweise befehligte ein Hauptmann eine Kompanie mit einer Stärke von bis zu 100 bis 300 Infanteristen oder etwa 100 Kavalleristen. Aber wenn Krieg und Krankheiten ihren Tribut zollten, sanken die Zahlen, und im 17. Jahrhundert bestanden viele Infanterie-Kompanien auf einem Feldzug aus kaum mehr als sechzig bis achtzig Mann. Ein Leutnant und ein Fähnrich unterstanden dem Hauptmann, und auch diese waren in der Regel adlig, selbst wenn es hier und da einen Bürgerlichen in diesen Rängen gab.

Armeen bestanden aus Regimentern und diese wiederum aus Kompanien. Ab etwa der Mitte des 16. Jahrhunderts unterstand ein Infanterie-Regiment in der Regel dem Kommando eines Obersten. Ein Regiment zählte bei voller Stärke in der Regel 800 bis 3000 Mann; aber es waren die Kompanien, in denen die Offiziere, vor allem die Hauptleute, ihre Männer wirklich kannten. Daher waren sie bei der Rekrutierung in Dörfern und Stadtvierteln die zentralen Figuren. Zusammen mit ihren Leutnants hatten sie den direkten Kontakt mit den Kandidaten und brachten die Vereinbarungen unter Dach und Fach.

Am wichtigsten für die Fürsten und anderen großen Kriegsherren indes waren die Obersten. Sie waren die eigentlichen Unternehmer, die oft das Verfügungsrecht über ein oder zwei Regimenter hatten – oder denen diese Regimenter rundheraus gehörten.

In den 1590er-Jahren gab die finanziell angeschlagene spanische Krone mehr und mehr Autorität in die Hände lokaler Eliten und Hauptleute, während sie verzweifelt neue Soldaten benötigte. Hier geschah der Übergang „vom Offizier als Funktionär, der durch die Krone ernannt wurde, hin zum Offizier, der als Unternehmer von der Krone anerkannt wurde“. In den Niederlanden lag die Rekrutierung neuer Soldaten komplett in Händen solcher Unternehmer. Auch wenn sich die Umstände änderten, setzte sich die spanische Armee zu achtzig bis neunzig Prozent aus Söldnern aus Deutschland, Frankreich, Irland, Italien, der Schweiz, Österreich und den südlichen Niederlanden zusammen. Bereits in Kompanien und Regimenter organisiert, wurden sie aus dem Ausland von findigen Offizieren herangekarrt, denen es vor allem um das Geschäft und ihren Gewinn ging.

Sold und Profit

Was die Lebensmittelrationen beim Militär betraf, gab es genaue Vorschriften. Doch trotz dieser Vorschriften mussten die Soldaten durchaus manchmal hungern (von dem, was man ihnen versprochen hatte, ganz abgesehen). Überall in Europa war vorgeschrieben, dass Soldaten täglich eineinhalb bis zwei Pfund Brot erhielten (in Osteuropa Hafergrütze), 8 Unzen bis zu einem Pfund Fleisch, Fisch oder auch Käse, dazu bestimmte Mengen Bier oder Wein sowie Salz, Essig und Öl. Die Regierungen wussten genau, was die Mägen ihrer aktiven Truppen brauchten. In Russland und weniger dicht besiedelten Teilen Osteuropas führten die Armeen oft genügend Nahrungsmittel in ihren Wagen mit, um in Kriegszeiten die grundlegenden Bedürfnisse der Truppen abzudecken. Im Westen war das ganz anders: Hier unternahm man in Kriegsgebieten zwar auch einige Anstrengungen, um Nahrung mitzuschleppen oder wenigstens Getreide und Öfen, um Brot zu backen – dennoch setzte man ganz selbstverständlich voraus, dass Soldaten auf einem Feldzug der Lage waren, sich unterwegs zu verköstigen. Wenn die Armee die Nahrung nicht komplett oder zum Teil selbst übernahm, sollte der Sold die Kosten für die täglichen Lebensmittelrationen abdecken. Soweit die Theorie – doch wie war es wirklich?

Über den Sold der Soldaten wissen wir ziemlich gut Bescheid. Im 16. Jahrhundert verdiente beispielsweise ein deutscher Landsknecht einen Grundbetrag von 4 Gulden pro Monat. Ein spanischer Frontsoldat erhielt in den 1590er-Jahren einen Sold von 45 Maravedís pro Tag. Im Jahr 1699 bekamen die russischen Soldaten unter Peter dem Großen 5–11 Rubel im Jahr. Um 1700 herum verdiente ein Musketier in Frankreich in Friedenszeiten 5 Sous pro Tag. Und in Venedig bezahlte man Fußsoldaten im 16. Jahrhundert nominell etwa 3 Dukaten pro Monat, doch in Wahrheit war es weit weniger, denn die Summe wurde nicht in Golddukaten ausgezahlt, sondern in geringerwertigen Münzen.

Doch all diese Zahlen sind an sich ohne Bedeutung, bis wir den Soldaten in das direkte soziale Umfeld seiner Zeit einordnen: landlose Bauern, niedere Handwerker, Lohnarbeiter. Erst dann ergibt sich aus dem Sold ein bestimmter Lebensstandard, und wenn man auf diese Weise den Soldaten mit einem niedrig gestellten Zivilisten vergleicht, dann – so sind die Historiker überzeugt – stand der Zivilist in der Regel besser da. Hungersnöte, wie in Frankreich in den Jahren 1694 und 1709 oder in Teilen von Deutschland während des Dreißigjährigen Kriegs, trieben Bauern und Handwerker in den Militärdienst. In Zeiten äußerster Knappheit waren gut 40 Prozent der Bevölkerung auf Almosen angewiesen und mussten am Straßenrand

betteln. In Frankreich gaben die armen Leute die Hälfte ihres Geldes für Brot aus. Geoffrey Parker hat festgestellt, dass wahrscheinlich auch in den Niederlanden „die Hälfte der Einkommen der ärmeren Durchschnittsfamilie für Brot“ ausgegeben wurde, das „Hauptnahrungsmittel [war] eine Schüssel gesalzener Suppe mit Roggenschwarzbrot“. Insgesamt gaben die Menschen 75 Prozent ihres jährlichen Einkommens für Lebensmittel aus. Diese Statistiken können einem ein gutes Gefühl dafür vermitteln, wie der Überlebenskampf in den sozialen Milieus aussah, aus denen die meisten Soldaten kamen. Kein Wunder, dass das Essen für sie eine so große Rolle spielte. Warum sonst sollte man sich freiwillig fürs Militär melden?

Die Lösung lag auf der Hand: Sie hieß Nahrung statt Sold; so machte es die schwedische Armee in Deutschland während des Dreißigjährigen Kriegs. Gustav Adolf hatte das im Jahr 1632 ganz offen so festgelegt – es erschien ihm als bester Ausweg aus seinen finanziellen Problemen.

Aber es gab aber auch eine andere Möglichkeit, die noch ein wenig perfider war. Ihr Urheber war der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna im Jahr 1633. Er schätzte, wenn die Armee auf monatlicher Basis 78.000 Soldaten bezahlte, dass sich dies zu einer jährlichen Summe von etwa 9, 8 Millionen Reichstalern summieren würde. Wenn man die Männer aber bloß für einen Monat bezahlte, man den Rest einbehielte und jedem Soldaten ein Pfund Brot pro Tag gab, plus gelegentliche kleinere Geldbeträge, dass der Staat dann in der Lage wäre, die jährlichen Zahlungen auf 5, 4 Millionen Reichstaler zu kürzen. Und genau das tat er. Innerhalb von zwei Jahren war es bereits einmal zu einem Aufstand unter den Soldaten gekommen, und nun, 1635, sah sich Oxenstierna wieder mit einer Massenmeuterei konfrontiert, so dass er schließlich doch mit den Offizieren verhandeln musste.

Ende des 16. und während des 17. Jahrhunderts standen die Söldnerheere der Niederlande im Ruf, die bestbezahlten Europas zu sein. Und dennoch war „die Bezahlung die Hälfte des Verdiensts eines Tagelöhners“, und die Niederländer hatten kein Problem damit, gerade erst rekrutierte Söldnerkompanien kurzerhand aus dem Dienst zu entlassen, ohne sie zu bezahlen, wenn sie feststellten, dass sie nicht mehr gebraucht würden; ein solcher Fall ereignete sich im Jahr 1658. Die herrschenden Eliten der Vereinigten Niederlande verfuhren mit ihren Armeen alles andere als großzügig; überhaupt kein europäischer Staat tat das, denn in Kriegszeiten Soldaten zu bezahlen war der mit Abstand teuerste Posten in einem Staatshaushalt. Daher gab es stets Unruhe unter den schottischen, englischen und deutschen Söldnern der Niederländer, die oft mit ihren Soldzahlungen in Verzug waren. Dennoch waren die Niederländer dank der boomenden Wirtschaft des

17. Jahrhunderts in der Lage, immer noch regelmäßiger zu zahlen als die Fürstenhäuser, und so hatten sie auch nie Probleme damit, genügend Söldner zu rekrutieren. Sogar Handwerksgesellen, die auf der Walz trotz des Booms oft am Rande der Arbeitslosigkeit lebten, schlossen sich hier und da einem Regiment an, aus dem einfachen Grund, dass es „ein kontinuierliches Einkommen in Aussicht“ stellte. Aber genauso wie wirtschaftlich schwierige Zeiten die Armeen füllten, konnte ökonomische Entspannung zu Massendesertionen führen. Zur Armee ging man, wenn es gar nichts anders ging.

Militärhistoriker weisen darauf hin, dass die Soldaten einer Garnison weiterhin ihr angestammtes Handwerk ausüben durften, wenn sich ihnen die Gelegenheit dazu bot; so konnten sie sich ein wenig zusätzliches Einkommen verschaffen. Dies war aber nur in Friedenszeiten möglich, und dann musste der arbeitende Soldat dieses Extraeinkommen, das er in die Garnison mitbrachte, unter Umständen noch mit seinem Kommandanten teilen. In Kriegszeiten beziehungsweise auf einem Feldzug indes gab es kaum Möglichkeiten, zu arbeiten.

Der Frieden von Cateau-Cambrésis (1559), mit dem die Italienkriege endeten, entließ tausende französische Soldaten, auch Offiziere, wieder in das zivile Leben, und viele kämpften schon bald in den Hugenottenkriegen (1562–1598). Dieser Konflikt, der der „höheren Sache“ diente, ließ das Bestreben, Soldaten einen existenzsichernden Sold zu zahlen, schnell wieder verkümmern. Innerhalb weniger Wochen nach dem Beginn eines Feldzugs mussten katholische wie protestantische Fürsten feststellen, dass sie die fälligen Beträge gar nicht zahlen konnten. Ihre Armeen mussten hungern oder plünderten auf Nahrungssuche die Gegend. Die praktischste Lösung – zu der es immer wieder kam, vor allem auf Seiten der Regierung – war, einen Waffenstillstand auszurufen und die Armeen kurzerhand aufzulösen. Die Krone und die hugenottische Opposition suchten dann zunächst nach neuen Mitteln und Wegen, ihre Finanzen aufzubessern, bevor die nächste Runde des Krieges eingeläutet werden konnte.

Dieses Vorgehen führte oft zu besonders unschönen Resultaten. Trotz der flehentlichen Bitten der Königinmutter, Katharina de Medici, plünderte eine unbezahlte königliche Armee im Oktober 1562 drei Tage lang Rouen, die zweitgrößte Stadt Frankreichs. Einige Hauptleute stahlen sich mit Silber davon, mit dem sie ihre Soldaten ausbezahlen wollten.

Gehen wir zurück zum Ende des 15. Jahrhunderts, in das Italien der Renaissance und die Welt der Sforza-Herzöge von Mailand: Hier finden wir eine der am besten organisierten Söldnerarmeen der Halbinsel. Und doch wurden die Sforza-Soldaten so schlecht bezahlt, dass sie ihre Einnahmen mit Plünderung und Schmuggelware

aufstocken mussten (zumal der offizielle Sold oft zum Teil in Stoffballen bestand). Die Herzöge beschwerten sich darüber, aber es lag durchaus in ihrem finanziellen Interesse, nicht so genau hinzuschauen.

Im frühen 16. Jahrhundert schienen die deutschen Landsknechte, zumindest auf dem Papier, ein komfortableres Leben zu führen als viele fahrende Gesellen. Daher meldeten sich stets mehr als genug freiwillige Rekruten. Doch musste man für seine Erstausstattung als Landsknecht selbst aufkommen, und so waren neue Rekruten sofort verschuldet. Die Kosten betrugen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beispielsweise einen Gulden für eine lange Pike, drei Gulden für einen Helm, dreieinhalb Gulden für eine Arkebuse und ganze zwölf Gulden für eine einfache Rüstung. Nahrung, Kleidung und Schuhe mussten sie selbst bezahlen und bekamen dafür immerhin einen monatlichen Sold von vier Gulden, doch die galoppierende Inflation des 16. Jahrhunderts machte ihnen bald einen Strich durch die Rechnung. Schließlich wurden junge Leute in Deutschland allein durch das Versprechen von Kriegsbeute in die Kompanien der Landsknechte gelockt. Sie wollten allein von dieser Beute leben.



Mit dem leuchtend weißen Pferd, der kreisförmigen Brücke und den Rauchwolken tritt Philips Wouwerman in seinem Kriegsgemälde ein wenig aus dem tatsächlichen Schlachtengetümmel heraus. Kopie nach Philips Wouwerman (1619–1668):

Reiterschlacht auf einer Brücke, 1665–1668 (© Veneranda Biblioteca Ambrosiana/De Agostini/Getty Images)



Louis XIV., der König von Frankreich, bekannt als der „Sonnenkönig“, blickt auf seine Soldaten hinab, die wie ein Heer von Ameisen aussehen, während sie am 12. Juni 1672 den Rhein überqueren. Stich (© Getty/Leemage)



Trotz der wie eingefroren wirkenden Gestalten gelingt es dieser Szene, die Gewalt der Bartholomäusnacht (23./24. August 1572) zu vermitteln. Im Zeitalter der Reformation verstärkte die religiöse Komponente die Intensität der Konflikte in Europa. François Dubois (1529–1584): *Bartholomäusnacht* (De Agostini/Getty Images)

Bei Dürers *reitendem Tod* von 1505 verhungert sogar das Pferd. Trotz des Gemetzels

in den Schlachten starben zu jener Zeit die meisten Menschen an Hunger und Krankheiten. Albrecht Dürer (1471–1528): *Reitender Tod*, 1505 (Privatsammlung/ Bridgeman Art Library)



Die Hinrichtung von zwanzig führenden Adligen einschließlich der Grafen von Egmont und Horn durch den *Herzog* von Alba in Brüssel, 1568. Achten Sie auf die Musketen auf der linken Seite und die Länge der Piken der im Halbkreis stehenden Soldaten. Schule von Zacharias Dolendo (1561– ca. 1604) (Privatsammlung/ Stapleton Sammlung/Bridgeman Art Library)



Der Widerstand des eingekesselten Naarden endete, als die Stadt gestürmt und auf barbarische Weise geplündert wurde. Die Gewalt in den Kriegen in Europa war oftmals besonders schlimm, wenn lange Zeit belagerte Städte schließlich doch noch eingenommen wurden. Franz Hogenberg (1540– ca.1590): *Das Massaker in Flandern unter der Regierung von Fernando Alvarez de Toledo, dem Herzog von Alba, am 30. November 1572* (Bibliothèque Nationale, Paris/Giraudon/Bridgeman Art Library)



Es brennt und raucht bereits in Magdeburg, als kaiserliche Soldaten im Mai 1631 eine Bresche in die Stadtmauer schlagen. Deutsche Schule (18. Jahrhundert): *Die Eroberung Magdeburgs durch die kaiserliche Armee (November 1630 bis 20. Mai 1631)*. Zwischen 1726 bis 1727 (Deutsches Historisches Museum, Berlin/© DHM/ Bridgeman Art Library)



Überfalle auf Dörfer, Bauernhöfe und Landbevölkerung mit Mord und Raub waren ein universeller Aspekt des Krieges in Europa. Französische Schule (17. Jahrhundert): *Plünderung eines Bauernhofs* (Musée Bargoin, Clermont-Ferrand, France/Giraudon/Bridgeman Art Library)

Doch dass die Staaten nicht in der Lage waren, kontinuierlich den Sold ihrer Armeen zu bezahlen, war nur eines der Probleme. Wie wir bereits gesehen haben, organisierten Militärunternehmer ihre Regimenter so, dass sie in Kriegszeiten so viel Gewinn wie möglich erwirtschafteten. Im Folgenden soll es um die einzelnen Kompanien gehen und um die Hauptleute, die diese Kompanien als ihr Eigentum betrachteten.

Die notorisch schlechte finanzielle Lage der Regierungen führte dazu, dass Herrscher oft annahmen – oder glauben wollten –, dass ihre Hauptleute genug Kapital zur Hand hatten, um Rekrutierungszahlungen zu leisten, um den Soldaten das Geld für ihre Ausrüstung zu leihen (oftmals sogar für Schuhe) und für Nahrung und Futtermittel zu bezahlen, wenn die Regierungsgelder ausblieben. Von Regimentschefs (Obristen), die mitunter mehrere Kompanien besaßen, erwartete man dies ebenfalls, denn bei diesen handelte es sich ja immerhin oft um Adlige mit Landbesitz.

Doch wenn sie die Bedürfnisse ihrer Männer aus eigener Tasche bezahlten, verwandelten sich die Hauptleute und Obristen schnell in Geldverleiher, die Zinsen für ihre Kredite verlangten. Und auch ihr Primärgeschäft sollte Gewinne abwerfen: ihre Kompanien und Regimenter.

In diesem finanziellen Verwirrspiel versuchten unsere Militärunternehmer (die stets Angst haben mussten, dass die Regierungen nicht pünktlich zahlten) alle Möglichkeiten, ihren Profit zu maximieren – vor allem Offiziere, die nach Höherem strebten, nach mehr Dienstboten, besserer Kleidung, einer vornehmeren Bleibe oder Überschüssen für die Bedürfnisse ihrer Familien und ihrer Ländereien zu Hause. Einige von ihnen hatten durch ihre Auslagen Schulden angehäuft, so für Kleidung, Nahrung und Pferde oder sogar, um eine ganze Kompanie Soldaten zu kaufen. Bei jeder Münze, die durch ihre Hände ging, stellte sich die Frage: Durften sie sie behalten?

Der gleiche Gedankengang betraf alle Zahlungen für Sold, Nahrung, Waffen, Lasttiere und andere Bedürfnisse der Armeen. Hier setzten manche Hauptleute mit einem echten Taschenspielertrick an: Die Quellen sind voll von Berichten über hungernde Soldaten, die neben Offizieren marschieren, die gut genährt sind und wie aus dem Ei gepellt aussehen. Als die Hugenottenkriege auf ihrem Höhepunkt waren, gab es viele Offiziere, die sich mit dem Sold ihrer Soldaten aus dem Staub machten. Wer für Gott kämpfte, war nicht unbedingt ein ehrlicher Mann. Kein Wunder, dass massenhaft Rekruten desertierten, wie es in Spanien geschah, als eine Gruppe Soldaten entdeckte, wie sich ihr Hauptmann auf ihre Kosten bereicherte.

Wenn es um die Musterung ihrer Truppen durch Regierungsbeamte ging, wurden betrügerische Offiziere besonders erfindungsreich: Schließlich war im Rahmen einer Musterung dem Kompaniechef eine bestimmte Summe auszuzahlen – der Sold der Soldaten nämlich –, und diese setzte der amtliche Kontrolleur auf Basis der Zahl der Fußsoldaten und Reiter fest, der bei dieser Musterung zugegen waren. Fast überall, so scheint es, wurden die zu musternden Reihen durch Betrüger, sogenannte *passevolants*, aufgestockt – sozusagen Statisten, die einfach dazugestellt wurden und dafür einen kleinen Teil des Solds erhielten. In Deutschland kursierte in diesem Zusammenhang das Sprichwort: „Nicht jeder, der eine Lanze trägt, ist ein Lanzenträger." Die Herrscher wussten genau, wie weit verbreitet dieser Trick war, doch Einhalt gebieten konnten sie ihm nicht; die kommandierenden Offiziere lebten weiter auf ihre Kosten. Darüber hinaus führten die Offiziere wann immer möglich, zum Beispiel auf einem Feldzug oder nach einer Schlacht, auch Tote und Deserteure in ihren Heereslisten auf. Und wenn ihre Kompanien ihnen selbst gehörten, wurde aus der Versuchung eines solchen Betrugs geradezu eine Notwendigkeit.

Daneben blühten noch viele andere Betrügereien, wie eine der detailliertesten Untersuchungen soldatischer Korruption im Europa der Frühen Neuzeit erahnen lässt, eine Studie der Mailänder Garnison in den frühen 1580er-Jahren.

Mailand war das Hauptquartier der Truppen des spanischen Italien,

obwohl die Garnison seiner großen Festung, des Castello Sforzesco, kaum mehr als 1000 Mann umfasste, von denen lediglich 600 Soldaten waren. In der dortigen Gemeinschaft waren Günstlingswirtschaft und Bestechung an der Tagesordnung. Der Wachdienst galt als ehrenvolle Aufgabe, war aber nicht wirklich beliebt. Die Lebensmittel im Kastell waren teurer als in der Stadt und nicht annähernd so gut, auch wenn sie von Verbrauchssteuern befreit waren. Aber da sie so gut wie nie pünktlich ihren Sold erhielten, mussten die meisten Soldaten ihre Nahrung auf Kredit kaufen – und das ging nur im Kastell. So waren sie ständig verschuldet. Ein Teil des Solds wurde regelmäßig für ein Krankenhaus in der Stadt einbehalten, und den Großteil des Geldes strich der Kastellan ein. Wer neu in der Festung eintraf und eine eigene Waffe mitbrachte, war dennoch gezwungen, eine überteuerte zweite Waffe zu kaufen, oftmals eine, die man ein wenig aufpoliert hatte, damit sie neuer aussah, als sie war. Die Soldaten mussten sogar jeden Monat eine bestimmte Menge Schießpulver kaufen, für Salutschüsse bei der Ankunft Prominenter im Kastell. Natürlich wurde auch das Schießpulver mit Gewinn verkauft.

Hinter diesen betrügerischen Machenschaften steckten der Kastellan, Don Sancho de Guevara Padilla, und Leutnant Bartolomé Palomeque. Der Leutnant zwang sogar den Gastwirt des Kastells, 200 Scudi Gold von ihm zu leihen, zu 30 Prozent monatlichen Zinsen. Was die Gerechtigkeit betrifft, so ergab die 1586 abgeschlossene Untersuchung, dass den Kastellan in puncto Korruption keine Schuld traf, und der Leutnant starb, bevor man ihm Sanktionen auferlegen konnte – so viel Zeit verging, bevor das juristische Verfahren abgeschlossen war. Zwar kann man nicht behaupten, dass die Bedingungen, die in der Mailänder Garnison herrschten, typisch waren. Aber im Zuge der galoppierenden Inflation des 16. Jahrhunderts und der stark schwankenden Brotpreise offenbaren die Vorgänge im Castello Sforzesco, welcher rücksichtslose Zynismus herrschte und wie man aus dem überall herrschenden Mangel Profit schlug. Dabei lag Mailand selbst nicht einmal direkt in einem Kriegsgebiet. Doch die Offiziere versuchten eben überall, Möglichkeiten aufzutun, sich mit illegalen Mitteln zu bereichern, und die herrschenden Eliten, die von den privilegierten Kasten manipuliert wurden, waren nicht in der Lage, der Versuchung einen Riegel vorzuschieben.

Und doch muss man den Offizieren auch etwas zugutehalten: Vor allem in Kriegszeiten, wenn die staatlichen Mittel schnell erschöpft waren, kam es durchaus vor, dass auch Offiziere auf einem Feldzug hungern mussten und mitunter sogar komplett verarmten, wenn der Staat seine Verträge mit ihnen nicht einhielt. Vor allem im Frankreich des 17. Jahrhunderts gab es Fälle von Hauptleuten und Obersten, die

in ihre Einheiten so viel investiert hatten, dass es sie schließlich in den Ruin trieb und zum Betrug geradezu anstiftete, wenn sie sich sanieren wollten. Das Krebsgeschwür der Korruption hatte also zu einem großen Teil mit dem Versagen des Staates zu tun. Ende des 17. Jahrhunderts verschwand der militärische Unternehmer wieder von der Bildfläche. Dennoch versuchte man auch noch im 18. Jahrhundert, aus der Finanzierung von Regimentern und Kompanien private Gewinne zu ziehen.

Preußische Adlige machten als Offiziere Karriere und wurden mit dem begehrten Einkommen reich. Adlige in Frankreich kauften und verkauften Kompanien, um Gewinne zu erzielen. Und spanische Obristen in den Niederlanden besetzten die angenehmeren Positionen in ihren Regimentern mit Kunden, Mandanten, Verwandten, Freunden und Dienstboten aus ihrer Heimat.

3 Geplünderte Städte

Abschaum

„Plündern“ heißt im Englischen *to sack* – die Metapher, die diesem Wort zugrunde liegt, kennt man vom Ausdruck *sacco di Roma*, der die Plünderung Roms im Jahr 1527 bezeichnet: Dies geht auf das lateinische Wort für „Sack“ *(saccus)* zurück, und dahinter steckt die Vorstellung, dass man sich eine Stadt in den Sack steckt und damit fortgeht. Zugegeben ein ziemlich ungewöhnliches Bild, doch wie wir sehen werden, war es oft gar nicht so weit von der Realität entfernt. Ganz ähnlich unser Wort „plündern“, das vom mittelniederdeutschen *„plunder*“ kommt, welches wiederum „Hausrat“ bedeutete: Wer plündert, stiehlt jemandem sein ganzes Hab und Gut. Und tatsächlich: In Brescia 1512, in Antwerpen 1576 und in Magdeburg 1631 verließen die Soldaten den Ort ihrer Grausamkeiten mit so viel Beute, wie Karren, Wagen und Pferde gerade eben tragen konnten.

Eine Stadt zu plündern bedeutete damals jedoch nicht nur, Dinge aus ihr mitzunehmen und eine Spur der Zerstörung zurückzulassen, sondern auch nach Belieben zu morden, zu vergewaltigen und die Bewohner zu foltern, damit sie verrieten, so sie Geld, Schmuck, Tafelgeschirr, Seide oder wertvolle Einrichtungsgegenstände versteckt hatten.

Eine weitere Quelle für reiche Beute – oft sogar die lukrativste – war, so viele Menschen wie möglich zu verschleppen und Lösegeld für sie zu erpressen, das galt natürlich vor allem für reiche Bürger mit guten Verbindungen.

Im Italien der Renaissance gab es vier außergewöhnlich schlimme Plünderungen. Die bekannteste von ihnen, der bereits erwähnte *sacco di Roma*, erschütterte 1527 das päpstliche Rom: Vor allem spanische und deutsche Soldaten, die schon lange keinen Sold mehr gesehen hatten, holten sich selbst ihren Lohn, indem sie sich bei reichen Kardinälen, Edelleuten, Bankiers, Botschaftern und Bürgern bedienten. Die erste große Stadt, die nach 1500 gestürmt wurde, war zuvor Brescia in der Lombardei gewesen, 50 Meilen östlich von Mailand. Und als nächstes kam Genua an der ligurischen Küste an die Reihe, im Jahr 1522. Das fürstliche Mantua erlitt später ein ähnliches Schicksal, 1630, und diesem Überfall fielen die Reste einer der berühmtesten

Kunstsammlungen Europas zum Opfer – Kunstwerke, die die regierende Familie Gonzaga im Verlauf von mehr als 200 Jahren gesammelt hatte.

Es gab zahlreiche weitere Plünderungen, die historisch eine geringere Bedeutung hatten, wenn sie auch für die Menschen vor Ort genauso schlimm waren: Ravenna und Prato wurden 1512 überfallen, Lodi 1516, Como 1521 und Pavia 1528. Italiens Städte verführten die führenden Monarchen Europas mit ihrem Glanz geradezu.

Die Apenninhalbinsel wurde zum wichtigsten „Zielgebiet" für die Gebietsansprüche der französischen Könige aus dem Haus Valois, der spanischen Habsburger und des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Brescia (1512)

Die Vorbereitungen zu dem Alptraum, der Brescia heimsuchte, reichten zurück bis in den Januar 1512, als sich Adlige aus Brescia gegen den Gouverneur der französischen Besatzungsmacht verschworen. Das Ziel der Verschwörer: die Stadt wieder unter die Kontrolle der Republik Venedig zu bringen. Die prominenten Adligen der Stadt waren nach wie vor wichtige Figuren des öffentlichen Lebens, doch jetzt waren sie drauf und dran, die Stadt und sich selbst ins Unglück zu stürzen.

Brescia war eine sehr alte Stadt, deren Wurzeln bis in die römische Antike zurückreichten, und es war eine Stadt, der es wirtschaftlich gutging. Mit einer Bevölkerung von etwa 35.000 – London hatte damals etwa 60.000 Einwohner – war Brescia sogar eines der größten europäischen Ballungszentren. Hier waren florierende Branchen zu Hause wie die Tuch- und die metallverarbeitende Industrie. Die Herzöge des Mailänder Hauses Visconti regierten die Stadt, bis sie in den 1420er-Jahren von den Venezianern erobert wurde. Die neue Verbindung der Stadt mit der Seefahrernation Venedig erwies sich für den Handel als Glücksfall. Doch lediglich ein Teil der Adligen befürwortete den Regimewechsel, andere nicht weniger einflussreiche Edelleute hegten starke Ressentiments gegen die Venezianer und wandten sich stattdessen den Franzosen zu.

In der Episode, die nun folgte, war Brescia bereits seit drei Jahren, seit dem Frühjahr 1509, in den Händen der Franzosen, als es einem bemerkenswerten europäischen Bündnis gegen Venedig gelang, das venezianische Reich auf dem Festland kurzzeitig zu demontieren. Französische Armeen nahmen Brescia, Bergamo und Cremona ein und unterstellten diese Städte wieder der Marionettenregierung des Herzogtums Mailand, das inzwischen vom König von Frankreich

kontrolliert wurde.

1512 bekamen die Franzosen am Tag zuvor Wind von der geplanten Verschwörung. Und so wurden am 21. und 22. Januar Scharen von Verschwörern verhaftet, verhört und enthauptet, ihr Hab und Gut wurde beschlagnahmt. Dem Anführer der Verschwörung, Graf Luigi Avogadro, einem erfahrenen Kämpfer, gelang die Flucht. Er begab sich sofort zu seinen venezianischen Komplizen und seinen eigenen Söldnern, die bereits auf dem Weg nach Brescia waren. Ihr Plan war, mitten in der Nacht eines der Stadttore zu öffnen und die venezianischen Soldaten und die anderen Söldner hineinzulassen, um die Verteidiger der Garnison durch einen Überraschungsangriff zu überrumpeln.

Mit dem Überraschungsmoment klappte es nicht, aber Avogadro und der Kommandant der Venezianer, Andrea Gritti, beschlossen, ihren Angriff dennoch fortzusetzen; schließlich wussten sie, dass die Franzosen ihre Truppenstärke in Brescia auf 900 Mann reduziert hatten. Auf dem Weg zur Stadt schlossen sich ihnen mehrere tausend Bauern an. Der alarmierte französische Offizier versammelte den Adel von Brescia und bat flehentlich um dessen Hilfe bei der Verteidigung der Stadt. Die Reaktion war in den meisten Fällen negativ, woraufhin die pro-französischen Familien von dem Offizier forderten, sie mit Waffen zu versorgen; aber er lehnte ab, da er ihnen nicht mehr traute.

Zum Klang von Trommeln und Trompeten griffen Avogadros Söldner, von Freiwilligen unterstützt, Brescia am 2. Februar zum ersten Mal an; danach erhielten sie Verstärkung aus Venedig. Nach zwei Stunden harter Kämpfe erklommen Bauern die Stadtmauer und verschafften den Verschwörern Zugang zur Stadt, während sich die Franzosen ins hochgelegene *castello* mit Blick auf die Stadt zurückzogen. Avogadros Anhänger überfielen und plünderten nun die Häuser der Mailänder Kaufleute und der pro-französischen Gambareschi, einer ursprünglich aus Gambara stammenden Adelsfamilie. So wurde aus dem Konflikt ein Bürgerkrieg. Doch Grittis Kanonen gelang es nicht, die Festung ernsthaft zu beschädigen, und von ihr aus ließ die Artillerie der Franzosen nun ihrerseits ihre tödlichen Geschosse auf die Stadt regnen.

Inzwischen hatte der Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte in Bologna, der junge Gaston de Foix, von dem Debakel erfahren und begab sich eilends mit seiner Armee nach Brescia. Die dortige niederträchtige Verschwörung inmitten eines Kriegs mit der spanischen Armee in Italien und der üble Propaganda-Feldzug der Italiener gegen die „barbarischen“ Franzosen – all das versetzte de Foix in eine Stimmung, in der er keine Gnade walten ließ. Bereits am 16. Februar stand er vor den Mauern von Brescia, verwüstete die Vorstadt und tötete etwa 800 Mann auf der venezianischen Seite. Er

wartete zwei Tage, dann schickte er einen Herold in die Stadt, der verkündete, die Stadt solle sich ergeben, dann würden Leben und Eigentum der Bürger geschont. Die Stadt lehnte die Kapitulation ab, in dem Glauben, dass sich eine von Raimondo Cardona befehligte spanische Armee bereits auf dem Weg befände, um die französischen Streitkräfte anzugreifen – eine fatale Fehleinschätzung, denn gemäß den damals üblichen Regeln der Kriegführung haftete eine Stadt, die die Bedingungen einer Kapitulation ablehnte und dann im Sturm erobert wurde, von Rechts wegen damit, dass sie geplündert wurde.

In der Nacht vom 18. auf den 19. Februar erklommen mehr als 6000 französische, Schweizer und deutsche Söldner über eine Nottreppe nach und nach die Festung, je zu zweit nebeneinander. In der Morgendämmerung standen 500 französische Kavalleristen vor der Porta San Nazzaro; aber alle Tore wurden inzwischen bewacht, und die Soldaten hatten die Erlaubnis erhalten, zu plündern und zu töten; nur die (pro-französischen) Ghibellinen-Familien sollten verschont bleiben. Und das ausgerechnet in der Karnevalswoche.

Vier Stunden später begannen französische Kämpfer, die die „Flagge des Todes“ trugen, ihren Marsch vom Kastell aus hinunter in die Stadt. Trotz schweren Beschusses mit Arkebusen schritten sie immer weiter voran. Einige von ihnen kämpften sich vor zur Porta Torlonga, öffneten das Tor und ließen eine neue Welle französischer Söldner herein. Die leichte Kavallerie der Venezianer, ihres Zeichens dalmatinische Armbrustschützen, witterten eine Niederlage und gerieten in Panik, woraufhin sie sich zur Porta San Nazzaro aufmachten und das Tor aufbrachen. Ein paar von ihnen gelang die Flucht, aber vor diesem Tor wartete ja bereits die französische Reiterei, und die sorgte nun für ein wahres Gemetzel. Avogadro und seine Soldaten kämpften tapfer, erlitten aber schließlich doch eine Niederlage; Gritti und seine Männer wurden ihrerseits von drei Seiten umzingelt. Nun war die Schlacht ziemlich schnell vorüber. Gefangene wurden gemacht: Man pickte sich die „Herren“ und Offiziere der venezianischen Seite heraus, unter anderen den reichen Andrea Gritti, um Lösegeld für sie zu erpressen. Avogadro und die anderen „Verräter“ von Brescia indes ließ man nicht am Leben, um für sie zu kassieren: Sie wurden zusammen mit zwei von Avogadros Söhnen enthauptet und dann gevierteilt – also jeder Leichnam in vier Teile geschnitten. Die Einzelteile der Kadaver befestigte man an den Toren der Stadt und an markanten Punkten auf der Piazza vor dem Regierungsgebäude – niedrig genug, dass sie von Hunden abgenagt werden konnten. Eine eindrucksvolle Warnung an weitere potenzielle Verräter.

Inzwischen war die ganze Stadt in Aufruhr. Überall wüteten schlecht bezahlte ausländische Soldaten, die eine Vielzahl von

Sprachen sprachen und bereits zahlreiche tote Kameraden zu beklagen hatten. Man hatte ihnen die Lizenz zum Töten gegeben, und nun dezimierten sie die Zivilbevölkerung dieser reichen, aufrührerischen Stadt.

Die Plünderung dauerte von Donnerstag bis Sonntag. Augenzeugen berichteten von schrecklichen Szenen – Folter, Vergewaltigung, Tötungen und gewaltsamer Diebstahl. Ein Bürger von Bologna, Cesare Anselmi, der mit de Foix' Truppen in Brescia war, hat einen der umfassendsten Berichte hinterlassen, auch wenn er hier und da ein wenig übertreibt und zu fantasieren scheint.

> Meine Seele verlässt mich beinahe, wenn ich daran denke. Nicht einmal in den Klöstern oder anderen heiligen Orten gab es Sicherheit … Man sah bewaffnete Männer, die Geld und Schmuck untereinander aufteilten, während sie noch ihre Helme trugen … Innerhalb dieser drei Tage belegten sie die armen Einwohner, Männer wie Frauen, mit jeder Art von Qual, um sie zu zwingen, das Versteck von Geld und Wertsachen zu offenbaren. Gegenüber Frauen wandte man jegliche unehrenhafte Art der Gewalt an, und in der ganzen Stadt hörte man Tag und Nacht nichts als die elendesten Schreie der Beklagenswerten … oder der Frauen, die sich denen widersetzten, die sie zu missbrauchen versuchten, und viele sah man, die sich aus den Fenstern warfen, um auf diese Weise zu sterben, anstatt mit ihrem Körper die wilde Lust derer zu stillen, die ihre Väter, Ehemänner, Söhne und Brüder getötet hatten und die noch immer ihre Häuser plünderten und niederbrannten und zerstörten. Viele Frauen töteten sich mit dem Messer. Andere taten so, als ergäben sie sich willfährig ihren Peinigern, nur um sie dann zu töten, in vielen Fällen im Bett, und es scherte sie nicht, dass sie daraufhin auf grausame Weise von anderen getötet wurden … Einige, die ein geliebten Menschen tot vorfanden, verweilten stundenlang an seiner Seite, weinten oder verletzten sich selbst oder beteten über dem Leichnam. Und es war schrecklich zu sehen, wie viele dieser abscheulichen Soldaten, wenn sie eine hübsche Frau sahen, die verzweifelt über dem Körper eines geliebten Menschen weinten, zu ihr gingen, ihren Rock hochhoben und versuchten, sie an Ort und Stelle über dem Toten zu entehren.

Immer wieder beobachtete er, wie Frauen getötet oder entstellt wurden oder dass man ihnen die Kleider fortriss. Anselmi schrieb dem Freund, an den er diese Beschreibung richtete: „Ich schwöre Euch, dass ich, obgleich ich als Bologneser von den Franzosen geschätzt werde und mit ihnen kam, um zu sehen, was hier geschah, um mich darüber zu informieren und darüber zu schreiben …, dass ich in dieser Stadt solche Seelenqualen erlitt, dass ich nicht nur zutiefst bedaure, hergekommen zu sein, sondern dass ich bedauerte, jemals zur Welt gekommen zu sein." Eine Zeitlang, so behauptet er, wollte er tatsächlich sterben, weil er in jedem Haus, das er betrat, „Tag und Nacht nichts sah als verzweifelte Herren und Bürger, die, ihrer Kleidung beraubt, gefesselt, auf die Genitalien geschlagen, deren Füßen über das Feuer gelegt wurden, denen Holzstücke zwischen die Zähne getrieben wurden oder denen man einen Stock oder ein Messer

zwischen Zunge und Gaumen steckte, bis sie, unfähig zu sprechen und nur mehr Zeichen gebend, sich bereit zeigten, die Orte zu offenbaren, an denen sie ihre Wertsachen versteckt hatten“. Als sie Brescia in der Schlacht am 2. Februar erobert hatten, hatten Avogadros Leute die toten und verwundeten französischen Soldaten ihrer Kleidung und Habseligkeiten beraubt. Das hatte die Bevölkerung von Brescia de Foix’ Männern nicht gerade sympathischer gemacht.

Wenn irgendwo in Europa eine Stadt Gefahr lief, einer Plünderung anheim zu fallen, war es für die Bewohner Brauch, ihre wertvollsten Besitztümer in Kirchen und Klöstern zu verstecken, in der verzweifelten Hoffnung, dass sie dort sicher wären. Aber natürlich kannten die Soldaten diesen Trick. Laut einem Bericht des Adligen Innocenzo Casari, seines Zeichens Prior des Klosters S. Giovanni Evangelista, töteten die Franzosen in der Kathedrale über 100 Menschen, Priester wie Laien, darunter drei Beichtende und einen Priester, die direkt vor dem Hauptaltar standen. Soldaten drangen auch in einige der Konventskirchen ein, deren Böden sich rot färbten, als sie die Menschen schlugen und folterten – wild entschlossen, sich den Schmuck, das Geld, die Wertsachen die anderen Habseligkeiten unter den Nagel zu reißen, die die Gemeindemitglieder dort versteckt hatten.

Der Rektor der Kirche St. Agatha wurde brutal getreten, bis man ihm das Geheimnis entlocken konnte, und dann wurde „alles gestohlen“. Casari selbst wurde von einem französischen Offizier angesprochen, der vor Wut fast zu ersticken drohte, während er seine Forderungen ausstieß, und er musste sich 100 Goldstücke leihen, um ihn auszubezahlen. Dennoch garantierte ihm diese Summe nicht den Schutz, den er sich erhofft hatte, denn nachdem der Offizier fort war, brach eine Gruppe deutscher Soldaten ins Kloster ein und begann, Schränke und Truhen zu zerschlagen; sie schleppten alles an Wert, was sie tragen konnten, fort und versuchten sogar, einige der Mönche zu erpressen. Am Ende richteten sie sich im Kloster häuslich ein und ließen es sich sieben Tage lang „gut gehen“, schleppten Prostituierte und andere Frauen an, darunter „ehrbare Mädchen“, die „sie gewaltsam zwangen, ihre schändlichen Gelüste zu befriedigen“. Casari fährt fort: „ Die [gemeinnützige] Bank des Monte di Pietà wurde um mehr als 100.000 Goldstücke erleichtert.“ Die Bewohner aller Klöster wurden so lange geschlagen, bis sie ein Lösegeld zahlten, und einige der Mönche, die sich weigerten, schlug man tot.

> Zahlreiche Priester wurden lebendig verbrannt. Dem Edelmann Cristoforo Guaineri wurden die Arme abgeschnitten, und er starb auf glühenden Kohlen. Ein reicher Kaufmann namens Antonio [del Sacro Fonte] wurde lebendig gehäutet. Zwei meiner Brüder, Ottobono und Girolamo, sowie Ottobonos Sohn Angelo, wurden an Händen und Füßen aufgehängt und entgingen dem Tod nur,

> indem sie 90 Goldstücke zahlten … Diese blühende Stadt, dicht bevölkert, mit Reichtümern und Annehmlichkeiten aller Art und in dieser Hinsicht von keiner anderen Stadt in Italien übertroffen, wurde auf einen Schlag zu einem gemeinen, schmutzigen und erbärmlichen Ort, der nichts als Mitleid verdient. Früher waren Patrizier und Großbürger durch die Straßen und auf den Plätzen flaniert, geschmückt in feinen Kleidern und mit einem Tross von Dienern und Anhängern; jetzt aber, von allem beraubt, schämten sie sich in der Öffentlichkeit und versteckten sich in ihren Häusern, sperrten sich selbst in ihren leeren und zerstörten Palästen ein … Die Straßen, auf denen einst ein geschäftiges Treiben herrschte, das sofort zeigte, wie wohlhabend diese Stadt war, sind jetzt kahl und leer.

Nach der Plünderung waren „die Stadt und ihre Vororte“ ein paar Tage lang „regelrechte Friedhöfe. Überall lagen nicht bestattete, stinkende Leichen.“ Diese Behauptung Casaris bestätigte ein venezianischer Soldat: „Man konnte nicht durch die Straßen gehen, ohne auf einen Leichnam zu treten.“ Ein dritter Zeuge erzählt, was dann geschah: „Die Toten von Brescia wurden wie Mist auf Karren geworfen.“

Über die Zahl von Toten in Kriegs- und Katastrophenzeiten können wir auch heute noch meist nur spekulieren. Schätzungen zufolge lag die Zahl der Toten bei 6000 bis 16.000 (die Schwerverletzten und Verstümmelten kamen noch dazu), wobei letztere Zahl, die wir im berühmten Tagebuch des Venezianers Sanudo finden, offenbar die Opfer auf der französischer Seite miteinschließen soll. Aber wenn Sie unbedingt eine Zahl hören wollen, dann dürften 8000 Tote (und damit fast ein Viertel der Stadtbevölkerung) eine ziemlich zuverlässige Schätzung sein.

Wenn es darum geht, was und wie viel die Plünderer in der Stadt stahlen, kann man ebenfalls nur Vermutungen anstellen. Als die französische Armee von Bologna nach Brescia eilte, hatten die Offiziere wenig Grund zur Annahme, dass sie die Stadt plündern würden, und ohnehin hatten sie kaum Zeit, Karren oder Fuhrwerke für den Abtransport der Beute zu organisieren. Diese besorgten sich die Soldaten, genau wie die Packtiere, in und rund um Brescia. Angeblich verließen sie die Stadt mit rund 4000 Vehikeln, die sämtlich mit Beutestücken beladen waren. Den Großteil ihrer Beute scheinen sie in den Städten entlang ihrer Marschroute verkauft zu haben.

Kirchen, Klöster und Häuser wurden, wie wir gesehen haben, all ihrer verborgenen Schätze beraubt. Lösegelder erbrachten große Summen Bargeld. Die Offiziere, denen der Löwenanteil der Beute gehörte, hatten sich alle männlichen Einwohner, die älter als 8 Jahre und vermeintlich etwas „wert“ waren, herausgepickt und jeweils ein Kopfgeld festgelegt. Die Opfer wurden teilweise nach ihrer Kleidung ausgewählt, vor allem aber danach, wo sie wohnten.

Eine Woche nach der Plünderung krönten die französischen

Kommandanten ihre Gräueltaten mit noch mehr Blut: Eine weitere Gruppe von Verschwörern aus Brescia wurde hingerichtet, und wieder stellte man ihre geviertelten Überreste an markanten Punkten zur Schau, bis „die Hunde das meiste von ihnen fraßen".

Cesare Anselmis Schilderungen der tapferen Gegenwehr und des Märtyrertums der Frauen von Brescia, wenn diese sich sexueller Gewalt ausgesetzt sahen, machen einen stark literarisierten Eindruck. Natürlich ist es nicht unmöglich, dass es in den gegebenen Umständen zu Selbstmorden kam oder Frauen auf listige Weise ihre Vergewaltiger umbrachten. Aber es dürfte dennoch äußerst selten vorgekommen sein. Und in keiner anderen mir bekannte Quelle, die über ähnliche Ereignisse in Italien oder in anderen Teilen Europas berichtet, gibt es Darstellungen solch heroischer Akte. Insofern kann man wohl nicht alle Behauptungen Anselmis für bare Münze nehmen.

Dennoch soll unsere Wiedergabe der Vorkommnisse von 1512 mit einer Geschichte schließen, in der wiederum das Pathos regiert.

Einer der brillantesten Mathematiker des 16. Jahrhunderts, Niccolò Tartaglia, ironischerweise auch ein Experte auf dem Gebiet der Wehrtechnik, lebte zur Zeit der Plünderung in Brescia. Er war damals zwölf Jahre alt. Wie viele andere Bewohner Brescias suchten er, seine Mutter und seine Schwester Schutz in der Kathedrale: „Unser Haus war geplündert worden, dabei gab es dort kaum etwas zu holen." Er war ziemlich schmächtig klein für einen Zwölfjährigen, und wir wissen nicht, was genau er tat, um den grausigen Vorfall, zu dem es kam, kurz nachdem die Soldaten die Kathedrale gestürmt hatten, zu provozieren. Hatte er etwas gesagt oder sich auf andere Weise zur Wehr gesetzt? Dieses Detail verschweigt sein Bericht. Stattdessen geht er direkt über zur Schilderung der Gewalt:

> In Anwesenheit meiner Mutter fügte man mir fünf schwere Wunden zu, drei am Kopf, so tief, dass man mein Gehirn sehen konnte, und zwei im Gesicht, die heute mein Bart verdeckt, sonst würde man mich für ein Monster halten. Ein [Schlag] ging mir durch Mund und Zähne, spaltete meinen Kieferknochen und den oberen Gaumen, das Gleiche im Unterkiefer. Wegen dieser Wunde war ich nicht nur nicht mehr in der Lage zu sprechen – außer tief in meiner Kehle, wie eine Elster –, ich konnte auch nicht essen, da ich Mund und Kiefer nicht im Geringsten bewegen konnte, alles war zerschlagen. Nur mit großer Mühe konnte man mich flüssig ernähren. Aber noch gravierender war die Tatsache, dass wir nun kein Geld mehr besaßen, um die nötigen Salben kaufen, geschweige denn einen Arzt zu konsultieren. So musste meine Mutter mich mit ihren eigenen Händen gesundpflegen, und zwar nicht mit Salben, sondern indem sie meine Wunden ständig säuberte. Sie tat das wie die Hunde, die ihre Wunden mit der Zunge sauberlecken. Dank ihrer Sorgfalt und Umsicht verheilten meine Wunden nach ein paar Monaten.

Noch eine ganze Zeitlang konnte er danach nicht ordentlich sprechen, sondern nur stammeln, und die Kinder in der Nachbarschaft gaben

ihm den Spitznamen *Tartaglia* („Stammler“). Später nahm er diesen Schimpfnamen als Nachnamen an – schließlich kam er aus solch bescheidenen Verhältnissen, dass sein Vater, Micheletto („kleiner Michael“) gar keinen Familiennamen besessen hatte.

Niccolò Tartaglia war klug, ja geradezu brillant. In seinem ganzen Leben erhielt er lediglich zwei Wochen Schulbildung, durch einen Tutor, der ihm das Lesen beibrachte. Und trotzdem war er später der erste Italiener, der die *Elemente* des Euklid in die Volkssprache übersetzte.

Antwerpen (1576)

In den 1560er- und 1570er-Jahren erlebte Nordeuropa eine neue Welle religiösen Eifers: Die Calvinisten, revolutionäre Protestanten, traten in ihre kämpferischste Phase ein. Nachdem sie bereits Frankreich in einen religiös motivierten Bürgerkrieg gestürzt hatten, breiteten sie sich nun über die Grenzen nach Deutschland und in die Niederlande aus. Ihr Ziel: den „Papismus“ und die „Hure Babylon“, die alte Kirche also, auszurotten. Der König von Spanien, Philipp II., der die Niederlande von seinem Vater, dem Habsburger Kaiser Karl V. geerbt hatte, hatte geschworen, er werde lieber viele Male sein Reich verlieren, als über diese „Ketzer“ herrschen. Unter diesem Schwur mussten schon bald Millionen Menschen leiden.

Ein Teil des Ruhms, dessen sich das Spanien der Frühen Neuzeit rühmen konnte – die Konquistadoren, eine ehrgeizige Politik und die Herrschaft über ein wahres Weltreich – fand sein tristes Grab in den Niederlanden. Dieses Grab war der Achtzigjährige Krieg (1567–1648). Der einen Kriegspartei ging es darum, rebellische Völker unter der Herrschaft der spanischen Könige zu halten, die andere kämpfte dafür, sich endlich von den Fesseln der Fremdherrschaft zu befreien. In seinen kritischsten Momenten reichte der Anteil des Königs an allem Gold und Silber aus Westindien nicht aus, um die riesigen Armeen zu finanzieren, die gegen die „ungehorsamen“ Wallonen, Flamen und Niederländer angingen. Der Glanz der legendären königlichen Schatzkammer verblasste schnell, wenn er in militärischen Sold umgewandelt wurde.

Auch wenn Historiker die nicht enden wollende Tragödie des Achtzigjährigen Krieges oftmals mit politischen Gegebenheiten interpretieren wollen, steckte doch auch ein starker sozialer Brennstoff dahinter: die Religion. In den ersten Jahren des Krieges kämpften die evangelikalen Calvinisten – radikale Protestanten also – ganz offen gegen die Katholiken, die allesamt, vom gemeinen Soldaten bis hin zum Offizier, von jenseits einer wichtigen religiösen Grenze stammten

– von der Iberischen Halbinsel. Hier hatten die Spanier bereits die Juden vertrieben und die Muslime besiegt, die beide in der Religionsausübung die Verwendung von Bildern ablehnen. Nun sahen sich die Spanier auf einmal in den Niederlanden einem wütenden Bildersturm ausgesetzt, der am 10. August 1566 ausbrach und sich wie ein Flächenbrand verbreitete.

Im Vorfeld der ikonoklastischen Angriffe fanden zahlreiche calvinistische Predigten statt – auf dem Lande rund um die größeren Städte herum, oft besucht von Männern, die mit Lanzen und Schwertern bewaffnet waren. Die Wut der Menschen entlud sich zunächst in kleinen Städten in Westflandern, breitete sich von aus nach Osten aus und dann nach Norden bis Antwerpen. Und über die benachbarten Städte erreichten die Auseinandersetzungen bis Ende August die urbanen Zentren wie Amsterdam und Den Haag.

Banden von jeweils dreißig bis vierzig Bilderstürmern überfielen, verwüsteten und plünderten hunderte Kirchen und Kapellen. Die Ikonoklasten stellten überall eine Minderheit dar, aber sie waren gut organisiert und hatten clevere Anführer. In vielen Fällen wurden die niederen Handwerker unter ihnen dafür bezahlt, Statuen, Altäre, Gemälde, Taufbecken, Bücher aller Art, Gewänder und andere Objekte „fachgerecht" zu zerstören – mit Knüppeln, Äxten, Messern oder Hämmern.

Ein Gesetz aus dem Jahr 1523 stufte die Ketzerei als Kapitalverbrechen ein, und doch wagte niemand, gegen die Bilderstürmer vorzugehen. Die Behörden vor Ort waren unter sich gespalten oder hatten einfach Angst. Während der vergangenen 40 Jahre waren etwa 1300 „Ketzer" hingerichtet worden, aber die meisten von ihnen waren Wiedertäufer gewesen, und die galten allgemein als Störenfriede niederer Herkunft. Bei den Calvinisten war das ganz anders, allzu viele von ihnen kamen aus den respektablen Schichten der Gesellschaft. Doch dem Gesetz nach stellte der Bildersturm einen eklatanten zivilen Ungehorsam dar. Die dazugehörige Verschmelzung von Politik und Religion sollte drei Generationen lang andauern.

Die Bilderstürmer orientierten sich an Ereignissen im Nachbarland Frankreich, wo im Jahr 1562 ein Bürgerkrieg zwischen Hugenotten und Katholiken ausgebrochen war; hier hatten die protestantischen Reformatoren im Laufe etwa eines Jahres zumindest zeitweilig die politische Kontrolle über mehr als 20 Städte erlangt.

Tatsächlich sah es in den 1560er-Jahren zeitweise so aus, als würden die Hugenotten mit ihren Armeen ganz Frankreich unter ihre Kontrolle bringen und der Sache des Calvinismus zum Sieg zu verhelfen.

Als der neue spanische Statthalter in den Niederlanden, der Herzog

von Alba, im August 1567 nach Brüssel kam, war er wild entschlossen, für politischen und religiösen Gehorsam zu sorgen. Seine Vollstrecker? 10.000 spanische und italienische Soldaten, die ihn begleiteten; und kaum war er vor Ort, rekrutierte er zusätzlich tausende Söldner aus Deutschland und den Niederlanden. Im Laufe der folgenden 15 Monate besiegten Albas Truppen vier verschiedene Armeen – und den abtrünnigen Staat des Fürsten Wilheims I. von Oranien, genannt „der Schweiger“, eines gemäßigten Protestanten, der daraufhin eine weniger kompromissbereite Haltung einnahm. Der „Rat der Unruhen“, den Alba ernannte, ordnete über tausend Hinrichtungen an, als Strafe für Rebellen und Verräter. Was für die ehrenwertere Gesellschaft besonders verstörend war: 16 Adlige wurden hingerichtet und sogar zwei katholische Grafen, Egmont und Philipp van Hoorne, enthauptet. Ihre abgeschlagenen Köpfe wurden auf Spieße gesteckt, die man an Galgen befestigte. Die Revolte hatte die religiöse Sphäre überwunden und war nunmehr vor allem eine politische Angelegenheit.

1573 wurde Alba, seines Zeichens ein Grande, der, so der Historiker Jonathan Israel, „in Latein, Französisch und Italienisch versiert war und auch etwas Deutsch sprach“, von seinem Posten enthoben, als Opfer einer Intrige am Hof in Madrid. Was er in den Niederlanden zurückließ, war eine Bevölkerung, die außer sich war über Steuern, Hinrichtungen, die Brutalität der Soldaten und das gnadenlose Abschlachten von Zivilisten in den aufständischen Städten Naarden, Zutphen und Mechelen.

Brüssel war die Hauptstadt der spanischen Niederlande, doch ihre größte Stadt war Antwerpen, eine blühende Hafenstadt mit etwa 90.000 Einwohnern und geschäftlicher Dreh- und Angelpunkt – etwa 75 Prozent des gesamten Handels liefen über Antwerpen. Auslöser für die blutigen Ereignisse, die sich hier ereigneten, war der Tod des Generalgouverneurs, Don Luis de Requesens, im März 1576. König Philipp II. hatte im Jahr zuvor Konkurs angemeldet, woraufhin der größte Teil der (ohnehin unbezahlten) Flandernarmee aufgelöst wurde. Viele Einheiten standen kurz vor der Meuterei und waren drauf und dran, sich an den niederländischen Bürgern schadlos zu halten. Angst breitete sich unter der Bevölkerung aus, und der Staatsrat in Brüssel gab sich selbst die Vollmacht, im Namen des Königs zu sprechen, bis der nächste Generalgouverneur aus Madrid eintreffen würde; dabei saß im Staatsrat nur ein einziger Spanier, Gerónimo de Roda.

Es kam zur direkten Auseinandersetzung zwischen Rat und Armee. Ende Juli 1576 meuterte ein Kontingent spanischer Soldaten, die seit Jahren ohne Sold lebten. Sie fielen in Brabant ein und plünderten Aalst, eine Kleinstadt unweit von Brüssel. Der Rat erklärte sie zu Rebellen gegen den König, ächtete sie und verfügte, dass sie jeder, der

sie sah, töten dürfte. Zugleich forderten sie die Gutsbesitzer von Brabant auf, ihrerseits Soldaten zu rekrutieren, um die Provinz vor den wütenden Rebellen zu schützen. Doch die spanischen Offiziere in anderen Garnisonen, die unter akutem Personalmangel litten und Angst vor bewaffneten Angriffen seitens der Gutsbesitzer hatten, weigerten sich, den Meuterern den Rücken zu kehren. Die Spaltung zwischen Rat und Armee wurde zu einem kaum mehr überwindbaren Abgrund.

Die Wochen vergingen, und schon bald fanden eifrige Anhänger des Fürsten von Oranien die Aktionen des Rates zu moderat, zu zahm. Das Ergebnis war, dass am 4. September auf einmal die Soldaten der lokalen Gutsherren zuschlugen. Sie verhafteten die Mitglieder des Rates und beriefen ein Treffen Generalstaaten der Niederlande ein.

Das weitaus ehrgeizigere Ziel war es nun, jenseits aller religiösen Unterschiede, die Niederlande von den spanischen Streitkräften zu befreien. Soldaten der Wallonen (der Französisch sprechenden Belgier) desertierten und schlossen sich dem Heer an, und man bemühte sich sogar, deutsche Söldner von den königlichen Streitkräften abzuwerben, indem man ihnen Vorauszahlungen ihres Solds anbot.

Das einzige spanische Ratsmitglied, Gerónimo de Roda, entkam am 4. September knapp der Verhaftung durch die Soldaten – sein Haus war geplündert und ein Diener getötet worden, das hatte ihn misstrauisch werden lassen. Er floh nach Antwerpen, suchte Zuflucht in der dortigen Zitadelle, der neuen Festung der Stadt, die von 200 spanischen Soldaten besetzt war. Zwischen dem Kommandanten der Zitadelle, Sánchez d'Avila, und dem Gouverneur von Antwerpen, Frédéric Perrenot de Champaigney, selbst Katholik und Soldat, herrschte eine glühende Feindschaft.

Die spanische Finanzkrise hatte beinahe zum Zusammenbruch der Flandernarmee geführt; binnen drei Jahren war die Truppe von 54.500 auf gerade einmal 8000 Mann reduziert worden. Und jetzt, Ende September, wurden alle diese Männer von einem zerstrittenen Staatsrat als „Verräter“ am König von Spanien bezeichnet. Im Oktober fuhren die Boote der protestantischen Streitkräfte des Fürsten von Oranien die Schelde hinauf bis vor Antwerpen. Dort lagen sie mehrere Tage lang und feuerten mit ihren Kanonen ein paar Mal auf die Zitadelle.

Die Flandernarmee war zu diesem Zeitpunkt etwa zu einem Viertel spanisch. Die meisten anderen Söldner waren Deutsche und Wallonen, der Rest Italiener, Briten, Franzosen und sogar Albaner. Als die unbezahlten deutschen Söldner, die man nach Antwerpen gerufen hatte, Ende Oktober endlich die Stadt erreichten, hoben sie sofort kollektiv an: „Geld her! Geld her!“ Ihr Kommandant, Graf Otto von Eberstein, konnte sich einfach nicht entscheiden, auf wessen Seite er

sich schlagen sollte – Sánchez d’Avila oder Champaigney. Quasi in letzter Minute entschied er sich für Champaigney, woraufhin dieser am Morgen des 3. November den Truppen der Gutsbesitzer (entgegen einer früheren Vereinbarung) erlaubte, Antwerpen zu betreten. Einige von Ebersteins Offizieren und Soldaten fühlten sich verraten, marschierten in der Zitadelle und schlossen sich den Spaniern an.

An diesem Tag, einem Samstag, arbeiteten 11.000 Bürger in dichtem Nebel und unter gelegentlichen Kanonensalven von der Zitadelle her an den Verteidigungsanlagen – an einem einzigen Tag gruben sie an den Enden der drei Straßen, die zur Esplanade vor der Festung führten, mehrere Gräben und Wälle. Dort stellte man auch Kanonen auf, die auf die Zitadelle gerichtet waren. Die temporären Wälle waren so hoch wie Piken, also vier bis fünf Meter. Roda und Sánchez d’Avila hatten unterdessen Kontakt zu Soldaten in Lier, Maastricht und Breda aufgenommen; einige dieser Soldaten befanden sich bereits in der Zitadelle oder waren auf dem Weg dorthin. Auch die Meuterer von Aalst, hauptsächlich Wallonen, wurden nach Antwerpen zitiert, und diese trafen am 4. November ein – um 9 Uhr am Sonntagmorgen, nach einem Marsch von sechs bis sieben Stunden. Ein verhängnisvoller Mangel an Vorsicht seitens Champaigneys Soldaten führte dazu, dass es den Angehörigen der Flandernarmee gelang, von der östlichen Seite der Stadt aus durch eines der oberen Tore in die Zitadelle zu gelangen.

Wenn wir heute auf diese Ereignisse zurückschauen, dann gilt unsere Sympathie (Demokraten, die wir sind) sicherlich den Bürgern von Antwerpen. Ihre Anführer schienen sie vorsätzlich ins Unglück zu stürzen, indem sie die feindlichen Kräfte geradezu zur Plünderung einluden – es sei denn, sie könnten die kleine, aber äußerst professionelle Berufsarmee oben in der Zitadelle besiegen. Champaigneys Streitkräfte zählten 8000 bis 10.000 Soldaten, darunter 1000 Reiter, viele von ihnen Veteranen der Flandernarmee. Ihnen zur Seite stand eine lokale Miliz von 14.000 Mann. Sánchez d’Avilas Truppen in der Zitadelle zählten nun an die 5000 Mann, etwa ein Fünftel davon Kavallerie. Die 200 regulären Soldaten der Festung waren durch mehr als 4000 Söldner verstärkt worden – eine bunte Mischung aus Deutschen, Spaniern, Wallonen, Italienern, Engländern und anderen Nationalitäten.

Sobald die angeforderten Männer eingetroffen waren, schlugen die Kommandanten in der Zitadelle zu. Die Meuterer aus Aalst wollten unbedingt den ersten Angriff landen, und noch vor dem Mittag brachen sie aus der Festung aus, schwenkten ihre – so der protestantische Historiker M. P. Génard im 19. Jahrhundert – „blasphemische“ Flagge, die auf der einen Seite die Jungfrau mit Kind und auf der anderen den gekreuzigten Christus zeigte. Als sie die

gerade ausgehobenen Schützengräben erreichten, wurde ihr Hauptmann getötet, was sie verlangsamte, aber nur kurz, wie der englische Augenzeuge, George Gascoigne berichtet: „Es war geradezu erstaunlich, wie es Fußsoldaten und sogar Reitern zu Pferde gelang, Gräben von solcher Größe zu überwinden." Eine Einheit deutscher Soldaten von der Zitadelle fuhr die nächste Angriffswelle, beinahe direkt hinter den Meuterern aus Aalst.

Auf Seiten von Champaigney legte nun ein Regiment von Deutschen ihre Waffen nieder; andere liefen kurzerhand zu ihren ehemaligen Kameraden über. Die Milizionäre waren nirgends zu sehen, wahrscheinlich gehörten sie zu denen, die aus den Fenstern des Rathauses heraus ihre Arkebusen und Musketen abfeuerten. Einige der Wallonen sowie auch Ebersteins Deutsche, diejenigen, die sich entschieden hatten, für die Stadt zu kämpfen, lieferten einen erbitterten Kampf – allerdings nur für 15 oder 20 Minuten, dann waren sie am Ende.

Vielen von Champaigneys Söldnern muss es vorgekommen sein, als könne diese ebenso entschlossenen wie schnellen Soldaten aus der Zitadelle nichts und niemand aufhalten. Aber auch sie fielen der herrschenden Unordnung und einem eklatanten Mangel an Planung zum Opfer, der zum Teil von der Tatsache herrührte, dass sich einige von ihnen in der zurückliegenden Nacht besoffen hatten.

Und nun beraubten und misshandelten sie die Bürger und zwangen so Champaigney, unter Gefahr für Leib und Leben, mit dem Schwert in der Hand dazwischenzugehen. Er wollte sie in den Schützengräben haben. Um allem noch die Krone aufzusetzen, scheint es, als sei Graf Eberstein, seinerseits ein starker Trinker, an diesem fatalen Morgen stockbetrunken gewesen.

Die offene Schlacht mit Infanterie und Kavallerie fand rund um das große Rathaus am Marktplatz, die Börse, statt und in mehreren Straßen darum herum. Der schwere Beschuss aus den Fenstern des Rathauses provozierte die spanischen Kommandanten, das Gebäude in Brand stecken zu lassen. Es wurde schwer beschädigt, und das Feuer griff bald auf die angrenzenden großen Häuser über. Nach kaum mehr als zwei Stunden war der Sieg über Champaigney und seine Armee perfekt. Er selbst und ein paar andere entkamen auf der Schelde, in bereits wartenden Booten des Fürsten von Oranien. Eberstein jedoch versuchte vergeblich, an Bord zu gelangen, und ertrank schließlich in seiner schweren Rüstung im Fluss.

Von diesem Punkt an bieten die Quellen – die bereits bei ihren Beschreibungen der Kämpfe eher dürftig sind – widersprüchliche Berichte über die Gräueltaten, die sich in den Tagen danach ereigneten. Obwohl Antwerpen eine katholische Stadt war, kam es zu offenen Aufständen; daher blieben weder Priester noch Gotteshäuser

verschont. Nach einem oder zwei Tagen ordnete Roda zum ersten Mal ein Ende der Plünderungen an; am 8. November erneuerte er diese Order, und dieses Mal wurde sie auch effektiver umgesetzt – doch es war zu spät. In den ersten drei Tagen hatte die Gewalt in der Stadt bereits ihren Höhepunkt erreicht. Einige Berichte werfen den englischen Söldnern, ehemaligen Soldaten aus der Armee des Herzogs von Alba, vor, am schlimmsten gehaust zu haben. Aber es wäre töricht, wollte man versuchen, die Schuld an dem, was geschah, unter den verschiedenen Gruppen von Soldaten aufzuteilen.

Die Bürger wurden so lange verprügelt, bis sie verrieten, wo sie ihre Wertsachen versteckt hatten. Frauen und Mädchen wurden missbraucht, einige nahm man dazu sogar mit in die Zitadelle. Nicht nur für Menschen, sondern für ganze Häuser wurde Lösegeld erpresst. Dennoch erhalten wir dieses Mal kein greifbares Gefühl dafür, wie brutal man vorging. Und die Berichte variieren stark, was die Zahl der getöteten Einwohner (zwischen 7500 und 18.000) und der in Brand gesteckten Häuser (zwischen 600 und 1400) betrifft.

Auch wenn wir davon ausgehen, dass der Wert der Beute geradezu kolossal war, muss man alle Schätzungen darüber mit einer gewissen Skepsis betrachten. Immerhin: Antwerpen war das wichtigste Handelszentrum der Niederlande, und hier hatten sich zahlreiche ausländische Kaufleute und Bankiers angesiedelt. In der Rangliste der reichsten Städte Europas rangierte Antwerpen mindestens auf Platz 4 oder 5.

Infolgedessen scheinen die spanischen und die deutschen Hauptleute die Stadt bei ihren Plünderorgien untereinander aufgeteilt zu haben. George Gascoigne schreibt, drei Tage nach der Erstürmung habe man in Antwerpen „kein Geld, keinen Schatz mehr finden können, der sich nicht in den Händen von Mördern und Huren befand. Denn jeder Don Diego stolziert hier die Straße entlang mit einer Dirne an der Seite, die mit goldenen Ketten und Armbändern behangen ist“. Jemand anderes berichtet, die Soldaten hätten zwei Millionen Gulden in Gold- und Silbermünzen erbeutet, denselben Betrag in goldenen und silbernen Gegenständen. Und dazu kamen noch Einrichtungsgegenstände.

Man kann sich gut vorstellen, dass das Ganze mehr wert war, als der König innerhalb von zwei Jahren an Westindien verdiente, wie Aufzeichnungen von Ende der 1570er-Jahre bezeugen. Ein offizieller Bericht des Magistrats, der heute leider nicht mehr existiert, bezifferte den Gesamtwert der Antwerpener Beute auf fünf Millionen Gulden. Es scheint, als hätten die Plünderer kein Haus verschont. Allein im Anwesen von Champaigney erbeuteten sie (in einer anderen Währung angegeben) etwa 60.000 Kronen.

Viele der Plünderer malten sich schon eine goldene Zukunft aus –

eine Selbsttäuschung, denn zahlreiche Söldner hatten einen Hang zum Glücksspiel, und je mehr Geld sie zur Verfügung hatten, desto stärker wuchs ihre Sorglosigkeit. Zu Beginn der Plünderung müssen binnen weniger Tage enorme Mengen an Geld und Wertgegenständen durch viele, viele Hände gegangen sein.

Wir stoßen hier wieder auf ein europaweit gültiges Muster. Überall dort, wo Städte und Gemeinden einer Plünderung anheimfielen, wurden ziemlich schnell Waren aller Art zum Verkauf angeboten – zumeist spottbillig, denn die Soldaten wollte ja in erster Linie Bargeld oder Schmuck und kleinere Wertgegenstände, die man schnell verkaufen oder eintauschen konnte. Und solche Schätze rissen sich lokale Händler oder Kaufleute und Pfandleiher aus dem Umland unter den Nagel. Sie wussten, dass der Großteil dieser Beute, die manchmal sogar aus ihren eigenen Häusern stammte, bald in der Nähe oder in weiter entfernten Städten die Märkte überfluten würde. Und obgleich in Antwerpen auch Ausländer ausgeraubt worden waren, darunter spanische und portugiesische Kaufleute, mischten auch diese beim Handel mit den Beutestücken mit, genau wie Florentiner, Genuesen und andere mehr. Ein spanischer Händler beispielsweise brachte zahlreiche kostbare Wandteppiche aus Antwerpen auf den Markt. Kurz gesagt, als der Schock der Gewalt der ersten Tage zu schwinden begann – bereits am 7. November, so wird berichtet, fanden überall in der Stadt Taufen statt – waren viele Soldaten bereit, ihre Verluste durch den Handel mit Beutestücken auszugleichen. Das moralische Klima in der Stadt hatte sich ganz plötzlich dramatisch verändert.

Die reichen Händler und Geldverleiher wurden durch den Handel mit Plündergut noch reicher, doch auch die armen Leute – Arbeiter, Mägde, Handwerker – erlagen in einigen Fällen der Versuchung, sich zu bereichern: indem sie den Soldaten verrieten, wo Nachbarn oder Bekannte ihre Wertsachen versteckt hatten. Marie de Soeto, eine flämische Magd in einem spanischen Haushalt, führte einen Trupp von Soldaten in diverse Häuser, um diese systematisch zu plündern. Es könnte sogar sein, dass sie bei der Folter assistierte, um den Bewohnern zu entlocken, wo sie noch etwas Wertvolles versteckt hatten. Doch die Moral einmal kurz hintangestellt, hat ihr treulosgrausames Verhalten einen deutlichen Beigeschmack von Rache, von Abrechnen: Die Welt dieser Magd war eine Welt der Unterordnung, der Prügel, des Gehorsams, der Knechtschaft – und der unüberwindbaren Kluft zwischen arm und reich.

Hungrige Soldaten sind wütende Soldaten, die stets bereit sind, ihren Zorn an unschuldigen Zivilisten auszulassen. In Antwerpen war das anders: Die Zitadelle verfügte über ausreichend Proviant, und kein Soldat musste hungern. Stattdessen waren sie jedoch schon lange ohne Sold, und das sollte nun die Beute ausgleichen. Sie riskierten

immerhin ihr Leben, und dafür wollten sie nun ihren gerechten Lohn, aber bitteschön mit so viel Zinsen wie möglich – dem Plündergut.

Die Lizenz zum Plündern bedeutete, dass Tötungen in Kauf genommen wurden, es aber nicht in erster Linie darum ging, die Bewohner der Stadt umzubringen. Wenn die Opfer bereit waren, ihre geheimen Verstecke zu verraten, kamen sie meist mit dem Leben davon. Und die Antwerpener wussten sehr wohl, dass ihre Angreifer, angeführt von den Meuterern aus Aalst, den Reihen einer unbezahlten Armee entsprangen.

Die moderne Forschung ist der Ansicht, dass die sogenannte „spanische Wut“ in Antwerpen zu etwa 2500 Tötungen führte; Leon Voet und Jonathan Israel setzen diese Zahl niedriger an und sprechen stattdessen von „hunderten“ Todesopfern. Nach dem Studium historischer Karten glaubt Voet, dass „wahrscheinlich etwas mehr als einhundert“ Behausungen durch Feuer zerstört wurden.

Champaigney und der Staatsrat in Brüssel begingen schwere politische und logistische Fehler. Darüber hinaus verstärkten die in den Tagen vor der Plünderung in der Schelde liegenden 100 Boote der protestantischen Oranier in der Zitadelle die Angst und damit die Wut. Dabei trugen diese Boote im Endeffekt überhaupt nichts zum Schutz der Stadt bei. Es war beinahe, als wollten die protestantischen Kommandanten der katholischen Stadt eine Lektion erteilen.

Magdeburg (1631)

Frühjahr 1631: Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das geografische Zentrum Europas, befand sich mitten im religiös-politischen Blutrausch des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648). Ein paar ganz sparsame Hintergrundinformationen sollen an dieser Stelle genügen.

Ursache des Kriegs war eine Auseinandersetzung zwischen dem erzkatholischen Habsburger Kaiser Ferdinand II., der das Königreich Böhmen (auf dem Gebiet des heutigen Tschechien) für sich beanspruchte, und einem der führenden Fürsten des Heiligen Römischen Reiches, Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz. Als der böhmische Adel ihm die Krone anbot, da hatte der zähe Calvinist zugegriffen. Doch schon bald erwiesen sich die religiösen Differenzen zwischen Kaiser und Kurfürst für das Reich als fatal. Friedrichs Verbündete erlitten eine Niederlage in der Schlacht am Weißen Berg (1620) – eine Katastrophe für den böhmischen Adel, auf die eine umfangreiche Verschiebung der Besitzverhältniss im Land folgte. Über die Hälfte allen Grundbesitzes in Böhmen fiel als Kriegsbeute Habsburger Höflingen und führenden Offizieren der habsburgischen

Armeen zu.

Bald jedoch stellte sich ein ganz anderes Problem: die Notwendigkeit, die Soldaten zu bezahlen und zu ernähren. Der wichtigste Finanzier des Kriegs, Hans de Witte, unter anderem Kreditgeber des großen kaiserlichen Generals Wallenstein, musste später Konkurs anmelden und beging Selbstmord; und Wallenstein wurde später mit Zustimmung des Kaisers von seinen Kollegen ermordet. Sein Gespür dafür, eine Armee durch die rücksichtslose Ausbeutung von Finanzierungsquellen zusammenzuhalten, hatte ihn gefährlich unabhängig werden lassen. Das berüchtigte im März 1629 von Kaiser Ferdinand erlassene Restitutionsedikt hing wie ein böser Stern über dem Norden Deutschlands.

Das Edikt bezog sich auf den berühmten Augsburger Religionsfrieden (1555) und verkündete, dass alle kirchlichen Grundstücke und Besitztümer, die seit 1552 von protestantischen Fürsten und Städten (auf illegale Weise, so das Edikt) beschlagnahmt worden waren, an die katholische Kirche zurückzugeben seien. Besonders für die mächtigen (protestantischen) Fürstbischöfe Norddeutschlands stellte das Dokument somit eine echte Bedrohung dar.

Im Frühjahr 1631 geriet die protestantische Stadt Magdeburg, einst Sitz eines großen Bistums, unter Beschuss. Erst kürzlich hatte dort die Pest gewütet und die Bevölkerung dezimiert, aber Magdeburg war trotz allem noch immer ein wichtiges Handelszentrum mit 25.000 Einwohnern. Die „Mädchenburg“ (so eine lokale Volksetymologie des Ortsnamens) war besonders stolz darauf, zwei Belagerungen standgehalten zu haben: einer des Kurfürsten Moritz von Sachsen (1550/51) und einer durch Wallenstein (1629). Als der protestantische „Löwe aus dem Norden“, Gustav II. Adolf, König von Schweden, im Juli 1630 in den Krieg eintrat, war Magdeburg war die erste freie Stadt, die sich auf seine Seite schlug und damit die Regel brach, nach der kein Fürst und keine freie Stadt des Reichs ein Bündnis gegen den Kaiser eingehen durfte. Gustav Adolf führte nun eine Armee durch Brandenburg in Richtung Südwesten, gegen Sachsen. Zur gleichen Zeit attackierten Tilly und Pappenheim, ihres Zeichens Generäle der Katholischen Liga, Magdeburg. Im April und Mai 1631 belagerten sie die Stadt mit einer Armee von 25.000 Fußsoldaten und Reitern. Der schwedische König besaß bereits einen eigenen Militärgouverneur vor Ort, den hessischen Edelmann Dietrich von Falkenberg, der im Herbst 1630 in Magdeburg eingetroffen war – und dem der Ruf vorauseilte, er habe einen geradezu eisernen Willen. Eines der vielen Gerüchte, die damals kursierten, besagte, er wolle die Stadt lieber in Schutt und Asche sehen als sie den Katholiken zu überlassen.

Im Jahr 1629, zur Zeit von Wallensteins Angriff auf Magdeburg, bildeten sich in der Stadt verschiedene politische Fraktionen: Die Oberschicht versicherte dem Kaiser ihre Treue, und ein paar Gemäßigte schlossen sich an, doch eine durchaus kämpferische Gruppe radikaler Lutheraner wollte den Bruch mit dem katholischen Kaiser, und zunächst scheinen sie große Unterstützung in der Bevölkerung gefunden zu haben. Jetzt, im Frühjahr 1631, im Schatten des Restitutionsedikts und mit Gustav Adolf im Anmarsch, war die Sympathie für den Kaiser komplett verblasst. Zumindest waren seine Sympathisanten verstummt. Und der neu strukturierte Rat der Stadt – den Falkenberg inzwischen kontrollierte – hielt bis zum Ende durch und widerstand Tillys Forderungen nach Kapitulationsverhandlungen.

Am frühen Morgen des 20. Mai waren Pappenheims Truppen (berauscht von gutem Wein) bereits dabei, mit Hilfe von 400 Leitern im Nordosten die große Magdeburger Stadtmauer zu erklimmen, als der Rat der Stadt – man mag es kaum glauben – noch immer am Diskutieren war, ob man mit dem kaiserlichen General Tilly verhandeln sollte. Einer von Pappenheims Offizieren, Jürgen Ackermann, beschreibt den Angriff folgendermaßen: „Es gab ein solches Donnern und Krachen von Musketen, Brandmörsern und großen Kanonen, dass man nichts sehen oder hören konnte, und viele Hilfstruppen folgten uns, so dass der ganze Wall schwarz war von Soldaten und Sturmleitern … Nachdem mehreren hundert Mann gefallen waren, überwanden wir die Verteidigungsanlagen und schlugen den Rest in die Flucht." Angesichts der einschüchternden Präsenz Dietrichs von Falkenberg gaben es die Stadträte auf, eine Kapitulation ins Auge zu fassen. Doch plötzlich fanden sie sich an diesem fatalen Morgen mir nichts, dir nichts am Abgrund wieder. Vom Kirchturm von St. Johannes tönte die Sturmglocke, und als Ratsherr Otto von Guericke ins Rathaus geeilt kam und rief, die Kroaten seien bereits in der Stadt, sie liefen die Fischergasse hinunter und plünderten die Häuser, sah sich der Rat komplett überrumpelt und schockiert. Erst zu diesem Zeitpunkt verließ Falkenberg die Sitzung und lief hinaus zu seinem Pferd, um das Kommando über die Verteidigung zu übernehmen.

Irgendetwas war gründlich schief gegangen, aber schuld daran waren weder Verräter noch Spione: In den Stunden vor Morgengrauen hatte die Nachtwache die letzten Vorbereitungen der Belagerer vor der groß angelegten Erstürmung schlichtweg übersehen, und das obwohl zusätzlich zu den 2500 Soldaten und einer lokalen Miliz von 5000 Mann noch schwedische Schutztruppen in Magdeburg stationiert waren. Der große Wassergraben der Stadt war teilweise abgelassen und kaiserliche Ingenieure hatten die Armee damit beauftragt, örtliche Bauern zusammenzutreiben, um zumindest Teile des Grabens mit

festen Materialien zu füllen, damit die Soldaten leichter die Stadtmauer erreichen und ihre Sturmleitern anbringen konnten. Dennoch waren viele der kaiserlichen Soldaten von Kopf bis Fuß durchnässt, als sie die Stadt stürmten.

Die Belagerung begann Anfang April mit einer allmählichen Blockade der Elbe und der Versorgung der Stadt. Bereits diese Maßnahmen hatten zu blutigen Scharmützeln geführt und hunderte Söldner das Leben gekostet – auch im kaiserlichen Lager. In der ersten Maihälfte nahmen die Feindseligkeiten weiter zu, angefacht durch die Verluste auf beiden Seiten. Die Mauern von Magdeburg hallten wider von den Beleidigungen, die Katholiken und Protestanten einander entgegenschleuderten; die einen verhöhnten die Jungfrau Maria, die anderen riefen, sobald sie in der Stadt seien, würden sie alle Frauen und Töchter Magdeburgs vergewaltigen. Solche Beleidigungen gehörten einfach zu einer Belagerung dazu. Daneben nutzten die Bürgermilizen auf den Mauern Geschütze und Wurfgeschosse, um Belagerer zu verwunden und zu töten.

Derweil erlitten die Vororte heftige Bombardements. Und zwei oder drei Tage lang wurde auch die Stadt selbst unter Beschuss genommen, mit 30 großen Kanonen und sechs Mörsern, die pro Tag etwa 1800 Geschosse abfeuerten und einzelnen Häusern, Kirchen und Kirchtürmen schweren Schaden zufügten. Die Verteidiger benutzten ihre Kanonen indes kaum – dafür hatten sie viel zu wenig Schießpulver.

Als die polyglotten Söldner des Kaisers – hungrig, wütend, unbezahlt – schließlich die Verteidigungsanlagen überwanden und in Magdeburg einfielen, durften sie töten und plündern so viel sie wollten, schließlich hatte der Stadtrat Tillys Aufruf, sich zu ergeben, wiederholt abgelehnt, im Glauben, Gustav Adolf würde kommen und sie retten. Einen Großteil der Verantwortung für diese Tatsache (und für das nun folgende Gemetzel) trug Militärgouverneur Falkenberg. Denn obwohl er geahnt oder zumindest befürchtet hatte, dass der schwedische König Magdeburg nicht rechtzeitig würde erreichen können, hatte er die Bürger und den Rat doch immer wieder mit leeren Versprechungen über die bevorstehende Ankunft des schwedischen Königs hingehalten; mag sein, dass er hoffte, die kaiserliche Armee würde schließlich in ihrer Verzweiflung die Belagerung aufgeben. Die eifrigen protestantischen Prediger hatten ihn dabei voll und ganz unterstützt, denn ihrer Ansicht nach war es wesentlich erstrebenwerter, Widerstand zu leisten und als Helden zu sterben, als unter das „papistische Joch“ zu gelangen.

In der Zwischenzeit gingen widersprüchliche Gerüchte in der Stadt um, die versuchten, angebliche Vorzeichen zur Geschichte und zum Schicksal Magdeburgs zu deuten. Die einen versprachen Erlösung,

andere glaubten an die Apokalypse; und bei all dem gab es eine Fülle von Verweisen auf Troja, Babylon, Theben, Jerusalem und anderen vermeintliche Parallelen in der Antike.

Falkenberg wurde bereits in der ersten Stunde der Straßenkämpfe tödlich verwundet, doch er versuchte tapfer, diese Tatsache zu verbergen, damit in seinen Reihen keine Panik ausbrach. Es dauerte nicht lange, da war er tot. Sobald Pappenheims Soldaten in der Stadt waren, kämpften sie sich bis zum Krökentor durch und öffnete es für die kaiserliche Kavallerie. Dieser folgten weitere Kompanien von Fußsoldaten. Die Verteidiger feuerten von den Fenstern der Häuser aus auf die Eindringlinge und kämpften tapfer auf der Straße gegen sie, wobei hunderte Angreifer starben.

Und dann steckten, wie es scheint, entweder Pappenheims Männer oder sogar Kämpfer aus den Reihen der Protestanten mehrere Gebäude in Brand, wohl in der Hoffnung, dass das Feuer die anderen vom Kämpfen ablenken würde. Doch hatte dieses Manöver keinerlei Auswirkungen auf die tobende Straßenschlacht. Binnen kaum mehr als zwei Stunden besiegten Pappenheims Truppen die Verteidiger, und eine Abteilung der kaiserlichen Kavallerie ritt unter dem Klang von Trommeln und Fanfaren die Lakenmacherstraße hinunter.

Augenzeuge Otto von Guericke beschreibt die plündernden Soldaten: „Wenn eine Bande Plünderer in ein Haus einbrach und der Herr des Hauses in der Lage war, ihnen etwas zu geben, dann konnte ihn das und seine Familie vor Schaden bewahren, aber nur bis die nächsten Soldaten auftauchten, die dieselbe Forderung stellten. Wenn schließlich alle Dinge [Wertsachen] des Hauses übergeben worden waren und sonst nichts mehr blieb, dann begann das wirkliche Leid. Jetzt begannen die Soldaten, [ihre Opfer] anzugreifen und zu erschrecken, sie zu erschießen, zu hängen und zu erschlagen“ – im Beharren darauf, dass doch noch irgendwo Wertsachen versteckt sein müssten. Das Resultat: Binnen etwa zwei Stunden wurden tausende „unschuldiger Menschen, Männer, Frauen und Kinder gnadenlos und auf unterschiedliche Weise ermordet … Man kann nicht mit Worten ausdrücken, was passierte.“

Während geplündert und gemordet wurde, kam starker Wind auf. Da ohnehin niemand versuchte, das Feuer einzudämmen, wurde durch die Windböen nun alles noch schlimmer: Die Brände breiteten sich im Häusermeer aus, und zwölf Stunden später lag ein großer Teil Magdeburgs in Schutt und Asche. Die Kathedrale, ein Kloster, die Häuser am Neuen Markt und ein paar andere Gebäude hatten irgendwie überlebt. Insgesamt blieben von den 1900 Gebäuden der Stadt nur 200 stehen. Das Rathaus und alle Kirchen der Altstadt fielen komplett den Flammen zum Opfer: St. Johannes, St. Ulrich („die schönste aller Kirchen … mit ihren herrlichen Bildern“), St. Katharina,

St. Jakob, St. Peter und drei weitere Kirchen.

Historiker, die sich selbst nicht von religiösen Vorurteilen freimachen konnten, haben die Schuld für das Feuer immer wieder entweder der einen oder der anderen Seite zugeschoben. Der gesunde Menschenverstand müsste einem eigentlich sagen, dass eine plündernde Armee doch kaum versuchen würde, die Früchte ihrer Eroberung vorsätzlich zu zerstören. Sie wollen Beute; sie haben ein ureigenes Interesse daran, dass die Gegenstände in den Häusern nicht beschädigt werden. Im Falle Magdeburgs (und damals wurde viel darüber diskutiert) ist es sicherlich die plausibelste Annahme, dass die Anwohner das Feuer gelegt haben, um den Feind abzulenken – in ihrem Fanatismus, der die Stadt und ihren Reichtum lieber zerstört sehen wollte als in den Händen der verhassten katholischen Kaisertruppen. Für einige Protestanten war das Ganze sogar eine Art heldenhaftes Martyrium. Wenn indes Pappenheim (wie durchaus auch behauptet worden ist) befahl, ein paar Häuser anzustecken, dann hatte er dabei zweifellos eine zeitlich und räumlich begrenzte Aktion im Sinn.

Die „Sieger“ kümmerten sich nicht um das Feuer und liefen weiter auf der Suche nach Beute durch die Stadt. Und es scheint, als seien einige, blind vor Gier, in den Kellern der Häuser in die Falle geraten und gestorben, indem das brennende Haus über ihnen einstürzte und sie mit ihrem Plündergut begrub. Neben Geld und Wertgegenständen nahmen die Soldaten auch Frauen mit – als Konkubinen.

Viele arme Leute waren zu diesem Zeitpunkt bereits verhungert. Schon seit Wochen waren keine Lebensmittel mehr in die Stadt gelangt, die Preise für Grundnahrungsmittel waren in die Höhe geschnellt. Bei den Armen gab es für die siegreichen Soldaten also nichts zu holen; stattdessen zwang man sie, den randalierenden Plünderern zu helfen: Sie sollten reiche Leute identifizieren oder den Siegern helfen, die Beutestücke aus der Stadt zu karren. Alle Magdeburger, von deren Festsetzung man sich ein hübsches Lösegeld versprechen konnte, mussten freigekauft werden, darunter die Stadträte und die überlebenden schwedischen Offiziere. Die Pikeniere brachen ihre drei bis fünf Meter langen Spieße entzwei, damit sie sie auf der Suche nach Beute nicht behinderten. Und in der multinationalen kaiserlichen Armee gierten die Offiziere nicht weniger nach Beute als die gemeinen Soldaten. Einige von ihnen verhalfen ganzen Familien, die Stadt zu verlassen, aber das kostete natürlich. Es gab aber durchaus auch Fälle, in denen Offiziere wie auch „niedere“ Söldner Mitleid zeigten und gratis ihre Hilfe anboten.

Etwa 20.000 Menschen, Einwohner wie Belagerer, kamen am 20. Mai und in den folgenden Tagen in und um Magdeburg ums Leben: „Volle zwei Wochen lang war die Elbe von den Leichen der Opfer

geradezu verstopft.“ Viele von ihnen waren im Kampf getötet oder ermordet worden, andere fielen sicherlich Rauch und Feuer zum Opfer. Die Bevölkerung der Stadt scheint quasi über Nacht auf rund 5000 Einwohner geschrumpft zu sein. Trotz der Tatsache, dass viele der Toten Soldaten und andere Außenstehende waren – als die kaiserliche Armee begann, Magdeburg zu umzingeln, strömten die Bewohner von Nachbardörfern in die Stadt –, könnte die Katastrophe durchaus noch verheerender gewesen sein, als ich es angedeutet habe. Eine Volkszählung von 1632 ergab lediglich 449 Einwohner in der verwüsteten Stadt, und „ein großer Teil der Stadt blieb bis 1720 in Trümmern“. Während des Wiederaufbaus in den Monaten nach der Plünderung gruben die Überlebenden und andere Helfer die Fundamente und Keller der zerstörten Häuser aus und fanden unzählige Leichen. Teilweise lagen dort ganze Familien, die sich offenbar verschanzt hatten, um zusammen zu sterben oder um der Gewalt der Söldner zu entgehen.

In den Tagen nach dem tragischen Angriff sammelte man mit Mistgabeln Einzelteile von Leichen auf – diese Menschen waren entweder von wütenden Soldaten erschlagen und ihre Körper zerteilt worden, oder sie waren von einstürzenden Gebäuden zerquetscht worden. Die vielen überall verstreuten Toten warf man auf Fuhrwerke und kippte sie kurzerhand in den Fluss. Doch die Elbe – wenn ich das so sagen darf – war nicht immer eine willige Komplizin, denn anstatt die Toten verschwinden zu lassen, trieben ein paar grausam verdrehte Körper auf ihr herum, und hier und da ragten Gliedmaßen oder Köpfe aus dem Wasser.

Ein Blick zurück

Ich habe auf mich hier auf Brescia, Antwerpen und Magdeburg konzentriert, und zwar aus den folgenden Gründen: Die Tragödie von Brescia wird in solchem Maße von dem berüchtigten *sacco di Roma* von 1527 überschattet, dass Historiker so gut wie nie auf sie eingehen, und das, obwohl es für Brescia viele umfangreiche Quellen gibt. Allein deshalb erschien es mir wichtig, die Stadt einmal in besonderer Weise auf der europäischen Kriegskarte zu markieren. Antwerpen und Magdeburg ihrerseits wurden Opfer der verheerendsten Plünderungen des frühneuzeitlichen Europa, und doch gönnen viele Militärhistoriker auch diesen in der Regel kaum mehr als eine knappe Beschreibung von einem Absatz.

Wenn wir die Plünderung der drei Städte noch einmal Revue passieren lassen, ist durchaus verständlich, dass die überlebenden Opfer die Untaten der Soldaten ein wenig übertrieben darstellten,

insbesondere wenn religiöse Differenzen eine Rolle spielten, aber auch, wenn die Angreifer eine andere Sprache sprachen. Von daher müssen wir auch vorsichtig sein, wenn Zahlen von Todesopfern überliefert sind, beispielsweise wenn von 10.000 Toten die Rede ist, obwohl die Demografie darauf hinweist, dass die reale Zahl eher bei 3000 lag. Viel schwieriger zu beurteilen sind in diesem Zusammenhang Berichte über das Pfählen oder Verbrennen von Kindern. Strafaktionen dieser Art waren unüblich, auch wenn wir viele Zeugnisse besitzen, die zeigen, dass man ländliche Festungen und Bauernhäuser in Brand steckte, wohlwissend, dass ganze Familien und natürlich auch Kinder dabei verbrennen würden. Doch wir sollten auch an ein paar Aspekte denken, die in der Volkskultur des frühneuzeitlichen Europa ebenso gängig wie beliebt waren: blutige öffentliche Hinrichtungen, Folter als Bestandteil gewöhnlicher Gerichtsverfahren und die bildliche Darstellung der geschundenen Körper heiliger Märtyrer – all das könnte bedeuten, dass die Menschen tatsächlich einen größeren Hang zu extremer Gewalt hatten.

Dass man innerhalb der Armeen oft viele verschiedene Sprachen sprach, war Anlass und Grund für tragische Missverständnisse. Wenn man in einer fremden Sprache bedroht wurde, dann riefen die ebenso missverstandenen Reaktionen des Opfers oft eine noch gewalttätigere Reaktion hervor. Und doch war die polyglotte Armee bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ein fester Bestandteil der Kriege in Europa.

Doch zurück zu Brescia, Antwerpen, und Magdeburg. Wir können hier ein bestimmtes Muster beobachten: wütende Soldaten, ungeschickte Politiker, außer Kontrolle geratene Gewalt und von den Regierenden der Städte begangene folgenschwere Fehler. Dass so viele Soldaten keinen Sold erhielten, verweist auf die rücksichtslosen (und oft unnötigen) Maßnahmen der politischen Führung – der Könige von Spanien und Frankreich, Ferdinands II., Gustav Adolfs und der Minister um sie herum. Sie setzten so massive militärische Mittel ein, dass sie sich bei jedem Kriegseinsatz bald mit der Tatsache konfrontiert sahen, dass ihre finanziellen Mittel nicht ausreichten, um die eigenen Söldner zu bezahlen. Insofern waren die Herrscher stets mitschuldig an der universellen Ausbeutung der Zivilbevölkerung. Ihre leeren Staatskassen ließen den Soldaten gar keine Wahl.

Der Krieg in den drei Städten zeigt auch, dass es ein Fehler war, sich allzu sehr auf Bürgermilizen und Gardisten zu verlassen. Gegen Berufssoldaten konnten diese im bewaffneten Kampf ohnehin nichts ausrichten. Religiöser Fanatismus (Magdeburg), interne politische Differenzen (Brescia) und schlechte Planung trugen ihren Teil dazu bei, dass diese drei Städte ihren todbringenden Alptraum erlebten.

4 Waffen und Fürsten

Eine tödliche neue Technologie

Ein Staat, der in der Durchführung seiner Angelegenheiten niemanden als überlegen anerkennt: So definierte das Römische Recht den Begriff der Souveränität. Ein solcher Staat existierte in Europa zu Beginn des 16. Jahrhunderts nicht; ein weiteres Jahrhundert sollte die europäische Politik noch brauchen, bis solche Staaten entstanden. Auch wenn diese Angelegenheit zugegebenermaßen ein wenig komplexer ist, als ich sie hier darstelle, gehört auch der folgende zweite Teil dazu, der in diesem Zusammenhang fast noch wichtiger ist.

Die Fähigkeit, große Kriege zu führen, war der entscheidende Motor für die Entstehung des modernen Staates. Aber diese Fähigkeit wiederum beruhte auf der Möglichkeit, Steuern zu erheben und Kredite aufzunehmen – also auf der Möglichkeit, einen Krieg auch zu bezahlen. Andersherum bedeutete das, um Steuern einzutreiben und neue Steuern einzuführen, bedurfte es eines weitaus größeren Apparates von Beamten, selbst wenn diese nur als Subunternehmer des Staates beschäftigt wurden. Mithilfe dieser Mittel gewann der Staat an in- und ausländischem Einfluss und griff stärker in die Privatsphäre des Einzelnen ein. Es kann also kaum überraschen, dass das Parlament in England Ende des 17. Jahrhunderts deshalb zur entscheidenden Kraft im Staat wurde, weil es die Geldbeutel der Bürger kontrollierte.

Dies sollte man stets im Hinterkopf haben, wenn es um das Thema geht, welche neuen Waffen die Welt der Renaissance prägten. Und Letzteres ist ein nicht zu unterschätzender Punkt, wenn es um die furchtbaren Auswirkungen der Kriege auf die Zivilbevölkerung geht.

Schießpulver wurde im Krieg in Europa erstmals im 14. Jahrhundert verwendet, und ab da verbreiteten sich zwei neue Typen von Waffen: die Kanone und die Handfeuerwaffe in ihren unterschiedlichen Ausprägungen. Zunächst verwendete man Schießpulver vor allem in der Artillerie, die insbesondere dann zum Einsatz kam, wenn die umkämpften Zentren von Reichtum, Handel und öffentlichem Leben belagert wurden – die Städte. Diese waren in der Regel komplett von hohen Mauern und Wehrtürmen umgeben,

sofern sie nicht, wie Venedig oder Antwerpen, an schützenden Gewässern lagen. Bei Belagerungen kamen schon lange riesige Katapulte zum Einsatz. Besonders prominent war hier die Blide (auch Tribock genannt), die Steine von bis zu einer halben Tonne werfen konnte, auch wenn die übliche Beladung wohl eher bei 100 bis 150 Kilogramm lag. Steine von 40 Kilogramm konnten damit etwa 200 Meter weit geschleudert werden. Bliden wurden bis Anfang des 15. Jahrhunderts verwendet; von da an begannen Schießpulvergeschütze sie langsam abzulösen, und bis 1500 waren sie weitgehend verschwunden.

Ende des 14. Jahrhunderts verbesserte sich die Herstellung von Schießpulver (einer Mischung aus Holzkohle, Salpeter und Schwefel), so dass seine Produktionskosten im 15. Jahrhundert um bis zu 80 Prozent sanken. Dennoch war es für die Staats- und Steuerkassen der Könige und freien Städte noch immer relativ teuer. Aber trotzdem boomte die Artillerie, und Europas Metropolen erlebten eine ganz neue Art des Terrors. Immer öfter musste man dort den unheilvollen Klang der Explosionen dieser neuen Waffen vernehmen – ein Geräusch, das meilenweit zu hören war.

Anfang des 15. Jahrhunderts tauchten die Bombarden auf und entpuppten sich sofort als starke Konkurrenz für die fünf Stockwerke hohen Bilden. Die ersten Exemplare bestanden aus großen schmiedeeisernen Keilen, die von Eisenbändern zusammengehalten wurden. Bombarden wogen fünf Tonnen und mehr, und sie feuerten zurechtgehauene Steine. Wenn man unsachgemäß mit ihr umging, konnte die Bombarde bei der Detonation jedoch bersten und den Kanonier töten. Ein halbes Jahrhundert später wurden sie von den sicherer Vorderladerkanonen abgelöst, die man komplett aus Bronze goss. Im Zuge dessen führte man auch ein neues Geschoss ein: die von den Franzosen in den 1440er-Jahren entwickelte Eisenkugel. Dieses Geschoss war dichter, aber leichter, hatte eine größere Reichweite und eine weitaus verheerendere Wirkung. Dennoch ließen die kostenbewussten Herrscher auch weiterhin steinerne Geschosse verwenden, und das sogar noch in den 1580er-Jahren.

Nach 1450 konzentrierte man sich bei den Neuentwicklungen in der Artillerie immer mehr auf Größen und Kaliber; es entstanden leichtere Feldkanonen und schwerere für die großen Belagerungsbatterien. Die Waffenexperten begannen auch damit, sie im Hinblick darauf zu konzipieren, dass man sie auf mobilen Lafetten montieren konnte. Hierbei ging es natürlich darum, dass die Artillerie-Züge schneller vorankamen. Interessanterweise stammten einige der damaligen Bezeichnungen für die leichtesten Geschütze – Falken, Falkaunen und Falkonetts – aus einer der traditionellen Lieblingsbeschäftigung der Adligen: der Falknerei. Sie brachten 500 bis 2500 Kilogramm auf die

Waage und feuerten gusseiserne Kugeln von einem bis sechs Pfund Gewicht. Der König der schweren Kanonen war die königliche oder Doppelkanone, die Geschosse von 50 Kilogramm abfeuerte und zu 20 Tonnen wog. Ein weiteres Exemplar der schweren Artillerie war die Feldschlange; sie gab es auch in einer leichten Version, die oft auf dem Schlachtfeld eingesetzt wurde. Die Feldschlange besaß ein langes, dickeres Rohr mit kleinem Kaliber und überlegener Reichweite.

Gelände, Wetter, Gegebenheiten vor Ort, Nachschub, Taktik: All diese Faktoren bestimmten, auf welche Weise man die Artillerie in der Kriegführung einsetzte. Dabei waren die Generäle im Feld oft unterschiedlicher Ansicht, wann und wie man die verschiedenen Kanonen einsetzen sollte. Obwohl man im Interesse der Effizienz versuchte, die Kaliber zu standardisieren, wurde nicht viel daraus. Im Dreißigjährigen Krieg konnte man alle möglichen Arten von Waffen im Einsatz sehen. William Guthrie, einer der führenden Forscher zu den Schlachten jenes Kriegs, kam zum Schluss, dass die damalige Artillerie „ein Durcheinander [war], in das man niemals wird Ordnung bringen können, so viel man auch forscht“, denn: „Im Prinzip waren alle Waffen handgefertigt und unterschieden sich mehr oder weniger voneinander.“ Jeder Waffe für sich war „ein einzigartiges Kunstwerk“. Europa war noch weit entfernt vom Zeitalter der maschinellen Fertigung.

Das Aufkommen der schweren Artillerie bedeutete, dass die Heereszüge viele weitere Fuhrwerke und Zugtiere, Ochsen und Pferde, benötigten. Und doch wurden die neuen Waffen und Technologien überall eingeführt, sogar der Guss von Kanonen aus Bronze. Um 1500 herum erreichten sie sogar die russische Steppe.

Aber da Infanterie und Kavallerie ja nicht schneller sein konnten als die Artillerie-Züge, verlangsamte sich das Tempo der Armeen, besonders in unwegsamem oder hügeligem Gelände. Und das erwies sich wiederum für die Zivilbevölkerung als fatal, denn die Soldaten waren mehr denn je darauf angewiesen, sich an denen schadlos zu halten, deren Land sie durchquerten.

Am Anfang verwendete man Schießpulver hauptsächlich in der Artillerie, doch bald traten die Handfeuerwaffen auf den Plan – allen voran die Arkebuse oder Hakenbüchse, eine Art Mini-Kanone. Nachdem man erkannt hatte, dass man mit Hilfe einer Sprengladung aus einem Rohr ein tödliches Geschoss abfeuern konnte, entwickelten die Schmiede ziemlich schnell Geschütze, die man auf dem Arm oder in der Hand halten konnte. Schon um 1430 herum benutzten in Böhmen die als Ketzer geltenden Hussiten in ihren siegreichen Schlachten gegen die deutschen Armeen Rohre mit Pulverladung. In der letzten Schlacht des Hundertjährigen Krieges, bei Castillon (nahe Bordeaux) im Jahr 1453, soll der Maître de l’Artillerie, Jean Bureau,

etwa 300 solcher Feuerwaffen bereitgestellt haben, um eine englische Armee von 10.000 Mann zu besiegen.

Im Jahr 1496, in der Schlacht von Atella, tauchte die neuartige Arkebuse in den Reihen der spanischen Fußsoldaten auf, und dann, ein paar Jahre später, in Cerignola. Die Arkebuse kombinierte eine Pulverladung mit einer Zündungsvorrichtung: Dieses Luntenschlossgewehr verfügte über eine kleine Zündpfanne, eine Auslösevorrichtung und eine langsam brennende mit Salpeter gesättigte Lunte. Die Waffe feuerte man, indem man die Lunte auf die Zündpfanne absenkte.

Alle frühen Schusswaffen waren unhandlich, schwer und auf weitere Entfernung sehr ungenau. Aus der Nähe jedoch waren sie absolut tödlich – und auch aus der Entfernung, wenn man zufällig einmal traf. Die Feldkommandanten fanden sie auf jeden Fall effektiv genug, um sie auf dem Schlachtfeld einsetzen zu lassen, und schon bald benutzten sie immer mehr Soldaten.

Die echte Arkebuse war ein Vorderladergewehr, das wahrscheinlich kurz nach 1450 von deutschen Büchsenmachern entwickelt wurde. Sie war neunzig bis hundert Zentimeter lang, auf einem schweren Kolben montiert und wog rund fünf Kilogramm. Die Geschosse bestanden aus Eisen oder Blei und hatten ein Gewicht von etwa fünfzehn Gramm; ihre effektive Reichweite lag im Bereich von hundert bis zweihundert Metern.

Man hielt die Arkebuse mit beiden Händen gegriffen und feuerte sie von der Schulter aus ab. Ihr unmittelbarer Nachfahre, die Luntenschlossmuskete, war schwerer und zerstörerischer als die Arkebuse. Bevor man sie abfeuerte, legte man den Lauf in der Regel auf eine Stützgabel, das sogenannte Forquett, auf. Die Ersten, die die Muskete verwendeten, waren spanische Truppen in Italien, in der Schlacht von Cerignola im Jahr 1503. 1591 berichtete ein englischer Beobachter, dass „eine bleierne Musketenkugel die beste Rüstung auf 200 Meter zu durchdringen vermag, eine gewöhnliche Rüstung auf 400 und einen ungepanzerten Mann auf 600 Metern Entfernung töten kann“. Aber dieser Vorteil wurde durch eine neue, leichtere Variante der Arkebuse wieder wettgemacht – eine Art früher Karabiner, mit dem die Soldaten vom Pferd aus schießen konnten und den schon bald ganze Kavallerieeinheiten verwendeten.

Inzwischen entwickelten die stets erfindungsreichen deutschen Büchsenmacher um 1500 herum die erste echte Faustfeuerwaffe: die Radschlosspistole. Es muss Verbindungen zwischen diesen Büchsenmachern und anderen Handwerkern gegeben haben, die um diese Zeit akribische Metallarbeiten ausführten und kleine Uhren mit aufgerollten Stahlfedern herstellten. Die Pistole tauchte zum ersten Mal in Nürnberg auf, war etwa 30 Zentimeter lang und war dazu

gedacht, von Stadtmauern und Wehrgängen aus auf Belagerer hinabzuschießen. Der Mechanismus an sich war relativ einfach: Eine aufgerollte Feder wurde durch einen Abzugshahn ausgelöst, wodurch eine Scheibe (das „Reibrad“) gegen ein eingeklemmtes Stück Feuerstein schnellte. Die entstehenden Funken zündeten die Pulverladung. Da man diese Waffe mit nur einer Hand abfeuern konnte, fand sie schnell in der Kavallerie Verbreitung – vor allem bei den sogenannten Schwarzen Reitern, die mindestens zwei solcher Pistolen mit sich führten, häufig sogar drei oder vier, die sie am Körper festschnallten, wenn sie in die Schlacht ritten. Bis Mitte des 16. Jahrhunderts rekrutierten verschiedene Herrscher große Einheiten dieser deutschen Söldner. Im Zuge dessen änderte sich auch der Status der Kavallerie, die nun nicht länger die exklusive Domäne des Adels war.

Doch dass die leichte, mit Arkebuse oder Pistole bewaffnete Kavallerie so schnell wuchs, geht nicht nur die Militärwissenschaft an, sondern hatte ebenso für die damaligen Menschen in der Stadt und auf dem Land eine große Bedeutung. Im Rahmen von Belagerungen und Scharmützeln zogen die neuen Einheiten auch schneller durch das Land, wo sie es nun wesentlich leichter hatten, Zivilisten auszuplündern und zu töten. In den Italienkriegen, in den Hugenottenkriegen und im Dreißigjährigen Krieg litten tausende Dörfern und Kleinstädte unter diesen raubgierigen Kavalleristen.

Die Geschosse aller dieser frühen Handfeuerwaffen durchbrachen die Schallmauer. Tests haben gezeigt, dass die Kugeln der Radschlosspistole beinahe so schnell waren wie ihre modernen Pendants. Die Geschosse der Arkebusen und Musketen indes waren nur etwa halb so schnell wie diejenigen der Sturmgewehre des späten 20. Jahrhunderts.

Nur eine weitere technische Neuerung soll an dieser Stelle noch vorgestellt werden: die Steinschlosspistole bzw. das Steinschlossvorderladergewehr. Als es Ende des 17. Jahrhunderts (gemeinsam mit dem Bajonett) größere Verbreitung erfuhr, stellte sich das Steinschloss schnell als die effektivere Auslösevorrichtung heraus. Bei der Muskete verdoppelte es die bisherige Feuerrate. Sie wurde leichter, ließ sich nun von der Schulter abfeuern, und man konnte genauer mit ihr schießen. Aber eigentlich war sie eine Waffe des 18. Jahrhunderts.

In den riesigen unkontrollierten, ländlichen Weiten Europas war das Banditen- und Wegelagerertum teilweise stark verbreitet, und so gelangten kleinere Schusswaffen und Schießpulver bald auch in die Hände von Zivilisten. Viele französische und deutsche Bauern besaßen Ende des 16. Jahrhunderts eine eigene Arkebuse. Von Verwandten oder anderen Ortsansässigen aus dem Krieg mitgebrachte

Schusswaffen durften ohne Weiteres zum Verkauf angeboten werden; nur bei der teureren und schwieriger zu bedienenden Pistole dauerte es eine Weile, bis sie sich verbreitete. Derweil stellten die verzweifelten Ärzte fest, um wie viel schwieriger Schusswunden zu behandeln waren als die Verletzungen, die die herkömmlichen Waffen wie Pike, Pfeil und Schwert hervorriefen. Und die Zivilisten machten dieselbe Erfahrung.

Die Veränderungen im Bereich der Angriffswaffen und Taktiken brachten notwendigerweise auch Veränderungen in den defensiven Methoden mit sich, vor allem was die Verteidigung von Städten betraf. Fast so schnell, wie sich die schwere Kanone verbreitete, die Mauern und Wälle zu durchbrechen vermochte, erfanden Militärarchitekten neue Formen der Defensive, um auf die neuartigen Bedürfnisse zu reagieren. Sie stellten fest, dass winkelförmige Bastionen die effektivste neue Form der Befestigung bildeten. Die neuen Festungen hatten niedrigere und dickere Mauern und verfügten über diverse Erdwälle und abschüssiges Gelände direkt vor dem Mauerring und um ihn herum. Dazu kamen ein umlaufender Wassergraben sowie die im Falle von Kreuzfeuer besonders wichtigen polygonal oder winkelförmig gebauten Defensivstellungen an der Außenseite der Mauern. Innen an der Mauer wurden Plattformen für die defensive Artillerie errichtet, die von außen nicht einsehbar waren, und das war eine grundlegende Neuerung: eine ganze Batterie von Kanonen, mit denen man die Angreifer unter Beschuss nehmen konnte – oder deren Artillerie neutralisieren.

Die Befehlshaber in den Städten mussten jedoch schnell erkennen, dass diese neue Art der Befestigung außerordentlich teuer war, nicht nur aufgrund des teuren Materials, sondern auch wegen der massiven Arbeitskosten, trotz der Tatsache, dass niedere Arbeiten wie Graben, Schleppen, Abbau von Steinen und Maurerarbeiten in Europa extrem billig waren. Hier kommen wir schon wieder zu einer Veränderung in der Technologie, die fatale Folgen für die ländliche Bevölkerung hatte. Denn nun bedeutete jeder Krieg und jeder militärische Notfall, dass Dekrete erlassen wurden, die die ländliche Bevölkerung um die Städte herum zwangen, ohne Entlohnung zu arbeiten: Bäume niederzureißen, Vororte zu schleifen, Abwehrstellungen zu errichten und Erdwälle aufzuschütten, die die Stadtmauern umgaben. Und zwangsläufig wurden auch feindliche Armeen, die eine Stadt belagern wollten, Meister darin, die benachbarten Bauern für sich schuften zu lassen.

Wegen der ungeheuren Kosten gab es kaum eine Stadt, die sich komplett mit Hilfe dieser neuen Defensivtechnologie schützen konnte. Antwerpen, Lille und Turin waren ganz vorne mit dabei, aber noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts war keine einzige Großstadt in Europa „in der Lage, sich einer abgeschlossen und vollständig

bastionierten Umwallung zu rühmen“. Daher war die Verteidigung im Falle einer Belagerung nach wie vor oft eine geradezu infernalische Angelegenheit; und in vielen Fällen öffneten die Städte angesichts einer heranrückenden feindlichen Macht einfach ihre Tore und ergaben sich, um nicht mit Gewalt erobert zu werden.

Bereits im Mittelalter wusste man in Europa (und das nur allzu gut), dass ein Krieg immer eine teure Angelegenheit war. Im 12. und 13. Jahrhundert verschwanden zahlreiche Vorstädte hinter Mauern, während immer mehr kleinere Armeen unterwegs waren. Etwa um 1275 begannen die Kosten für das Militär die politischen Hoffnungen zahlreicher Möchtegern-Fürsten, unabhängiger Städte und regionaler Warlords zu zerschlagen. In Italien war das Resultat der Aufstieg lokaler Tyrannen und diverser Adelsrepubliken. Und nun, nach 1500, explodierten die Kosten der Kriegführung erneut, durch den Bau von Schusswaffen, den Neubau von Verteidigungsanlagen und die wachsende Nachfrage nach Berufssoldaten, die noch dazu länger dienten. Mit wenigen Ausnahmen konnten nur die stabilsten Staaten – Spanien, Frankreich, das Deutschland der Habsburg und später dann der Niederländische Republik und England – erfolgreich mit den neuen Entwicklungen in der Kriegskunst mithalten. Und es reichte auch nicht, wenn ein Fürst, der wenig anderes besaß, sich auf die Artillerie konzentrierte und ein überlegenes Waffenarsenal zulegte. Genau dies tat beispielswiese der Herzog von Ferrara, Alfonso d’Este, Anfang des 16. Jahrhunderts; doch in der sich so rasant um ihn herum verändernden Welt konnte Ferrara auch mit der neuen Artillerie keine Unabhängigkeit erreichen. Schließlich wurden die Este-Herzöge zu Söldnern der Päpste und der Herrscher von Spanien, Frankreich und des Heiligen Römischen Reiches – sie waren einfach nicht in der Lage, die zur Artillerie nötigen großen Armeen aufzustellen. Während die Ambitionen der Fürsten Europas außer Kontrolle gerieten, brauchten die Kriege immer mehr Personal; und Berufssoldaten waren sehr teuer, selbst wenn ihnen (was zunächst einmal seltsam anmutet) gar kein Sold ausgezahlt wurde, wie wir sehen werden.

Wenn die alten Infanteriewaffen wie Langbögen, Pike, Schwert und Armbrust besondere Fertigkeiten verlangt hatten, so galt das erst recht für die neuen Waffen. Im 14. Jahrhundert hatten Bogenschützen und andere Fußsoldaten bereits damit begonnen, den Primat der Lanzen und der schweren Kavallerie, angestammte Domänen des alten Kriegeradels, herauszufordern. Die klassische Ausstattung des Edelmanns waren Pferd, Rüstung und Lanze. Sein Vorteil war der Überraschungsangriff mit der Kavalkade. In der Spätphase des Hundertjährigen Krieges (1337–1453) endete nicht nur die Blütezeit der Bilge, sondern auch die des Ritters. Er musste immer öfter vom Pferd steigen, um Seite an Seite mit der Infanterie zu kämpfen. Die

Wende in der Zusammensetzung der Armeen, deren Schwerpunkt sich langsam vom Reiter hin zum Fußsoldaten verlagerte, wurde zum ersten Mal 1476 besonders deutlich, in den Schlachten von Grandson und Murten: Hier kämpften Schweizer Pikeniere gegen Kavalleristen Karls des Kühnen, des Herzogs von Burgund. Disziplinierte Blöcke von Schweizer Söldnern mit sechs Meter langen Spießen besiegten die renommierte Reiterei des Herzogs und seine Schießpulver-Artillerie.

Offenbar konnte auch die neue Artillerie allein keinen Sieg einfahren. Dazu bedurfte es zusätzlich einer ausreichenden Zahl von Fußsoldaten und Kavalleristen.

Die Italiener waren die Ersten, die viele Jahre lang unter dem neuen Stil der Kriegführung litten, diente ihr Land doch als Schauplatz der sogenannten „Italienkriege“ zwischen Frankreich und Spanien (1494–1559). Die besten Streitkräfte des 16. Jahrhunderts waren die spanischen *tercios*, die riesigen Abteilungen der Schweizer Pikeniere und die Regimenter der deutschen Landsknechte. Wie der Verkauf von Schweizer Pikenieren war die „Vermarktung“ der Landsknechte im 16. Jahrhundert ein florierendes Geschäft. Ihre Trommeln, zu deren Schlag sie dann vielleicht auch noch im Gleichschritt marschierten, dröhnte einem in den Ohren; mag sein, dass Städter sich dadurch an den unheimlichen Klang der großen Kanonen erinnert fühlten, mit denen man im Krieg die Tore und Mauern einer Stadt beschoss.

Bald begannen alle professionellen Infanterieeinheiten, Spieße und Gewehre zu kombinieren. Schon eine ganze Weile vor Ende des 16. Jahrhunderts bestand eine Kompanie der Schweizer aus etwa 200 Pikenieren, 30 Musketieren und 30 Arkebusieren. Die deutschen und Schweizer Söldnereinheiten erlangten Berühmtheit, indem sie für verschiedene Fürsten kämpften – französische, spanische, dänische, schwedische und deutsche sowie nach 1570 auch für die neue Niederländische Republik. Der gefürchtete militärische Arm des spanischen Königs, das Infanterie-Regiment der *tercio*, tat sich zunächst in Italien hervor, dann in den Niederlanden und in Nordfrankreich.

Nur in Frankreich überlebte der schwer gepanzerte und eine Lanze tragende Edelmann noch bis zur zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Anderswo war er zu jener Zeit schon fast völlig verschwunden. In Spanien gaben die Adligen (von einigen *hidalgos* abgesehen) ihre Rolle in den Kavallerieeinheiten mit Ausnahme der Offiziersposten komplett auf, noch bevor die Niederlande für die spanischen Truppen zum Schauplatz ihres Martyriums wurden. Und in Deutschland übernahmen Arkebusiere und Schwarze Reiter, wie wir gesehen haben, die Kavallerie.

Abgesehen vom taktischen Einsatz der Artillerie ging es bei der Neuausrichtung der Infanterie, die nun im Kampf die entscheidende

Abteilung darstellte, vor allem um das Verhältnis von Pikenieren zu Musketieren. Um 1600 gab es in jeder Einheit nahezu gleichviele Pikeniere und Musketiere, doch bereits 1635, im Dreißigjährigen Krieg, kamen auf jede Pike bereits zwei Musketen. Aber die Pikeniere verschwanden nicht ganz: Noch gegen Ende des Jahrhunderts verfügte der französische Marschall Marquis de Vauban, einer der führenden Militäringenieure seiner Zeit, dass Infanterieregimenter zu einem Viertel aus Pikenieren bestehen sollten – aus dem einfachen Grund, dass Musketiere, die nicht durch eine Pikenier-Formation geschützt wurden, viel zu leicht von Säbel schwingenden und Pistolen tragenden Kavalleristen überrannt wurden.

Militärhistoriker haben viel geschrieben über die Verdienste der „altmodischen" Kampfformation (dichte Infanterieblöcke) im Vergleich zur neueren „linearen" Taktik der Niederländer und des Königs von Schweden, Gustav Adolf. Der neue taktische Ansatz sollte mehr Mobilität auf das Schlachtfeld bringen, durch längere Reihen von Infanteristen, die weniger tief aufgestellt waren. Die vordere Reihe der mit Arkebuse oder leichter Muskete bewaffneten Soldaten feuerte eine Salve ab und zog sich dann zurück, um am Ende der Formation eine neue Reihe zu bilden und währenddessen nachzuladen. Aber die implizite Debatte hier, mit allem Für und Wider – bei der zum Beispiel die *tercio* mit den linearen Schlachtreihen verglichen wird – ist doch eher etwas für Schlachtenexperten und Hobbytaktiker.

Einen Punkt in Bezug auf Form und Zusammensetzung der Armeen sollten wir hier jedoch noch klarstellen, denn er hat unmittelbare Auswirkungen auf die Zivilbevölkerung. Überall dort, wo ein Krieg in Raubzügen und Scharmützeln endete, so in Regionen mit akuter Nahrungsmittelknappheit, verließen sich die Armeen umso mehr auf die Kavallerie. Die Reiterei – Dragoner oder Schwarze Reiter – konnten leichter für Nachschub beim Proviant sorgen. Aus diesem Grund wuchs nach dem verheerenden kaiserlichen Sieg über die schwedische Armee in Nördlingen im Jahr 1634 der Anteil der Kavallerie in den aktiven Armeen im Dreißigjährigen Krieg von 30 auf mindestens 50 Prozent. Kurz: als Motor der Kriegführung blieb die Kavallerie von absolut grundlegender Bedeutung.

Zwar ist es richtig, dass die großen Meisterkanoniere für die Stadtmauern eine neue Gefahr darstellten, aber zugleich waren die neuen Befestigungsanlagen mit ihren defensiven Artilleriebatterien in der Lage, sich der angreifenden Armeen wesentlich besser zu erwehren als früher. La Rochelle, Paris, Augsburg, Wien, Turin und viele Festungsstädte wie Metz und Casale schossen zurück, wehrten erfolgreich Belagerer ab, die versuchten, diese Städte zu erstürmen. Diese Erfolgsgeschichten waren jedoch im Großen und Ganzen nur

Fassade – wenn wir dahinterblicken, finden wir in ihrem kaum erforschten Schatten zahllose Tote, in der belagerten Zivilbevölkerung genauso wie in den Reihen der Belagerer; sie starben an Epidemien oder verhungerten. Die Belagerung von Ostende in Flandern durch die Spanier (1601–1604) forderte 80.000 Todesopfer auf Seiten der Spanier und 60.000 auf Seiten der niederländischen Verteidiger.

Im Jahr 1573 endete die königliche Belagerung der wichtigen protestantischen Hafenstadt La Rochelle mit dem Tod von etwa 10.000 Belagerem. Aber fünfzig Jahre später wendete sich das Blatt: Bei der todbringenden Belagerung von 1628 kamen an die 15.000 der 18–20.000 *Rochelais* um; die meisten verhungerten. Die schrecklichen Folgen der Belagerung von Mantua im Jahr 1630 werden wir später noch im Einzelnen behandeln.

Bereits im vorindustriellen Europa brauchte man zur Herstellung von Waffen echte Spezialisten: Viele der dabei anfallenden Aufgaben erforderten äußerste Präzision im Umgang mit Metallen und umfassten eine ganze Reihe von Arbeitsschritten in Bergwerken, Gießereien und Werkstätten. Die Spezialisten, die diese Arbeiten vornahmen beziehungsweise abwickelten, saßen in Städten wie Augsburg, Nürnberg, Brescia und in den urbanen Zentren der Niederlande. Die besten Waffen- und Rüstungsproduzenten Italiens waren in Mailand, Brescia und Bergamo angesiedelt, doch zu Beginn des 17. Jahrhunderts waren die führenden Hersteller von Feuer- und anderen Waffen die Niederländer.

Diese unerschütterlichen Republikaner und unternehmungslustige Händler stellten alle Arten von Waffen für den offenen Markt her – Spieße, Schwerter, Hellebarden, Radschloss-Pistolen, Handgranaten, Luntenschloss-Arkebusen sowie die gesamte Palette der Artillerie. Das bedeutendste Produktionszentrum für Waffen war das wohlhabende Amsterdam. Daneben gab es einige kleinere Städte, die sich auf bestimmte Produkte spezialisiert hatten: Aus Gouda kamen Lunten, aus Utrecht Rüstungen und Granaten, aus Delft und Dordrecht kleinere Waffen und Schießpulver. Waffenhersteller in den Vereinigten Provinzen produzierten manchmal auch nur Teile für Waffen, zum Beispiel Geschützrohre und Zündungsmechanismen, die Waffen selbst wurden dann anderswo montiert. Aber die Niederländer importierten auch Bauteile, so wie Schwertklingen aus Deutschland.

Überall in Europa kauften die Herrscher und Armeen Waffen „von der Stange“. Zwei Experten teilen beispielsweise mit: „Während Siena sich in den 1550er-Jahren auf den Krieg vorbereitete, kaufte die Stadt Arkebusen in Chargen zu je 500 Stück.“ Diese 500 Gewehre wurden wahrscheinlich in einer norditalienischen Stadt gefertigt und kamen über venezianische Zwischenhändler nach Siena. Bereits 1590 jedoch wären sie sicherlich eher aus den Niederländern gekommen, die sich

ein echtes Waffenexport-Imperium aufgebaut hatten. Die lange Liste ihrer Kunden war geradezu atemberaubend.

Sie verkauften Waffen aller Art an Abnehmer in Portugal, Polen, England, Russland, Dänemark, Venedig, Marokko und natürlich in Schweden, Frankreich und Deutschland. Wie groß die Palette der gehandelten Waren war, lässt ein Amsterdamer Verkaufsverzeichnis aus dem Jahr 1622 erkennen:

> Graf Christian von Braunschweig kaufte alles Notwendige, um eine kleine Armee von 7000 Mann auszurüsten: 3000 Musketen, 3000 Rüstungen, 3000 Spieße, 1000 Kavallerie-Rüstungen, 1000 Arkebusen mit Schulterriemen, 10.000 Pfund Schießpulver, 20.000 Pfund Lunten und 10.000 Pfund Musketenkugeln zu 20 pro Pfund, also insgesamt 200.000 Kugeln, sowie 1000 Handgranaten.

Wenn wir bedenken, dass der Marktwert all dieser Gegenstände zusammengenommen 100.000 Gulden überschritt, dann sprechen wir hier von einer Summe, die im Jahr 1620 dem Monatslohn von über 3000 hoch qualifizierten Handwerkern entsprach oder, anders ausgedrückt, etwa 8, 5 Prozent der jährlichen Steuereinnahmen des Kleinstaats Friesland, der zweitreichsten Provinz der Niederländischen Republik.

Europa war auf dem Weg in eine neue politische Ordnung, in eine Welt, die durch die Kriege aggressiver Fürsten und ein paar weniger ebenso rühriger wie mächtiger Städte (allen voran Venedig und Amsterdam) geprägt war. Doch es war vor allem eine Welt, in der die Hauptkriegstreiber in der Lage sein mussten, sich schnell große Kredite zu beschaffen, wenn es erforderlich war. Die Einnahmen aus Steuern und fürstlichen Besitztümern – Haupteinnahmequellen der Herrscher von Deutschland, Spanien und Frankreich – stellten immer nur einen Bruchteil dessen dar, was notwendig war, um ihre aufgeblähten Ambitionen auf dem Schlachtfeld durchzusetzen. Wenn sich Truppen auf einem Feldzug befanden, mussten sie Lebensmittel und Vorräte bezahlen können, und zwar in bar. Die Händler vor Ort akzeptierten in der Regel nur klingende Münze, es sei denn sie gewährten einer Armee Kredit (das geschah jedoch höchstens gegen ‚wasserdichte' Garantien).

Das bedeutete: Abgang des politischen Schaugeschäfts, und Vorhang auf für die Bankiers! Dies waren die Herren, die in der Lage waren, das nötige Bargeld aufzubringen und zu verleihen. Die weit verzweigten Netzwerke der Bankiers waren die Arterien, durch die Geld und Kredite durch ganz Europa gepumpt wurden. Sie verfügten über die Kontakte und konnten mögliche Einleger und Geldgeber erreichen. Doch was sie motivierte, war selbstverständlich die Aussicht auf Profit. Als Sicherheiten für ihre Kredite kamen künftige Erträge aus diversen Steuern infrage, der Verkauf von Anleihen,

politische Vergünstigungen oder, wie im Falle des süddeutschen Bankhauses Fugger, lukrative Rechte an Silber- und Kupferminen.

Dabei war die Fähigkeit der Bankiers, Geld und Kredite von einem Teil Europas zum anderen zu bewegen, von fundamentaler Bedeutung. Die Armeen legten weite Strecken zurück: Französische Truppen marschierten bis nach Italien, Deutschland und Spanien, spanische Regimenter in die Niederlande, nach Frankreich, Italien und Deutschland; venezianische und niederländische Söldner wurden nach Deutschland beordert und sogar in den Kampf auf hoher See geschickt; die schwedische Armee kämpfte in Polen, Russland und Deutschland, die Söldner der deutschen Habsburger in Italien, aber auch entlang der Grenzen zu Polen, Frankreich und den Niederlanden. Und während die Soldaten so weit marschierten, konnten ihre Trosse nicht alles mitschleppen, was zu ihrer Versorgung erforderlich war. Man war darauf angewiesen, es in den Städten und Dörfern vor Ort zu bekommen.

Der entstehende „souveräne“ Staat ließ seine neugewonnenen Muskeln spielen, indem er seine Soldaten weit über die eigenen Grenzen hinausschickte, und das auch noch jahrelang. Die dadurch anfallenden gigantischen Schuldenberge hinterließen sie dabei den Generationen nach ihnen, wie wir später noch im Detail sehen werden. Kein mittelalterlicher Staat hätte das bewerkstelligen können. Aber ein mittelalterlicher Staat hätte auch nicht in diesem Maße Angst und Schrecken verbreiten und Zwangsmaßnahmen umsetzen und sich zugleich auf einen so hohen Grad von Loyalität verlassen können. Im Europa der Frühen Neuzeit gab es mehrere solche Staaten, allen voran Frankreich und Spanien, die für gerade so viel Angst und Loyalität unter ihren Untertanen sorgten, dass sie immer wieder neue Steuern erheben konnten. An dieser Stelle wurde es für die betuchteren Untertanen zur Gewohnheit, in die Schulden ihres Staates zu investieren, indem sie Staatsanleihen kauften. So konnten kriegsbedingte Schuldenberge jahrelang aufrechterhalten werden.

Die Rechte der Fürsten

Was das Europa der Frühen Neuzeit prägte, verrät uns eine in älteren Geschichtsbüchern übliche Bezeichnung für jene Zeit: das „Zeitalter der Renaissance und der Reformation“. Das sollte bedeuten, dass es vor allem zwei Ereignisse waren, die das 16. und das frühe 17. Jahrhundert prägten: (a) die Wiedergeburt der Kunst und der Wissenschaft, verbunden mit einem leidenschaftlichen neuen Interesse an der Antike, und (b) der protestantische Aufstand gegen die römisch-katholische Kirche, eingeläutet von dem abtrünnigen

Augustinermönch Martin Luther im Jahr 1517.

Doch inzwischen hat sich unsere Sicht der damaligen Zeit verändert, und die Historiker sehen Renaissance und Reformation jetzt als Teil eines umfassenderen, komplexeren Zusammenhangs. Zumindest für einige Historiker ist die weitaus wichtigere Entwicklung dieser Zeit die Entstehung der souveränen Staaten. Kriege, Schulden und ein nie gekanntes Maß der Besteuerung stellten viele andere Entwicklungen der Epoche deutlich in den Schatten.

Der Frage der souveränen Staaten können wir uns besonders gut über das Thema Münzen und Währungen nähern. Im Europa des Jahres 1500 gab es unzählige unterschiedliche Münzen. Damit meine ich nicht nur die verschiedenen Materialien, aus denen Münzen hergestellt wurden, wie Gold, Silber, Kupfer, Billon und andere Legierungen, sondern auch die verschiedenen Währungen, die die unzähligen einzelnen Gebietskörperschaften ausgaben. Allein auf der Appeninhalbinsel wurden mehr als zwanzig verschiedene Währungen geprägt, in Venedig, Mailand, Genua, Florenz, Rom, Neapel, Lucca, Siena, Ferrara, Mantua, Bologna, Urbino, Perugia und ein paar kleineren Orten. Auch in Spanien und Frankreich gab es eine Vielzahl von Währungen – genau wie im Heiligen Römischen Reich: Allein Niedersachsen verzeichnete zu Beginn des 17. Jahrhunderts dreißig verschiedenen Münzstätten. In den Niederlanden, wo umlaufende Münzen aus dem Ausland sorgfältig in Tabellen eingetragen wurden, verzeichneten die Beamten einmal „über 1000 unterschiedliche Gravuren“. Sinn und Zweck hinter dieser großen Vielfalt war, etwas zu schaffen, mit dem man sich identifizieren konnte.

Die verwirrende monetäre Vielfalt war für Reisende natürlich ein regelrechter Albtraum; für die Geldwechsler indes war sie ein Segen, und einige besonders geschäftstüchtige Händler reisten hunderte Kilometer, um dieses Gewerbe auszuüben. Ein solcher Geldwechsler war Lippo di Fede del Sega, der aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Florenz stammte und viele Jahre in Frankreich verbrachte, wo er einiges an Gewinn einstrich.

Überall dort, wo jemand berechtigt war, Münzen zu prägen, gab es auch eine gesetzgebende Körperschaft und örtliche Arrangements, die für die Einhaltung der geltenden Gesetze sorgen sollten – mit anderen Worten: die Grundlagen eines Staates. Natürlich verfügte diese Körperschaft auch über „auswärtige Beziehungen“ und eine gewisse Anzahl von Soldaten zur Selbstverteidigung. Dies galt zum Beispiel für die vielen deutschen Kleinstaaten – all die Städte oder Fürstentümer, denen der deutsche Kaiser das Recht verliehen (oder verkauft) hatte, Geld zu prägen.

Als das Mittelalter zu Ende ging, schlug die europäische Politik eine Schneise durch das Dickicht der Kleinstaaten. Diese politische

Fragmentierung – beziehungsweise den Trend, diese hinter sich zu lassen – können wir besonders gut in Oberitalien beobachten, wo es im 12. und 13. Jahrhundert zahlreiche florierende Stadtstaaten gab. Städte wie Mailand, Pisa, Genua, Padua, Pavia, Verona, Florenz, Lucca, Perugia und Siena hatten sich der nominellen Unterwerfung unter den Kaiser des Heiligen Römischen Reiches entledigt. Aber zu Beginn des 15. Jahrhunderts hatten Kriege und Eroberungen dafür gesorgt, dass die meisten dieser Stadtstaaten in den größeren Regionalmächten aufgegangen waren: Venedig, Mailand, Florenz und der päpstlichen Monarchie. Diese Konzentration verstreuter Macht bestimmte die Vorgänge in Italien bis zum 16. Jahrhundert.

Wenn wir uns Frankreich zuwenden, finden wir einen beinahe parallel verlaufenden Prozess: Die Krone verleibte sich eine Reihe autonomer Provinzen ein, hauptsächlich alte Lehen der französischen Könige wie die Normandie (1358), Guyenne (1451), Burgund und kurzzeitig Artois (1477), Provence, Anjou und Maine (1481), Orléans (1499), Angouleme (1515), Auvergne und Bourbon (1527) und die Bretagne (1532). Langsam füllte sich die Landkarte des französischen Staates.

Einen ähnlichen Trend gab es in Spanien, als Kastilien und Aragón vereinigt wurden und die spanische Krone Navarra und Granada eroberte. 1492 hatte man nach einem erbarmungslosen, zehn Jahre dauernden Krieg das muslimische Emirat aus Granada vertrieben. Allein für diesen Krieg hatten die Könige von Kastilien und Aragón „eine permanente Armee von 50.000 Mann und 13.000 Pferden“ unterhalten.

In Deutschland war dies indes ganz anders: Hier wussten die regionalen Fürsten jeden Trend zur Konsolidierung zu vereiteln – unter Berufung auf „deutschen Freiheiten“ und örtliche Sitten und Gewohnheiten. Die Kaiser mussten Kompromisse suchen und gewährten den Fürsten, was sie verlangten. Das galt auch für Reichsstädte und zahlreiche kleinere Herrscher im Heiligen Römischen Reich, die ihr Gebiet als autonome oder unabhängige Herrscher regierten, beispielsweise die Herzöge von Bayern oder die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg. Die lokalen Herrscher berieten sich mit den Landständen (politischen Vertretungen der Stände), hoben kleine Armeen aus, waren für die Rechtsprechung zuständig, verabschiedeten Gesetze, ließen eigene Währungen prägen und verfolgten eine eigene Außenpolitik. Der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) zeigte auf grausamste Weise auf, welche Gefahren hinter dieser fortgesetzten Fragmentierung lauerten.

Einen Krieg anzuzetteln war eines der ganz offensichtlichen Merkmale der Souveränität. Doch die Kosten solch eines Krieges konnten einen Herrscher schnell selbst ins Unglück stürzen, da ein

Krieg, wie wir gesehen haben, vor allem aus Steuergeldern finanziert werden musste, und Steuern die Zustimmung der Stände benötigten – also der Vertreter der Edelleute, der städtischen Eliten und des Klerus. Um diese kam man nicht herum, außer wenn man als Herrscher ganz und gar rücksichtslos handelte, und wenn man das tat, war der Ärger bereits vorprogrammiert – bis hin zur offenen Rebellion. In den Königreichen Spanien, Frankreich und England, in den baltischen Ländern, in den Stadtrepubliken Genua und Venedig und in den Niederlanden – überall waren die Herrscher auf die Zustimmung der oberen Klassen angewiesen. Die Könige waren alles andere als allmächtig: Ihr Recht, Steuern zu erheben, unterlag ebenso vielen Einschränkungen wie ihr Recht, Gesetze zu erlassen.

Im Falle einer Invasion oder einer unprovozierten Aggression war jeder Herrscher natürlich dazu verpflichtet, das Territorium, das er regierte, zu verteidigen. Daher verlieh ihnen jede militärische Krise automatisch das Recht, Soldaten aufzustellen und zu bewaffnen – sei es eine lokale Miliz oder von anderswoher eingekaufte Krieger. Fast überall reichten lokale Milizen für die Defensive aus, aber für einen nachhaltigen Einsatz in einem Krieg taugten sie damals oft nicht.

Das alte feudale Vorrecht der Fürsten, den militärischen Arm ihrer Vasallen zu beschwören, überlebte unterschwellig bis ins 17. Jahrhundert, und das trotz der Tatsache, dass Fürsten und freie Städte schon im 12. Jahrhundert damit begannen, professionelle Söldner anzumieten. Die Verwendung von Söldnern entsprang der Notwendigkeit, dem wachsenden Umfang der Kriege gerecht zu werden, die im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts immer häufiger ausbrachen, als Folge der geradezu explosiven wirtschaftspolitischen Energien in Europa. Anfang des 14. Jahrhundert waren die besten Truppen allesamt Söldner. In einem Europa, in dem auf einen Krieg sofort der nächste folgte, verwandelte sich die Verpflichtung eines Fürsten, sein Land zu verteidigen, nach und nach in das Recht, immer häufiger Armeen aufzustellen, und das bald nicht mehr nur zur Verteidigung – auch wenn schon damals aggressive Maßnahmen meist als defensiv verkauft wurden. Zwischen offensiv und defensiv, zwischen aktiv und passiv, lag meist ohnehin nur ein schmaler Grat, und wenn ein Fürst nur ein wenig clever war, war er meist in der Lage, zu erreichen, was er haben wollte.

Aber die Fürsten erfuhren auch von anderer Seite Unterstützung: In ihrem Anspruch, Dynasten zu sein, mithin ihr Amt geerbt zu haben. Dies wurde oft mit einem heiligen Recht verknüpft, vor allem, wenn es darum ging, Ansprüche auf umstrittene Gebiete anzumelden, die man sich notfalls mit militärischer Gewalt einverleiben musste. Wenn im Europa der Frühen Neuzeit im politischen Denken ein Axiom hervorstach, dann war es der Gedanke, dass die dynastischen Rechte

eine Art „Naturgesetz“ darstellten. Dementsprechend trugen die Herrscher, die im Zuge der wirtschaftlichen Entwicklungen in Europa aufmerksamer denn je über ihre Grenzen wachten, das Banner des dynastischen Rechts vor sich her, wenn es um internationale Beziehungen ging. Und das sollte bis ins 19. Jahrhundert so bleiben.

Die fürstlichen Blutlinien breiteten sich durch Heirat immer weiter aus und schufen überall neue Gebietsansprüche, Ehen schufen neue Dynastien. Wenn ein Fürst jedoch über genug Einfluss und Erhabenheit verfügte, dann konnten sich sogar seine unehelichen Kinder im Schatten seiner Majestät bewegen, sich durch clevere eheliche Verbindungen ihren Platz sichern und im Krieg eine zentrale Rolle spielen. So geschah es im Falle von Margarethe von Parma, Statthalterin der Niederlande (1559–1567), der Tochter des Habsburger Kaisers Karls V. mit einer Zofe.

Zu Beginn der Neuzeit, als der König von Frankreich, Karl VIII., 25.000 Soldaten von Norden nach Süden durch Italien führte, um sich das Königreich Neapel einzuverleiben, berief er sich dabei auf eine entfernte verwandtschaftliche Verbindung und auf Gebietsansprüche der Herzöge von Anjou, die noch aus dem 13. Jahrhundert herrührten. Als sein Nachfolger, Ludwig XII., 1499 die Lombardei überfiel, um das Herzogtum Mailand an sich zu reißen, datierten die Ansprüche, die er glaubte anmelden zu können, mehr als hundert Jahre zurück, auf die Ehe von Valentina Visconti mit Ludwig von Orléans.

Die Diplomatie an sich unterlag bestimmten Annahmen hinsichtlich der Rechte der Dynastien. Was die Herrscher dabei tatsächlich anstellten, war ziemlich egal. König Karl VIII. – eine lebende Karikatur: kleingewachsen, mit dünnen Beinen, einem großen Kopf und einer lustigen, schnabelförmigen Nase – zeigte allen nur allzu deutlich, dass die seltsamsten Figuren einen Staat lenken konnten, wenn nur königliches Blut durch ihre Adern floss. Er befand ganz allein, dass es eine gute Idee sei, in Italien einzumarschieren (1494–1495); dabei war er in Wirklichkeit auf der Suche nach Abenteuer und Ruhm und träumte von einem heldenhaften Kreuzzug gegen die osmanischen Türken. Sein Nachfolger, Ludwig XII., fasste im Zuge seiner militärischen Bestrebungen ebenfalls Italien ins Auge – er jedoch ließ sich dazu von raffgierigen Adligen drängen. Hier ging es weniger um versponnen-ritterliche Träume, sondern um den weithin bekannten Reichtum der Städte Norditaliens.

Ein König erbte nicht nur persönliche Ländereien, sondern auch den Staat und das Staatsgebiet – als ob dies in irgendeiner Weise Privateigentum sein könnte. Dabei war es ganz gleich, ob er derselben Nationalität, Sprache und Religion angehörte wie die Bewohner seiner Territorien. Der wesentliche Punkt war die dynastische Ordnung, wie sie beispielsweise die Könige von Frankreich und Spanien dazu

veranlasste, um die Herrschaft über Italien zu kämpfen (1494–1559).

Doch was hatten die Bürgerinnen und Bürger, die mit ihren Steuern die Kriege bezahlten, von diesen dynastischen Ansprüchen? Und was der Rechtsstaat? Sehr wenig, wenn überhaupt etwas. Krieg und Diplomatie waren eine Angelegenheit der Fürsten und der höfischen Eliten; die Untertanen in Stadt und Land hatten da nichts zu sagen. Doch benötigte ein Krieg, wie wir wissen, viel Geld beziehungsweise Steuergeld, und diese Tatsache zwang die Fürsten dazu, sich mit Vertretern des Hochadels und der reichen Bourgeoisie auseinanderzusetzen. Sie mussten angehört werden, es musste Diskussionen geben. Im Rahmen solcher Unterredungen wurden dann alle möglichen Tricks und Intrigen angewendet, und zwar auf beiden Seiten. Es gab dabei verschiedene Lösungen, aber in der Regel erhielt der Fürst, wenn er einigermaßen mächtig war, einen Teil der benötigten Finanzen und füllte den Rest auf, indem er Schulden machte. Später musste dann sogar die Verwaltung der Schulden ausgehandelt werden.

Eine genealogische Stammtafel der Habsburger – der wichtigsten Dynastie der westeuropäischen Geschichte – ergibt nichts weiter als die nackten Knochen eines verschwundenen Tiers. Die eigentliche Kreatur wird erst sichtbar, wenn wir dem Diagramm vererbte Ländereien, Kriege, Staatsverschuldung und Steuern hinzufügen sowie eine Reihe entsetzlicher Fehler und Tragödien. Es gab durchaus auch positive Ereignisse wie Spenden für Klöster und Kirchen, und finanzielle Unterstützung für viele bedeutende Künstler. Aber dieser Aspekt führt eher weg von dem, was die Vorherrschaft der Habsburger im Kern motivierte.

Die eigentliche Erfolgsgeschichte dieser Dynastie begann mit dem Erzherzog von Österreich, Kaiser Maximilian I. († 1519). Dessen Ehe mit Maria von Burgund führte dazu, dass beider Sohn, Philipp der Schöne, die Niederlande und Teile Frankreichs erbte. Philipp wiederum heiratete Johanna, die Kastilien und Aragón erbte. Und ihr Sohn, Karl V. († 1559), war Erbe der spanischen Krone, der Niederlande, Österreichs, der Franche-Comté und des italienischen Königreichs von Neapel: „Alle Königreiche und Territorien“ – so formulierte er es in seinen Memoiren – „hat Gott ihm gegeben.“ Im Jahr 1519 erwarb Karl mit von deutschen Bankiers geliehenem Gold in Höhe von 850.000 Gulden von den sieben Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches die Kaiserkrone, und dadurch war er in der Lage, ein uraltes Lehen des Reichs für sich zu beanspruchen: das Herzogtum Mailand. Im Prinzip hätte das Bestechungsgeld auch ausgereicht, ein ganzes Jahr lang den Sold von etwa 24.000 Fußsoldaten der venezianischen und anderer Armeen zu bezahlen.

Als eine Art „Impresario des Krieges“ (wie ein Historiker ihn einmal

nannte) versuchte Karl nun, den Großteil Westeuropas politisch zu kontrollieren. Als er 1555/56 abdankte, teilte er unter seinen Erben seine Besitztümer auf – und zugleich einen gigantischen Schuldenberg. Spanien, die Niederlande, die Franche-Comté und seine Ländereien in Italien fielen an seinen Sohn Philipp II. († 1598). Die deutschen Länder erhielt sein Bruder, Ferdinand I., der ihm als Kaiser des Heiligen Römischen Reiches nachfolgte.

Das Metier der führenden Habsburger war der Krieg. Karl V. war fast ständig in Bewegung: Über 35 Jahre lang reiste er zu Pferd, mit dem Boot und im Wagen, und einen Großteil seiner Zeit und Ressourcen wandte er für den Kampf gegen die Könige von Frankreich und zur Kontrolle seiner umkämpften Ländereien in Italien auf. Sein Sohn, Philipp II., und die beiden folgenden spanischen Habsburgerkönige brachten Kastilien mit ihren Kriegen in den Niederlanden an den Rand des wirtschaftlichen Ruins

In den 1580er- und 1590er-Jahren marschierten Philipps Armeen auch in den Hugenottenkriegen mit. Danach herrschten zwei Habsburger-Kaiser, Ferdinand II. († 1637) und Ferdinand III. († 1657), über ein Reich, das durch den blutigen Dreißigjährigen Krieg geradezu entvölkert war.

Von dem Moment an, da die Herrscher von den Bankiers genug Geld erhielten, um eine Armee ins Feld zu schicken, fiel es den Fürsten immer leichter, einen Krieg vom Zaun zu brechen. Aber sobald die Unternehmer diese „wandernde Stadt“ – also die gewünschte Armee – aufgestellt hatten, mussten sie feststellen, dass sie noch mehr und immer mehr Geld brauchten und Kredite aufnehmen mussten, um diese Armee aufrechtzuerhalten, um sie von A nach B zu bewegen und um mit ihrer Hilfe einen Krieg führen zu können. Dies war die Zeit, in der sich zeigte, welcher Fürst, welcher Berater über echte Führungsqualitäten verfügte.

5 Belagerungen

Was den Grad an Gewalt und Blutvergießen angeht, so rangieren die Plünderungen von Städten ganz weit oben auf der traurigen Hitliste des Krieges. Und doch war ein solcher zwei oder drei Tage dauernder Orkan der Folter, des Diebstahls und der Vergewaltigungen noch nicht der Gipfel der Grausamkeit. Eine lange Belagerung beinhaltete jeden Aspekt eines Kriegs, unter anderem Fragen der Nahrungsmittelversorgung und den Einsatz von Artillerie. Zum Tod durch Feuerwaffen und Schwerter kam noch der Schrecken des Hungers, und das machte eine Belagerung zu einer wirklich mörderischen Angelegenheit.

Unser Ausgangspunkt für die folgenden Betrachtungen soll Siena sein. Und dies ist tatsächlich ein bemerkenswerter Einstieg, wenn es darum geht, was eine Hungersnot im Rahmen einer Belagerung bedeuten konnte. Danach schauen wir nach Sancerre, einer kleinen französischen Stadt (aus der der gleichnamige Wein stammt), die dank einem tapferen calvinistischen Pfarrer Einzug in die Chroniken Europas hielt. Paris war der Schauplatz der weitaus tödlichsten Belagerung. Und Augsburg, eines der Hauptopfer des Dreißigjährigen Kriegs, verlor mehr Menschen durch Hunger als jede andere deutsche Stadt.

Siena (1554/55)

Die Italienkriege (1494–1559) waren dynastische Konflikte zwischen den Königen von Frankreich und Spanien. Jede der beiden Seiten beanspruchte das reiche Herzogtum Mailand und die Krone von Neapel für sich, aber eigentlich ging es dabei um die politische Herrschaft über die Apenninhalbinsel. Die wohlhabenden und bevölkerungsreichen Städte Italiens, mit ihrem hohen Steueraufkommen und kaufmännischen Know-how, waren verlockende Ziele. Und eine in Kleinstaaten aufgeteilte Halbinsel war für die Söldnerheere der Königshäuser Valois (französisch) und Habsburg (deutsch-spanisch) quasi eine offene Einladung zum Durchmarsch. Weder die stolze Republik Venedig noch der fragmentierte Kirchenstaat und noch weniger das Florenz der Medici –

kein italienischer Staat konnte sich der bewaffneten Macht der königlichen Herausforderer erwehren, mit ihren Armeen, die insgesamt 25.000 bis 40.000 Fußsoldaten und 10.000 bis 15.000 Kavalleristen zählten. Von den langen Artilleriezügen ganz zu schweigen.

In den 1550er-Jahren wurde die Toskana zum Krisenherd der Halbinsel. Kaiser Karl V. machte die kleine Republik Siena, einen Klientelstaat, als schwächstes Glied in der Kette seiner Bollwerke gegen die Franzosen aus. So beschloss er, Stärke zu demonstrieren und auf dem höchsten Punkt der Stadt eine neue Festung zu errichten. Es war ein unglaublich teures Vorhaben, und natürlich sollte Siena selbst dafür zahlen, obwohl dort inzwischen nur noch etwa 20.000 Menschen wohnten – und die waren dagegen. Dennoch begann man Ende 1550 mit dem Bau der Festung und setzte das Projekt auch gnadenlos fort. Doch Ende Juli 1552 zettelten die Einwohner Sienas mit Hilfe der Franzosen einen Aufstand gegen die kleine spanische Garnison an und zwangen sie, die Stadt zu verlassen. Die Rebellen begannen sofort, die neu gebaute Festung wieder zu zerstören. Es herrschte Krieg. Und allmählich bekamen Karls Abgesandte in Italien Probleme, das Geld für diesen Krieg aufzutreiben.

Aus Angst vor über das Land ziehenden Soldaten strömten nun Bauern und andere Landbewohner nach Siena, so dass sich die Bevölkerung fast verdoppelte. Ende Dezember befanden sich in der Stadt außerdem 10.500 Söldner zur Verteidigung (500 davon Kavallerie), insgesamt etwa die Hälfte der damaligen Bevölkerung von Siena. Diese Zahlen stellten eine enorme Belastung für die tägliche Versorgung mit Nahrungsmitteln dar, und beinahe unmittelbar wurde die Frage aufgeworfen, ob man in Siena „unerwünschte“ oder „unnütze Esser“ *(bocche inutili)* mit durchfütterte – ein scharfzüngiger Verweis auf die vielen Bettler, die sich als Belastung erweisen würden, sobald der Feind die erwartete Belagerung begann. Der Stadtrat ließ neue Mühlen bauen und große Lager mit Getreide, Trockenfleisch und Käse anlegen. Aber man dachte für den Fall einer Belagerung auch an den Feind, und so durchkämmten die Verteidiger das Land in einem Umkreis von zwanzig Kilometern rund um Siena, um alles Essbare entweder zu beschlagnahmen oder zu vernichten. Denn der Feind musste sich schließlich auch versorgen.

Karl V. hatte große Ziele, aber er war notorisch knapp bei Kasse, und seine Gesandten zwangen einen seiner Schützlinge, Cosimo I., den Herzog von Florenz, eine kleine Armee von 10.000 Mann auszuheben und zu bezahlen, die den Angriff auf Siena unterstützen sollte. Doch dazu musste Cosimo eine im Geheimen getroffene Vereinbarung mit dem König von Frankreich, Heinrich II., brechen. Außerdem war er gezwungen, sich freimütig zu Spanien und zum Heiligen Römischen

Reich zu bekennen, sich in verschiedenen Teilen Europas große Summen Geld leihen und in Florenz die Steuern erhöhen. Was Cosimo das Ganze ein wenig erleichterte, war die Tatsache, dass er die kleine Schar Exilanten der Republik Florenz, die sich nun in Siena versammelte und eifrig den Aufstand gegen Karl V. unterstützte, fürchtete und hasste. Ihr Ziel war es, Cosimo zu Fall zu bringen und die Republik Florenz wieder einzurichten. Die Auswirkungen des Kampfs um Siena waren in ganz Europa zu spüren, von den Bankiers in Antwerpen, Augsburg, Genua und Venedig bis hin zum spanischen Vizekönig in Neapel. Und die italienischen und spanischen Truppen, die die Franzosen in Siena angreifen sollten, wurden bald durch deutsche Söldner verstärkt.

Bis März 1553 zählten die kaiserlichen Truppen in der Toskana fast 20.000 Infanteristen und Kavalleristen, und bald war der Feldzug gegen Siena und sein Territorium in vollem Gange. Der Militärgouverneur der französischen Streitkräfte in der Toskana, Piero Strozzi, ein erbitterter Feind Herzog Cosimos, erreichte Siena am 2. Januar 1554. Der neue Kommandant der Truppen in der Stadt sollte der französische Edelmann Blaise de Monluc sein; dieser aber war schwerkrank und traf daher erst Mitte Juli in Siena ein. Strozzi und Monluc taten nun alles, was in ihrer Macht stand, um die Stadt auf eine langwierige Belagerung vorzubereiten. Der Verkauf von Brot beispielsweise wurde ab sofort streng kontrolliert, und alle Menschen ohne eigenen Vorrat an Mehl mussten eine Sondergenehmigung beantragen, um sich täglich bei einem bestimmten Bäcker zwei kleine Laib Brot besorgen zu dürfen. Schon bald wurde diese Ration auf einen Laib reduziert. Inzwischen verfolgte der Marquis von Marignano, der Befehlshaber der kaiserlichen Truppen und der Medici-Truppen in der Toskana, eine „Politik der verbrannten Erde“, um zu verhindern, dass noch irgendwelche Nahrungsmittel nach Siena gelangten. Außerdem griffen seine Truppen die Städte und Dörfer im Umland an. Jeder, der sich ihnen in den Weg stellte, wurde rücksichtlos getötet.

Der Sommer des Jahres 1554 wurde für Strozzi zu einem regelrechten Desaster. Seine 15.000 größtenteils unbezahlten Soldaten hatten kaum noch Nahrung, und sogar das Wasser war knapp, immer mehr Männer desertierten, und Anfang August verlor er auch noch eine wichtige Schlacht, in der Nähe von Marciano. Marignanos Söldner jedoch blieben stark – kein Wunder, erhielten sie doch aus Cosimos Territorien tägliche Lieferungen an Brot. Derweil wurden die Kämpfe im Umland auf beiden Seiten erbitterter.

In Siena ging die Blockade weiter, und die täglichen Rationen des wichtigsten aller Lebensmittel, Brot, wurden immer weiter reduziert, für die Zivilisten genauso wie für die Soldaten. Es kam zu erbitterten

Auseinandersetzungen zwischen zivilen und militärischen Behörden, und mitunter sah es sogar so aus, als würde der Streit in Gewalt enden – es ging darum, ob man auch die „nutzlosen“ Münder mit stopfen oder sie nicht lieber aus der Stadt vertreiben sollte. Doch was genau bedeute „nutzlos“? Ging es dabei nur um Bettler oder auch um Kinder, Frauen, Kranke und Alten? Und was war dann mit den Frauen der Oberschicht: Waren sie nicht ebenso „nutzlos“, wenn es darum ging, gegen die Belagerer zu kämpfen oder Verteidigungsanlagen zu bauen?

Militärtheoretiker wie Bernardino Rocca *(De' discorsi di Guerra,* 1582) spezifizierten da nicht weiter. So hieß es bei Rocca, wenn eine Stadt belagert würde und die Lebensmittelvorräte knapp würden, solle man die genannten nutzlosen oder überflüssigen Esser kurzerhand vor die Stadtmauern verfrachten. Offenbar sollte die Entscheidung darüber, wer genau damit gemeint war, den zivilen und militärischen Behörden vor Ort anheimgestellt werden. Gleichzeitig jedoch empfahl die Militärtheorie den Belagerern vor den Mauern, alle Flüchtlinge zu töten oder zurück in die umkämpfte Stadt zu treiben, mit welchen Mitteln auch immer.

Im August 1554 verfügte man, dass alle Menschen, die sich in Siena befanden, aber keine regulären Einwohner waren, die Stadt verlassen mussten. Bei Zuwiderhandlung drohten drastische Strafen: Frauen wurden ausgepeitscht, Männer wurden mit hinter dem Rücken gefesselten Arme am *strappado* aufgehängt, dann kugelte man ihnen die Arme aus. Die Stadt war auf dem besten Weg in eine furchtbare Nahrungsmittelkrise. Einigen Bessergestellten gelang es, sich den Weg aus der Stadt freizukaufen, in einigen Fällen sicherte ihnen Herzog Cosimo persönlich freies Geleit zu. Andersherum konnte man zu diesem Zeitpunkt reich werden, wenn es einem gelang, Lebensmittel nach Siena hineinzuschmuggeln; doch wurde jeder, den die Belagerer dabei erwischten, an Ort und Stelle hingerichtet. Der Marquis von Marignano ließ die Bäume vor der Stadt „festlich schmücken, mit den [gehängten] Körpern“ der Blockadebrecher.

Strozzi und Monluc hatten keine Ahnung, wie lange sie gegen die Belagerer würden durchhalten müssen, und bald mussten sie sich ernsthaft um die Versorgung ihrer Soldaten Sorgen machen. So bestanden sie schließlich darauf, dass alle „unnützen Esser“ aus der Stadt hinausgeworfen würden. Für den zivilen „Rat der Acht“ waren damit nur die Armen gemeint, vor allem angesichts der Tatsache, dass selbst die Bewaffneten, die die armen Teufel aus Siena begleiteten, nicht verhindern konnten, dass die Opfer von der Belagerern getötet, verstümmelt, gefoltert und gedemütigt wurden.

Und doch mehrte sich in den Behörden die Angst davor, dass Strozzi und Monluc die Stadt auch von gewissen „ehrenhaften“ Personen säubern wollten: Ehefrauen und Kindern aus der politischen und der

besitzenden Klasse.

Ein eigens einberufener Rat von 150 „der ehrenwertesten“ Bürger Sienas sollte in dieser Sache entscheiden, und seine Reaktion war unmissverständlich: Strozzis pauschaler Befehl, erklärten sie, könne nicht befolgt werden, „erstens aus Heimatliebe und zweitens um der Ehre der Frauen und Familien willen … Und wenn es heißt, dies sei unsere einzige Möglichkeit, die Sicherheit unserer Heimat zu gewährleisten, und sei daher wichtiger als alles andere, dann wollen wir antworten: Unsere Heimat sind nicht die Mauern [der Stadt], sondern unsere Familien und deren Ehre“. Im Übrigen waren alle dafür, „die Armen“ *(la poveraglia)* zu vertreiben. Schließlich besäßen diese weder Ehre noch eine Heimat, die sie schützen und verteidigen würden.

Der Streit ging weiter, und die Nahrungsmittel wurden immer weniger. Bald begann man, hinter vorgehaltener Hand über Verhandlungen mit den Belagerern zu sprechen. Aber Strozzi und Monluc, ihres Zeichens professionelle Militärs und Offiziere des Königs von Frankreich, befanden sich nur aus einem einzigen Grund hier in der Toskana: um eine Stadt gegen die Feinde des Königs zu verteidigen. Und ihnen stand nicht der Sinn nach Kompromissen. Dabei war Monluc noch immer ziemlich krank, und was noch schwerer wog: In einer Schlacht Anfang August hatte Strozzi 4000 Mann verloren; viele weitere waren ernsthaft verwundet worden, darunter auch der General höchstpersönlich. In den Reihen der französischen Soldaten gab es immer mehr Fahnenflüchtige, und einige liefen, so scheint es, zu den kaiserlichen Truppen über, wo es Geld und vor allem genug zu essen gab. Verpflichtet waren die französischen Kommandanten zuallererst ihren Soldaten gegenüber, auch was die Versorgung mit Lebensmitteln anging. Deshalb kamen sie trotz allem immer wieder darauf zurück, dass die Stadt von unnützen Essern befreit werden müsse.

In der dritten Septemberwoche des Jahres 1554 wurden – auch wenn dies niemandem wirklich gefiel – etwa 1200 arme Leute aus der Stadt getrieben. Schon bald aber wurde klar, dass diese Runde der Vertreibungen erst den Anfang darstellte, denn sie wurde von einem noch schrecklicheren Szenario übertroffen. Hierzu muss man vorausschicken, dass Ordenseinrichtungen und große gemeinnützige Stiftungen in Italien (genau wie im Rest Europas) oft über eigene Getreidevorräte verfügten. Es war also nur folgerichtig, dass Strozzi mit einem Auge auf die vollen Getreidespeicher des berühmten Krankenhaus Santa Maria della Scala anordnete, alle in dem Krankenhaus untergebrachten Waisen und Armen aus Siena hinauszubringen. In der Nacht zum 5. Oktober war es soweit: Etwa 700 Krankenhausinsassen mussten die Stadt verlassen, mit einer

Eskorte, die dazu gedacht war, für ihre Sicherheit zu sorgen. In der Nähe von San Casciano fiel einer der Konvois einer Kompanie spanischer und deutscher Söldner in die Hände. Über 250 Kinder im Alter von 6 bis 10 Jahren gehörten dazu. Die Söldner töteten mindestens 100 Männer, Frauen und Kinder, auch wenn der Marquis von Marignano später behauptete, er habe sie lediglich zurück nach Siena geschickt.

Wie es scheint, stellte sich nun der Leiter des Krankenhauses, Scipione Venturi, Strozzi entgegen und beteuerte, er werde es nicht zulassen, dass weitere Insassen sein Haus verließen, wenn man nicht hundertprozentig für ihre Sicherheit garantieren könne. Bei der daraus resultierenden Auseinandersetzung mit dem städtischen Patriziat bedienten sich Strozzi und Monluc, die ohnehin glaubten, ihnen stünde in der Stadt mehr Macht zu, schließlich an Venturis Getreidevorräten. Sie versuchten sogar, die 45 im Krankenhaus verbliebenen, zehn bis fünfzehn Jahre alten Jungen und Mädchen aus der Stadt zu werfen. Aber man brachte die schreienden Kinder schließlich doch wieder zurück. Im November sank die tägliche Brotration in Siena noch einmal, auf 250 Gramm für Zivilisten und 400 Gramm für Soldaten. Alle von Kanonenkugeln in Mitleidenschaft gezogenen Häuser wurden komplett abgerissen und ihr Holz zum Heizen und Kochen verwendet.

Monlucs Truppen in Siena waren mittlerweile auf 2800 Fußsoldaten und 300 Reiter geschrumpft, doch die Stadt war gut befestigt und überstand im Dezember ein weiteres Bombardement. An Heiligabend wehrten Monlucs Soldaten einen Angriff von 2000 Deutschen mit Sturmleitern ab. Dennoch muss zu diesem Zeitpunkt das Ende bereits in Sicht gewesen sein, denn zu Beginn der zweiten Januarwoche erhob sich Monluc unter Schmerzen von seinem Krankenlager, machte sich mit Wein die fahlen Wangen rot und zog sich schick an. Dann wandte er sich in einer Ansprache an die Zivilbehörden der Stadt und forderte sie auf, das Ultimatum Herzog Cosimos zu ignorieren und nicht auf seine Schmeicheleien hereinzufallen.

Später in jenem Monat gab es eine Nacht-und-Nebel-Aktion, die noch einmal verdeutlicht, wie ernst die Nahrungsmittelkrise in der Stadt war: 800 deutschen Soldaten verließen heimlich die Stadt, um sich Strozzi in der Festung von Montalcino anzuschließen – sie mussten dafür teuer bezahlen, denn eine ganze Reihe von ihnen wurde auf dem Weg dorthin überfallen und getötet. Kein Wunder, denn die kaiserlichen Truppen und die der Medici waren den Franzosen in der Region zahlenmäßig weit überlegen; die französischen Truppen zählten gerade einmal 5000 Infanteristen und ein paar hundert Kavalleristen, und diese waren überall verstreut. Das ländliche Hinterland von Siena hatte der Krieg inzwischen in ein regelrechtes

Niemandsland verwandelt, wo hungrige Hunde an menschlichen Leichnamen nagten.

Nach dem 10. März gab es die ersten ernsthaften Unterhandlungen über eine Kapitulation, über Cosimo, der inzwischen komplett zuständig war und nicht mehr die Abgesandten Karls V. Die Bemühungen, Siena von den unnützen Essern zu befreien, gingen unvermindert weiter. Doch alle, die man aus der Stadt warf, wurden zurückgetrieben, und es kam zu abscheulichen Szenen. Inzwischen versuchten Botschafter beider Seiten verstärkt, in den Verhandlungen Fortschritte zu erzielen; man gab Gelübde und Versprechen ab, und in der Nacht vom 5. auf den 6. April verließ Monluc im Rahmen eines geheimen Abkommens mit dem Marquis von Marignano die Stadt, zusammen mit zahlreichen Exilanten der Florentiner Republik und kaiserlichen Rebellen – allesamt Männer, die hingerichtet werden sollten (außer Monluc natürlich). Am 17. April unterzeichnete Cosimo die Kapitulationsurkunde, und vier Tage später marschierten die restlichen französischen Truppen aus Siena hinaus. Zusammen mit ihnen verließen 242 adlige Familien die Stadt sowie eine 435 bewaffnete Bürger mit ihren Familien und Dienern. Sie zogen zur Festung in der kleinen toskanischen Stadt Montalcino, der Exil-Heimat der Republik Siena. Eskortiert wurden sie von einem Reitergeschwader und einer Kompanie der kaiserlichen Infanterie. Von zuvor 20.000 Einwohnern plus *forenses*, die Siena vor Beginn der Belagerung überflutet hatten, waren zu diesem Zeitpunkt nur noch 6000 Menschen übrig. Ein Teil von ihnen war den Kämpfen zum Opfer gefallen, aber die meisten waren entweder geflohen oder verhungert.

Marignano marschierte mit wehenden Fahnen in der besiegten Stadt ein, zum Klang von Trompeten und Trommelwirbeln.

Monluc hat Memoiren hinterlassen, die uns eine Inneneinsicht der Ereignisse in Siena während der Belagerung gewähren. Er diktierte seine *Commentaires* (wie er sie nannte) mehr als fünfzehn Jahre nach den Ereignissen, und obwohl er ein ziemlicher Wichtigtuer und Aufschneider war, bietet sein Werk ein paar interessante Details und neue Ansichten.

Bei seiner Ankunft in Siena oder etwas später verfügte er über 8000 bis 10.000 Soldaten; am Ende hatte er kaum noch 1800 Mann, die meisten waren, wie die deutschen Söldner, nach ihrem Aufbruch getötet worden, andere waren desertiert. In den letzten Wochen der Belagerung bestand Monlucs Tagesration aus einem kleinen Laib Brot (250 Gramm), ein paar gekochten Erbsen, ein wenig Speck und etwas Eibisch. Wir können uns leicht ausmalen, wie dann erst die Lebensmittelrationen der meisten Zivilisten ausgesehen haben müssen. Monluc sah mit an, wie Menschen mitten auf der Straße einfach tot umfielen – dahingestreckt vom Hunger.

In der Frage, ob beziehungsweise welche unnützen Esser man aus der Stadt werfen sollte, zeigte er sich genauso unnachgiebig wie Strozzi. Nachdem ihm irgendwann nach der ersten Januarwoche 1555 für einen Monat diktatorische Vollmachten übertragen worden waren erstellte Monluc zusammen mit einer aus sechs Männern bestehenden Kommission eine Liste „nutzloser Personen" – sie umfasste mindestens 4400 Namen. Die grausame Aufgabe, diese auszuweisen, wurde einem Ritter vom Malteserorden mit einem Trupp von 25–30 Soldaten übertragen. Sie trieben die armen Seelen in Gruppen zusammen und jagten sie unter lautem Wehgeschrei aus der Stadt. Fast alle von ihnen waren arme Leute, die „im Schweiße ihres Angesichts lebten". Monluc gibt zu, er habe in seinem Leben nie wieder so viel Elend erlebt. Es scheint, als hätten die Belagerer die unerwünschten „Esser" immer wieder getreten, geprügelt und zurück an die Stadtmauer gedrängt – ein gnadenloses und blutiges Hin und Her, das acht Tage dauerte. Indessen versuchten die Opfer am Leben zu bleiben, indem sie Kräutern und Gras aßen. Am Ende waren etwa drei Viertel von ihnen verhungert oder wurden getötet, einige starben ohne ihre Ohren und Nasen. Die, die überlebten und schließlich entkamen, waren, wie Monluc schreibt, hauptsächlich Frauen, die von Soldaten gepackt und eine Nacht lang „für deren eigene Lust" benutzt wurden. Die Soldaten verhalfen ihnen dann heimlich zur Flucht. „Solcherlei sind die Konsequenzen des Kriegs. Um die Pläne des Feindes zu durchkreuzen, sind wir manchmal gezwungen, grausam zu sein. Und daher muss Gott Männern meiner Art [= Soldaten] Gnade erweisen, Männern die die Schuld an vielerlei Sünden tragen und die für so viel Leid und Schlechtes sorgen."

Er behauptet – und in der europäischen Kriegsgeschichte kam so etwas tatsächlich immer wieder vor – dass auch die Belagerer unter Marignano Versorgungsprobleme hatten. Ich nehme jedoch an, dass er damit immer nur kurze Abschnitte meint. Ihr Brot musste von weither herangekarrt werden, und die Wagenladungen beispielsweise aus Florenz brauchten fünf bis sechs Tage bis zur Front. Schlechtes Wetter und logistische Fehler führten dann mitunter dazu, dass sich die Lieferungen verspäteten. Dreißig Kilometer rund um Siena war das Land komplett verwüstet, alle Mühlen zerstört. Es gab vor Ort auch kein Futter für Pferde, und die Kavallerie-Einheiten waren größtenteils handlungsunfähig. Die wenigen Pferde, für die man Futter besorgen konnte, waren für den Einsatz der führenden Offiziere vorgesehen. Dass der Marquis von Marignano gegen Ende der Belagerung mehr als ein Drittel seiner Männer verloren hatte, wie Monluc behauptet, ist durchaus im Rahmen des Möglichen – durch Fahnenflucht, Krankheiten und Waffengewalt. Seine Behauptung stimmt mit allem überein, was wir über die Opfer der Kriege des 16. und

17. Jahrhunderts wissen. Monluc beschreibt, wie die Bürger von Siena und seine Soldaten schon längst die Haustiere der Stadt aßen – sowie alles andere, was sie einfangen konnten. Selbst Ratten wurden geschätzt, und die Leute zahlten für sie viel Geld. Seine Schlussfolgerung: „Nichts in der Natur ist so schrecklich wie eine Hungersnot."

Irgendwann wurde die ganze Angelegenheit dem verschuldeten Herzog von Florenz zu teuer und zu unangenehm, und um den Januar 1555 herum war er fast so eifrig um Frieden bemüht wie die Sieneser. Dennoch war er erst Ende März in der Lage, Verhandlungen in die Wege zu leiten und zu erreichen, dass die Kampfhandlungen ruhten. Bald stellte sich heraus, dass Karl V. davon gar nicht begeistert war; er hatte das Gefühl, man zeige den Verlierern zu viel Nachsicht. Aber Cosimo antwortete darauf unter anderem ganz richtig, der Hunger und das Schwert hätten in Siena 10.000 Menschen das Leben gekostet.

Mit Unterstützung von Piero Strozzi und den Franzosen wurde nun bei Montalcino eine Sieneser Republik eingerichtet, und sie existierte bis zum Frieden von Cateau-Cambrésis im Jahr 1559. Siena und seine Territorien übergab man 1557 offiziell Herzog Cosimo.

Sancerre (1572/73)

Achtzehn Jahre nach der Schlacht um Siena litt die auf einem Hügel gelegene Stadt Sancerre unter einer noch schlimmeren Belagerung – es war eine der furchtbarsten Momentaufnahmen der Hugenottenkriege. Sancerre, etwa 150 Kilometer westlich von Dijon gelegen, war eine Hochburg der Hugenotten, oberhalb der Loire um eine Festung herum gebaut und mit einer Stadtmauer versehen. Die Belagerung war der entsetzliche Abschluss einer ganzen Reihe von Morden, bei denen in verschiedenen Teilen Frankreichs über 3000 Hugenotten ihr Leben ließen. Begonnen hatte das Ganze mit der sogenannten Bartholomäusnacht, einer wahren Blutorgie in Paris am 23./24. August 1572. Etwa 2000 Menschen starben bei diesem Massaker.

Im Herbst nahm Sancerre 500 Hugenotten auf – Männer, Frauen und Kinder. Die übrig gebliebenen Katholiken wurden in der Stadt mit einem Mal zur kleinen Minderheit. Ende Oktober tauchte auf einmal Monsieur de Fontaines, ein prominenter Edelmann aus der Region, auf, der die Kontrolle über die Stadt übernehmen wollte. Da er sich jedoch weigerte, die Hugenotten ihre Religion ausüben zu lassen, mit der Behauptung, der König habe ihm dazu keine Vollmacht übertragen, ließ man ihn gar nicht erst in die Stadt. Er gab zu verstehen, er wisse, was er nun zu tun habe. Damit meinte er natürlich: Krieg führen. Keine zwei Wochen später wehrte man einen

ersten heftigen Angriff auf die Zitadelle ab.

Aus Angst vor einer Belagerung begannen die Sancerrois nun, ihre Vorräte an Lebensmitteln und anderen Ressourcen zu inspizieren. Die folgende Erzählung entstammt einer der bemerkenswertesten Chroniken eines Augenzeugen in der gesamten Geschichte Europas: der *Histoire memorable de la Ville de Sancerre*, die Jean de Léry weniger als zwei Jahre nach der Belagerung in der protestantischen Hafenstadt La Rochelle veröffentlicht hat.

Jean de Léry (1534–1613) stammte aus La Margelle im Burgund. Im Alter von achtzehn Jahren war er zum Protestantismus konvertiert und verbrachte danach beinahe zwei Jahre (1556–1558) als Missionar in Brasilien; auch hierüber verfasste er einen seither berühmt gewordenen Bericht: *Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil, autrement dite l'Amérique.* Später studierte er in Genf, bevor er nach Frankreich zurückkehrte, um dort als calvinistischer Geistlicher das Wort Gottes zu predigen. Im Nachgang der Massaker im August 1572 flüchtete er im September nach Sancerre, aus purer Angst um sein Leben. Dort wurde Léry zu einem der führenden Köpfe des hugenottischen Widerstands.

Die Könige von Frankreich gehörten zu den Hauptakteuren der Italienkriege (1494–1559), und tausende von französischen Edelleuten erlernten in Italien das Kriegshandwerk. Das Resultat war, dass in den Hugenottenkriegen auf Seiten der Katholiken wie der Protestanten erfahrene Offiziere tätig waren. Im November 1572 verfügte Sancerre über mehr als genug solcher Offiziere; außerdem standen dort 300 Berufssoldaten und weitere 350 Mann, die man an der Waffe ausbildete. Entlang der Mauern und Tore der Stadt dienten 150 örtliche Weinbauern als Gardisten. Auf dem Höhepunkt der nun folgenden Auseinandersetzungen kämpfte in der Nachtwache sogar eine ganze Reihe mutiger und temperamentvoller Frauen, bewaffnet mit Hellebarden, halblangen Spießen und Eisenstangen. Dass sie Frauen waren, sah man ihnen indes nicht an, da sie ihr langes Haar unter Hüten oder Helmen versteckten.

Ab November gab es im Umland von Sancerre immer wieder blutige Scharmützel, die vor allem von den Hugenotten angezettelt wurden, die zur Verteidigung ihrer Stadt gewagte Ausfälle in das Umland jenseits der Stadtmauern starteten, um den Feind zu schwächen, seine Ressourcen zu beschlagnahmen und Vorräte für die bereits absehbare Belagerung zu horten. Im Dezember ging man dazu über, in nächtlichen Raubzügen Getreide und Vieh zu stehlen. In der Nacht vom 1. auf den 2. Januar beispielsweise überfielen die Sancerrois ein benachbartes Dorf und kehrten nach Sancerre zurück mit „dem Priester des Ortes als Gefangenen und vier mit Weizen und Wein beladenen Wagen plus acht Ochsen und Kühe, um damit die Stadt zu

ernähren“. Diese Beutezüge dauerten den ganzen Winter hindurch an; mit der Zeit wurden sie seltener, aber zugleich blutiger – und immer gefährlicher, da der König seine Armee verstärkte und Sancerre immer enger einzukreisen begann. Indessen gab es interne Querelen in der Stadt, denn die schiere Masse der Flüchtlinge provozierte Meinungsverschiedenheiten, Soldaten beleidigten Hugenotten mit blasphemischen Bemerkungen und rivalisierende Offiziere gerieten aneinander.

Ende Januar hatten sich am Fuße des Hügels von Sancerre etwa 6500 feindliche Infanteristen und mehr als 500 Reiter versammelt, dazu eine unbekannte Zahl Freiwilliger aus der Umgebung. Bis zum 11. Januar hatte die Bürgerversammlung von Sancerre beschlossen, „dass die armen Leute, eine Reihe von Frauen und Kindern sowie alle die, die nicht kämpfen, sondern nur essen konnten, aus der Stadt hinausgebracht werden sollten“. Doch die Männer, die man mit dieser undankbaren Aufgabe betraute, waren nicht in der Lage, sie auszuführen – „teilweise weil sie sich von der Empörung, die dies auslöste, erweichen ließen. Daher setzten sie schließlich gar keinen vor die Stadttore“. Léry schreibt, dies sei ein großer Fehler gewesen, denn zu jener Zeit hätten sich die unerwünschten Subjekte noch ganz einfach davonmachen und anderswohin gehen können, „und das hätte die große Hungersnot verhindert …, die [später] so viel Leid verursachte“.

Als der Regionalgouverneur die Sancerrois am 13. Januar dazu aufrief, sich zu ergeben, machten sie sich nicht einmal die Mühe, ihm eine Antwort zukommen zu lassen. Claude de La Châtre informierte sie daraufhin, dass seine Truppen Sancerre unterwerfen würden, wie es der König befehle. Seine Männer begannen sofort, ein Netz von Gräben auszuheben und im Dorf Fontenay am Fuße des Hügels von Sancerre die Häuser zu befestigen.

Anfang Februar traf die Artillerie ein, und bald darauf war die Hugenottenfestung täglichen Bombardements ausgesetzt. Binnen vier Tagen, vom 21. bis 24. Februar, wurden mehr als 3500 Kanonenschüsse auf die Stadt abgegeben. Léry spricht von einem „Gewitter“ von Bomben, Schutt und Fragmenten von Häusern und Mauern, die „dichter als Fliegenschwärme durch die Luft flogen“. Und doch mussten die Angreifer erstaunt feststellen, dass so gut wie niemand dabei ums Leben kam. Den Einwohnern war klar: Das war Gottes Werk.

Léry schreibt, jener Winter sei furchtbar kalt gewesen, mit viel Schnee und Eis, und dafür priesen die Hugenotten Gott, denn unter dem Wetter hatten vor allem die feindlichen Soldaten zu leiden. Doch La Châtre ließ zu diesem Zeitpunkt die Stadtmauer von Sancerre bereits mit Sprengladungen versehen.

Lérys Kommentare über das Wetter sind sehr aufschlussreich. Damals herrschte in den meisten belagerten Städten in Europa die Überzeugung, dass jede belagernde Armee mit der Zeit automatisch aufgezehrt würde, durch Hunger, Unannehmlichkeiten, Krankheiten und Fahnenflucht. Die Söldner lebten unter erbärmlichen Bedingungen, waren untererernährt, erlagen Wunden und Krankheiten; Fahnenflucht schien oftmals als die bessere Lösung, insbesondere wenn man sich paarweise oder in kleinen Gruppen davonstahl. Eines war so gut wie sicher: Selbst wenn die Belagerer zunächst die Taschen voller Geld hatten, ging dieses Geld doch relativ schnell zur Neige, und je schneller die finanziellen Mittel im Laufe der Wochen ausgingen, umso mehr Soldaten drohten zu desertieren. Wenn es also nicht sofort zu Kapitulationsverhandlungen kam, war es die bessere Wahl für eine belagerte Stadt, so lange wie möglich durchzuhalten, bis sich die letzten zerlumpten Reste der Belagerungsarmee zerstreuten. Doch um so lange durchzuhalten, benötigten die Belagerten genügend Vorräte.

Am 19. März waren die Sancerrois in der Lage, einen Großangriff abzuwehren, dem Minenexplosionen und ein furioses Bombardement vorangegangen waren: Ein Gefangener hatte sie vorgewarnt. In einer Nebenbemerkung beschreibt Léry, wie ein Mädchen, das in seiner Nähe arbeitete und Erde für die Verteidigungsanlagen schleppte, vor seinen Augen von einer Kanonenkugel getroffen wurde – „ihre Gedärme und ihre Leber platzen ihr durch die Rippen“. Sie war auf der Stelle tot. Er selbst überlebte – wiederum das Werk Gottes, wie er glaubte. Die Sancerrois verloren siebzehn Soldaten und das Mädchen; dafür zählte der Feind 260 Tote und 200 Verwundete.

Das Bombardement von Sancerre ging weiter, aber stets, wie Léry beobachtete, mit relativ geringen Verlusten für die Stadt. Als die Royalisten an der Mauer zwei hoch aufragende mit Rädern versehene Türme errichteten, auf denen Arkebusiere standen, die die Verteidiger auf der Mauer unter Beschuss nehmen sollten, wagten die hugenottischen Soldaten einen nächtlichen Ausfall und zündeten die Türme an.

Um sich ihrer Geschlossenheit zu versichern und die Moral aufrechtzuerhalten, sangen die Hugenotten während ihrer Kampfeinsätze Kirchenlieder, die ihre reformatorischen Überzeugungen widerspiegelten. Doch währenddessen wuchs in ihrer Mitte fast unbemerkt eine Gefahr heran, die sich als weitaus fataler erweisen sollte als die täglichen Kanonenschüsse der Royalisten: Die Lebensmittelvorräte gingen zur Neige. Wein gab es in Hülle und Fülle, aber Rindfleisch, Schweinefleisch, Käse und – besonders wichtig – Mehl wurden mit einem Mal knapp. Was übrig blieb, war sein Gewicht in Gold wert.

Die Sancerrois sandten Boten aus, die in den protestantischen Gemeinden des Languedoc militärische Hilfe erbitten sollten, aber auch dort befanden sich die Hugenotten bereits im Krieg mit ihren Verfolgern. Schon bald war der Stadtrat von Sancerre gezwungen, allen Weizen, der sich noch in privater Hand befand, nach und nach zu konfiszieren – unter scharfzüngigen Beschwerden der Besitzer. Das Getreide kam in ein zentrales Lager und wurde zu Brotrationen verarbeitet.

Im März und April schlachteten die Bewohner all ihre Esel und Pferde, die man zuvor dazu benutzt hatte, Waren in die über 360 Meter hoch gelegene Stadt zu transportieren. Bereits Ende April waren sie alle verspeist. Zu einem späteren Zeitpunkt der Belagerung sollten die Einwohner noch bereuen, ihre Lasttiere so gierig verzehrt zu haben. Im Mai machte man sich über die Pferde her; der Stadtrat beschloss, dass diese von Metzger geschlachtet und verkauft werden mussten, und legte Preise fest, die natürlich unter dem lagen, was man aufgrund von Angebot und Nachfrage zu diesem Zeitpunkt auf dem freien Markt bekommen hätte.

Dennoch schnellten die Preise für Pferdefleisch im Juli und August trotz strenger Aufsicht in die Höhe; jeder Teil eines Pferds wurde verkauft, auch der Kopf und die Eingeweide. Sancerre stand mit dem Rücken zur Wand. Léry berichtet, dass man der Meinung war, Pferd sei besser als Esel oder Maultier, und es sei besser gekocht als gebraten. Das erzählt er ganz kühl, vielleicht aber auch mit einer Prise Galgenhumor.

Als Nächstes kamen die Katzen an die Reihe, „und binnen fünfzehn Tagen hatte man alle aufgegessen“. Es folgten die Hunde, auch diese „wurden nicht verschont … und genauso selbstverständlich gegessen wie in anderen Zeiten die Schafe“. Und auch Hundefleisch verkaufte man (Léry führt sogar die Preise auf). Die Menschen kochten die Hunde mit Kräutern und Gewürzen und aßen das gesamte Tier. „Die Oberschenkel gerösteter Jagdhunde fand man besonders zart, und man aß sie wie Hasenrücken.“ Nun gingen viele Menschen dazu über, „Ratten, Maulwürfe und Mäuse zu jagen“; bei armen Kindern waren vor allem Mäuse sehr beliebt: „Man briet sie über Kohle, meist ohne sie zu häuten oder auszunehmen, und verschlang sie mit unglaublicher Gier – ‚essen‘ kann man das kaum nennen. Für die armen Menschen bedeutete jeder Schwanz, jeder Fuß, jede Haut einer Ratte Nahrung.“

Am 2. Juni beschloss man endlich, einen Teil der Armen aus der Stadt zu vertreiben, obwohl Hunger und Krankheit ihre Zahl bereits stark dezimiert hatten. Am selben Abend gingen „etwa siebzig von ihnen aus eigenen Stücken“. Die tägliche Ration an Brot wurde nun auf ein halbes Pfund pro Person und Tag gesenkt, unabhängig von

Rang oder sozialer Stellung. Das galt auch für Soldaten. Acht Tage später wurde diese Ration auf nur noch ein Viertel Pfund reduziert und dann auf ein Pfund pro Woche. Ende Juni war der Mehlvorrat aufgebraucht.

Aber der Einfallsreichtum der hungernden Sancerrois war damit noch nicht am Ende – fantasievoll, wie sie waren, taten sie eine neue Nahrungsquelle auf: Leder und Häute von „Ochsen, Kühen, Schafen und anderen Tieren“. Diese wurden gewaschen, gespült und abgeschabt, und dann konnte man sie langsam kochen oder sogar „auf dem Grill braten, wie Kutteln“. Durch Zugabe von etwas Fett stellten einige Leute „Frikassee und Topfpastete her, andere tunkten sie in eine Vinaigrette“. Léry beschreibt detailliert, wie man Tierhäute zum Verzehr zubereitete; dabei stellt er beispielsweise fest, dass Kalbsleder ungewöhnlich „zart und delikat“ ist. Alle möglichen Arten von Häuten und Leder wurden „an den Marktständen zum Verkauf feilgeboten wie Kutteln“ – und sie waren entsprechend teuer.

Bald aßen die Belagerten „nicht nur weißes Pergament, sondern auch Briefe, Urkunden, gedruckte Bücher und Handschriften“. Diese wurden gekocht, bis sie klebrig genug waren, um eine Art „Frikassee wie mit Kutteln“ zuzubereiten. Doch die Suche nach Nahrung ging weiter. Die Hungernden aßen die Felle von Trommeln und sogar den verhornten Teil der Hufe von Pferden, Rindern und anderen Tieren. Lederne Geschirre und alles, was man sonst aus Leder hergestellt hatte, wurde gekocht, man sammelte auf der Straße alte Knochen auf und nahm überhaupt alles mit, was „auch nur etwas Feuchtigkeit oder Geschmack besaß“, wie Unkraut und Sträucher. In der Nacht bewachten die Einwohner ihre Gärten.

Doch der Hunger wurde immer schlimmer, und weitere Grenzen fielen. Die Belagerten aßen Stroh und Kerzenfett, sie stellten Pulver aus Nussschalen her und buken damit eine Art Brot. Sie zerkleinerten und mahlten Schiefer; durch Hinzugabe von Wasser, Salz und Essig wurde daraus eine essbare Paste. Der Kot derjenigen, die nur Gras und Unkraut aßen, war wie Pferdemist: „Ich kann bestätigen“, behauptet Léry (auch wenn das kaum zu glauben ist und auf die Klagelieder Jeremias anzuspielen scheint), „dass man menschliche Exkremente sammelte, um sie zu essen“ – und dies waren Leute, die sich früher nur das zarteste Fleisch munden ließen. Einige aßen „mit großer Gier“ Pferdemist, andere gingen durch die Straßen und suchten „jede Art von Unrat“ zusammen, dessen „Gestank allein genug war, um diejenigen, die damit umgingen, zu vergiften – von denjenigen, die ihn aßen, ganz zu schweigen“.

Der letzte Schritt war der Kannibalismus, und dazu muss es schon gekommen sein, bevor Léry davon wissen konnte. Als er auf dieses Thema kommt, zitiert er zunächst Levitikus 26 und Deuteronomium

28, wo erzählt wird, wie Hungernde bei einer Belagerung ihre Kinder aßen; Léry schreibt, die Leute von Sancerre hätten „zugesehen, wie dieses ungeheure … Verbrechen innerhalb ihrer Mauern begangen wurde. Denn am 21. Juli wurde entdeckt und bestätigt, dass ein Weinbauer namens Simon Potard, seine Frau Eugène und eine alte Frau, die bei ihnen wohnte, mit Namen Philippes de la Feuille, die man sonst als l'Emerie kannte, Kopf, Gehirn, Leber und Innereien der etwa dreijährigen Tochter gegessen hatten, welche an Hunger gestorben war". Léry sah mit eigenen Augen die Überreste ihres Körpers, unter anderem „die gekochte Zunge und Finger" und andere Teile, die sie gerade essen wollten, als man sie in flagranti erwischte. Und er war sich auch nicht zu schade, all die kleinen Körperteile aufzuzählen, die man „mit Essig, Salz und Gewürzen vermengt" in einem Topf fand, den sie gerade „auf den Ofen stellen" wollten. Zwar hatte er bereits in Brasilien „Wilde" kennen gelernt, „die ihre Kriegsgefangenen aßen", aber das hatte ihn nicht annähernd so schockiert.

Das Paar und die alte Frau wurden sofort verhaftet und waren geständig, schworen jedoch, sie hätten das Kind nicht getötet. Potard behauptete, dass l'Emerie ihn zu dieser Schandtat überredet hatte. Dann hatte er den Leinensack mit dem Leichnam des kleinen Mädchens geöffnet, es zerstückelt und die Teile in einen Kochtopf gelegt. Seine Frau bestand darauf, dass sie erst dazugekommen sei, als ihr Mann und die Alte bereits beim Kochen waren. Dabei hatten die drei noch am Tag ihrer Festnahme die übliche Ration erhalten, die die Behörden als ausreichend ansahen, um über den Tag zu kommen: ein wenig Kräutersuppe und Wein.

Der Stadtrat beschäftigte sich ein wenig mit dem Leben der Potards und fand heraus, dass sie den Ruf hatten, „Säufer, Vielfraße und grausam gegenüber ihren anderen Kindern" zu sein; außerdem hatten sie bereits zusammen gelebt, bevor sie geheiratet hatten. Man stellte sogar fest, dass sie aus der reformierten Kirche exkommuniziert worden waren und dass Simon Potard einen Mann getötet hatte. Nun war es am Rat, schnell zu handeln. Simon Potard wurde verurteilt, lebendig verbrannt zu werden, seine Frau wurde erwürgt, und l'Emerie, die am Tag nach ihrer Festnahme gestorben war, wurde exhumiert und ihr Leichnam verbrannt.

Damit keiner seiner Leser auf die Idee kommt, diese Strafe sei zu hart, merkt Léry an, man solle „daran denken, in welchem Zustand sich Sancerre bereits befand, und die Folgen, die es gehabt hätte, jemanden, der sein Kind gegessen hatte, weniger schwer zu bestrafen", selbst wenn das Mädchen schon tot gewesen war: „Denn es stand zu befürchten – wir hatten bereits die ersten Vorzeichen gesehen –, dass im Zuge des schlimmer werdenden Hungers Soldaten und Einwohner

sich nicht mehr damit zufrieden gegeben hätten, die Leichen derer zu verspeisen, die eines natürlichen Todes, an den Folgen des Kriegs oder auf andere Weise gestorben waren, sondern sich bald auch gegenseitig dazu getötet hätten.“ Wer nie wirklichen Hunger erlebt habe, könne ohnehin nicht verstehen, was dieser in einem Menschen anrichte; so berichtet er von einem kuriosen Gespräch: Eine hungernder Sancerrois habe ihn gefragt, ob er etwas Böses gegen Gott täte, wenn er die „Gesäßbacken“ *(fesse)* von jemandem äße, der gerade getötet worden sei; dieser Körperteil erscheine ihm „besonders wohlgestaltet“ *(si belle)*. Bereits die Frage tat Léry als „abscheulich“ ab, und er antwortete dem Mann ohne Umschweife, dadurch würde er übler als ein wildes Tier.

In der Zwischenzeit hatte man noch mehr arme Leute aus der Stadt geworfen, nach einer großen „Säuberungswelle“ im Juni. Doch wie zu erwarten, schnitten ihnen die Belagerer an ihren Gräben den Weg ab; ein paar wurden getötet, andere verletzt, sicherlich verstümmelte man einigen die Gesichter, und trieb man den Rest mit Stöcken zurück zur Stadtmauer. Da man sie nicht mehr in die Stadt ließ, lebten die Ausgestoßenen eine Weile von zusammengesuchten Traubenknospen, Unkraut, Weinbergschnecken und roten Nacktschnecken. Am Ende „starben die meisten von ihnen zwischen Gräben und Wassergraben“. Dabei war es in der Stadt inzwischen nicht weniger schlimm; auch dort starben Menschen zu Hause und auf der Straße, vor allem Kinder: „Fast alle unter zwölf Jahren starben“, während ihnen die Knochen manchmal „bereits durch die Haut stachen.“

Ende Juni wurden die Stimmen derer, die forderten, dass Sancerre kapitulieren solle, immer lauter. Doch die Stadt war noch immer fest in den Händen der religiösen Hardliner, der wohlhabenderen Bürger und der Soldaten. Man wies die Beschwerdeführer an, den Mund zu halten oder die Stadt zu verlassen. Sonst werde man sie von den hohen Stadtmauern werfen. Sancerre war eine Insel in einem riesigen Land feindlicher Katholiken, und doch gab es immer wieder Menschen, die so verzweifelt waren, dass sie die Stadt heimlich verließen und versuchten, sich am Feind vorbeizustehlen. Die meisten erwartete der sichere Tod, aber der wartete ja früher oder später auch innerhalb der Festung auf sie. Noch am 30. Juli marschierten 75 Soldaten durch die Straßen und taten ihren Willen kund, „um der Erhaltung der [wahren] Kirche willen“ durchzuhalten. Aber sie waren eine Minderheit, denn zu diesem Zeitpunkt verfügte Sancerre über mindestens noch 325 weitere Soldaten. Am 10. August schließlich verkündeten die verzweifelten Hauptleute der Garnison, erschüttert durch die Gerüchte über große Verluste seitens der Hugenotten in anderen Teilen Frankreichs, ihre Armee sei bereit, sich zu ergeben. Sie wollten lieber durch das Schwert sterben als an Hunger. Es kam zu

einer leidenschaftlichen Debatte im Stadtrat; die Anwesenden gerieten in Streit und zückten sogar Schwerter und Dolche. Aber bis zum nächsten Tag setzte sich dann doch noch der gesunde Menschenverstand durch.

Man hatte bereits informelle Verhandlungen mit dem Feind aufgenommen, und diese ergaben nun, dass der Kommandant der Belagerer, La Châtre, bereit war, ihr Leben zu verschonen. Über eine Woche dauerten die Verhandlungen. In einem Umkreis von fünfzig Kilometern rund um Sancerre war die Landschaft regelrecht verwüstet. Schließlich wurden Kapitulationsbedingungen festgelegt und am 19. jenes Monats akzeptiert.

Inzwischen hatte sich das politische Klima gewandelt, und in Übereinstimmung mit einem neuen Mandat des Königs würden die Sancerrois Gott auch weiterhin als Hugenotten anbeten dürfen. Man würde die Ehre und Keuschheit der Frauen respektieren. Es würde keine Beschlagnahmen geben, alle würden die vollen Eigentumsrechte an all ihren Gütern und Ländereien behalten. Der belagernden Armee war im Gegenzug allerdings eine Summe von 40.000 Livres auszuzahlen, als Sold für ihre Soldaten. Diese Summe war indes so hoch, dass selbst die wohlhabenden Familien sie nicht ohne Weiteres aufbringen konnten; man gewährte den Bewohnern der Stadt daher die Möglichkeit, all ihre beweglichen Güter zu veräußern.

Am 20. August kamen zum ersten Mal seit langer Zeit von außerhalb wieder Brot und Fleisch in die Stadt. Und im geschäftigen Treiben, das nun einsetzte, war Léry der Erste, den man aus Sancerre hinausließ. Obwohl er für die Belagerten die Kapitulationsverhandlungen geführt hatte, erhielt er einen Sonderausweis und wurde von mehreren Soldaten begleitet – La Châtre fürchtete, Léry könne angegriffen werden, denn schließlich war er ein hugenottischer Pfarrer. Zudem beharrten die Feinde darauf, er sei es gewesen, der den Sancerrois beigebracht habe, zu überleben, indem sie Leder und Tierhäute aßen. Aus der Stadt hinaus folgten Léry die Soldaten der Hugenotten, von denen einige von ihren Frauen und Kindern begleitet wurden.

Es scheint durchaus, als habe La Châtre seine Bedingungen für die Kapitulation in gutem Glauben angeboten. Aber er musste dringend fort zu einem königlichen Einsatz in Polen, und für die Minister des Königs erwies es sich als nahezu unmöglich, die ausgehandelten Bedingungen durchzusetzen. Zu stark war der Hass der Belagerer, und Sancerre bot Plünderern reiche Beute.

Ende August kamen Priester und Mönche in die Stadt. Katholiken begannen damit, Mauern und Verteidigungsanlagen einzureißen. Sie entfernten die städtische Uhr, die Glocken „und alle anderen Anzeichen“ einer geschäftigen Gemeinde und reduzierten Sancerre

damit de facto auf das Niveau eines Dorfs. Viele Häuser (vor allem solche, die leer standen) wurden geplündert und ihres Mobiliars beraubt. Schon bald erpresste man von allen Einwohnern, die Sancerre verlassen wollten, Lösegeld. Und denen, die blieben, nahm man nicht nur einen Teil ihrer Besitztümer, sondern sie mussten obendrein eine Sondersteuer zahlen, so dass die meisten am Ende vollkommen mittellos waren. Und als wäre das noch nicht genug, wurde schließlich auch noch ihre Kirche unterdrückt. Das Schicksal des Calvinismus in Frankreich sollte sich anderswo entscheiden – in Paris, La Rochelle oder Rouen.

Gleich nach ihrer Veröffentlichung machten Lérys Memoiren aus der Belagerung von Sancerre ein legendäres Ereignis des Widerstands, besonders unter Hugenotten. Was die Leser mehr faszinierte als alles andere, waren die seltsamen Dinge, die die Menschen während der Hungersnot verspeist hatten. Hatte man wirklich Schiefermehl gegessen? Einige dieser Schilderungen waren jenseits des Vorstellbaren. Dennoch schauten sich die Pariser einiges davon ab.

Der Hugenottenpfarrer gab seine Memoiren so schnell in den Druck, dass wir annehmen können dass einige Darstellungen darin ziemlich übertrieben sind, vor allem was das Ausmaß des Bombardements gegen Sancerre betrifft. Die Grundzüge der Belagerung aber sowie die Schilderungen der furchtbaren Hungersnot stimmen komplett mit dem überein, was wir über Belagerungen im 16. und 17. Jahrhundert und ihre Folgen wissen.

Paris (1590)

Die Heftigkeit der religiösen Konflikte konnte Kriege verlängern, aber an der technischen Seite der Kriegführung änderte sie nichts. Eine Belagerung blieb eine Belagerung; das galt auch für diejenige, unter der im Frühjahr und Sommer 1590 Paris zu leiden hatte.

Zu diesem Zeitpunkt war aus den Hugenottenkriegen bereits ein Kampf um dynastische Erbfolgen geworden. Im Jahr zuvor hatte man König Heinrich III. ermordet, und der rechtmäßige Thronanwärter, Heinrich von Navarra, war Protestant. Und dagegen, dass ein Protestant auf den Thron kam, wehrten sich die rivalisierenden Familien Guise und Bourbon und natürlich die Oberhäupter der mächtigen Katholischen Liga. De facto hieß es von deren Seite: „Nur über unsere Leiche!“ Und genau darauf schien es hinauszulaufen, als Heinrich IV., der Protestant, eine Armee von 20.000 Mann gegen sie in den Krieg führte.

Beflügelt von seinen kürzlichen Triumphen bei Ivry und Mantes, stand Heinrich im April 1590 mit seiner Armee vor den

Außenbezirken von Paris, wild entschlossen, die Stadt zu belagern und eine Blockade zu verhängen. Doch leicht werden würde das nicht. Denn selbst für eine Reiterei von 3000 bis 5000 Kavalleristen war Paris mit seinem Umkreis von knapp fünfzig Kilometern ziemlich groß, ganz zu schweigen von anderen Hindernissen wie der Notwendigkeit, die ganze Region Tag und Nacht zu überwachen, und der möglichen Bestechung von Soldaten. Und dann war da noch der hartnäckige Widerstand der Pariser. So postierte Heinrich, um zunächst einmal den Verkehr auf der Seine zum Erliegen zu bringen, auf beiden Ufern des Flusses an verschiedenen Punkten Kanonen, die kein Boot, das Nahrungsmittel in die Stadt bringen wollte, vorbeiließen.

Paris und seine 220.000 Einwohner bereiteten sich darauf vor, durchzuhalten. Die Stadt besaß Weizenreserven für lediglich einen Monat und nur etwa 1500 große Fässer Hafer. Nahezu unverzüglich stiegen die Lebensmittelpreise, und in verschiedenen Teilen der Stadt wurden einzelne Bäckereien ausgewählt, die den armen Mitbürgern Brot zu einem günstigeren Preis verkauften. 3000 Landsknechte wurden angeheuert und in die Stadt gebracht, um die Verteidigung zu verstärken. In den Pariser Vororten riss man zahlreiche Gebäude ab, damit sich der Feind dort nicht würde verschanzen können; und der Kommandant der Verteidigung, der Herzog von Nemours, verteilte 65 Geschütze entlang der Stadtmauer, die auf das Feuer aus Heinrichs Kanonen antworten sollten. Und man traf noch eine weitere, eher unschöne Maßnahme, um bei der bevorstehenden Belagerung länger durchhalten zu können: Ein Augenzeuge erwähnt, dass die Behörden die Ausweisung von „30.000 Bauern, unnützen Essern und Bettlern anordneten – Menschen, die größtenteils vom Feind in die Stadt gezwungen worden waren“. Aber die Behörden versäumten, sicherzustellen, dass das auch geschah, und die für die Deportation Zuständigen taten einfach – nichts. Später versuchten sie dies mit der „Ehre und Würde“ von Paris zu entschuldigen, trotz der Tatsache, wie unser Zeuge berichtet, „dass diese Maßnahme bei solchen Gelegenheiten in allen anderen gut regierten Städten schon immer üblich war“. Das Resultat war eine akute Nahrungsmittelknappheit.

Vorstädte und Umland von Paris wurden von nun an zum Schauplatz täglicher Überfälle, Scharmützel, Raubzüge und Artilleriesalven. So vergingen der Mai und der Juni, und dann sorgte der Mangel an Geld für Soldaten und Versorgungsgüter bereits für Unmut und heftige interne Auseinandersetzungen, und zwar auf beiden Seiten. Immer öfter sah man Soldaten von Heinrich, die in zerlumpter Kleidung herumliefen und zeitweise nichts zu essen hatten. In Paris mussten der Adel, die Reichen und die zahlreichen wohlhabenden ausländischen Botschafter und französischen

Provinzbischöfe in ihre eigenen Taschen greifen, um die Soldaten zu bezahlen, die man zur Verteidigung der Stadt angeworben hatte. Und man zwang die Kirchenoberen, alles entbehrliche Silber zu spenden, wiederum zur Entlohnung der Söldner und für die Nahrungsmittelversorgung. Bernardino de Mendoza, der spanische Botschafter, begann, den Armen täglich große Kessel mit Haferbrei zu stiften. Die Kapuziner, die Jesuiten und alle anderen Orden in der Stadt mussten ihre gesamten Lebensmittelvorräte sichten und inventarisieren lassen, und darüber waren sie alles andere als glücklich. Ihrer Bereitschaft, gegen den „Ketzer“ Heinrich IV., den Usurpator, zu kämpfen, tat das indes keinen Abbruch.

So bekannt beziehungsweise berüchtigt die Belagerungen von Sancerre und Siena zu ihrer Zeit auch waren – keine große europäische Stadt, die sich einer langwierigen Blockade ausgesetzt sah, zog ihre Lehren daraus. Mit der möglichen Ausnahme von Turin im Jahr 1706 scheinen die lokalen Behörden nirgends im Vorfeld genug Nahrungsmittel gehortet zu haben, um einen geplanten Widerstand durchzuhalten. Und das lag vor allem daran, dass es zu wenig öffentliche Mittel gab. Das Steueraufkommen war einfach zu gering, um genügend Vorräte zu kaufen; dazu kamen oftmals noch kommunale Schulden. In der Regel brachte man die Besitzenden dazu, gerade einmal so viel zum Gemeinwesen beizusteuern, wie es brauchte, um die Mittellosen zu ernähren.

Im Juli hatte es Heinrich doch wieder geschafft, irgendwoher Geld aufzutreiben und seinen zerlumpten und unzufriedenen Belagerern 2000 Infanteristen aus der Gascogne und 800 Kavalleristen an die Seite zu stellen. Langsam wurde es eng für die Hauptstadt Frankreichs: Am 9. Juli eroberten seine Soldaten St. Denis, einen wichtigen Vorort mit einer Garnison der Katholischen Liga; dort hatten die Folgen des Hungers bereits jeden Widerstand erstickt. Hier kündigte sich bereits an, dass es der Hunger war, der Paris zu Fall bringen würde, und nicht etwa Heinrichs Geschütze, die viel zu dünn gesät waren und zu weit von den wirklich wichtigen Zielen entfernt standen, als dass sie ernsthaften Schaden hätten anrichten können.

Bereits zehn bis zwölf Tage nach Beginn der Belagerung, also spätestens Anfang Mai, begannen Scharen hungriger Pariser, sich zu beschweren. Der städtischen Elite war sofort klar, was sie gegen die herrschenden Ängste zu tun konnte: religiöse Prozessionen, nächtelange öffentliche Gebete und außerordentliche Gottesdienste in den Pfarrkirchen. Doch als sich der Hunger zu einer echten Hungersnot auswuchs, reichten Litaneien und Rituale nicht mehr aus, um die Menschen ruhigzustellen. Ein anonymer Zeuge teilt uns mit, dass Botschafter Mendoza, eine der tragenden Säulen der Katholischen Liga in Paris, große Mengen „Pfennige mit dem Wappen Spaniens

darauf prägte, die er dann an Straßenkreuzungen in die Menge werfen ließ, so dass die Bevölkerung rief: ‚Es lebe der König von Spanien! '“ Um den Widerstand zu stärken, begann der päpstliche Legat in Paris, Kardinal Gondi, großzügig Ablässe zu verteilen und Sünden zu vergeben.

Inzwischen kam es für die Hardliner zu peinlichen Szenen. Als das Jesuitenkolleg aufgefordert wurde, den Behörden zur Inventur die Tore zu seinen Lebensmittelspeichern zu öffnen, wandte sich der Vorsteher an den päpstlichen Legaten, um eine Ausnahmegenehmigung zu beantragen. Der Vorsitzende der Kaufmannsvereinigung wollte indes nichts davon wissen und fragte den Jesuiten: „Warum solltet Ihr vom Inventar befreit werden? Ist Euer Leben mehr wert als unseres?“ Der Priester musste nachgeben, und es stellte sich heraus, dass die Jesuiten in ihrem Lager genug Getreide und Zwieback für ein ganzes Jahr hatten sowie „große Mengen gesalzenen Fleisches, das getrocknet war, um es haltbar zu machen; tatsächlich hatten sie mehr Lebensmittel in ihrem Haus als die vier besten Häuser von Paris“. Unser Berichterstatter teilt uns im Zuge dessen mit, dass jede religiöse Einrichtung in Paris über genügend Nahrungsmittelvorräte für mindestens ein Jahr verfügte. Dazu gehörten „auch die Kapuziner, die vorgeben, nur von dem zu leben, was sie Tag für Tag erhalten, und nichts für morgen aufbewahren, weil sie [angeblich] all ihre Überschüsse den Armen geben. Nun stellte sich heraus, dass sie gut versorgt waren, was viele Leute erstaunte“.

Sobald man den Klerus und die Ordenshäuser auf Linie gebracht hatte, damit sie bei der Versorgung der Hungernden halfen, beschäftigten sich die Behörden eingehender mit den Armen. Sie stellten fest, dass es zwei verschiedene Arten armer Haushalte gab – und zählten sie: 7500 verfügten über ein wenig Geld, fanden aber kein Brot, das sie sich leisten konnten, und 5000 waren komplett mittellos. Der Klerus erklärte sich bereit, die Mittellosen fünfzehn Tage lang einmal täglich zu verköstigen und die, die immerhin ein wenig Geld hatten, fünfzehn Tage lang zu subventionieren, damit sie sich täglich ein Pfund billiges Brot kaufen konnten. Dieses Brot war eigens mit einem Stempel versehen, der das Stadtwappen zeigte – so sollten die Menschen daran erinnert werden, dass sie das Brot in erster Linie dem regierenden Stadtrat zu verdanken hatten.

Und an dieser Stelle geht es auf einmal um Haustiere, um die Hunde und Katzen der Stadt. Drei Tage, bevor die Nahrungsmittel verteilt wurden, befahl man allen Armen – also allen, die Almosen erhalten wollten –, ihre Katzen und Hunde zu einen bestimmten Depot zu bringen: „Eine bestimmte Anzahl wurde dann getötet und mit Kräutern und Wurzeln in großen Töpfen gekocht … Dieser Eintopf

wurde dann an die Armen ausgeteilt. Jeder erhielt eine kleine Portion Hunde- und Katzenfleisch sowie eine Unze Brot. Die nicht ganz so Armen erhielten ein Pfund gewöhnliches Brot für 6 Sous, solange der Vorrat reichte, und danach Zwieback für 8 Sous das Pfund. Nachdem die fünfzehn Tage vorüber waren, hatte der Klerus sein Soll erfüllt."

Der Urheber dieses mit spürbarem Widerwillen dargebotenen Berichts war ein Sympathisant König Heinrichs, der den Angehörigen der Katholischen Liga folglich äußerst kritisch gegenüberstand. Dennoch erscheint seine Darstellung der Ereignisse nicht übertrieben oder verzerrt.

Im Juli befand sich Paris inmitten einer existenziellen Krise. Man schickte Polizisten an die Stadtmauern, wo sie sich mit Heinrichs Offizieren treffen sollten, um darum „zu bitten, dass seine Majestät es erlaube, einige der armen Leute aus der Stadt zu lassen". Der König lehnte die Bitte rundheraus ab und erklärte, dass „nicht eine einzige Person" die Stadt verlassen dürfe. Später änderte er seine Meinung: Als er hörte und sah, was in Paris vor sich ging, gewährte er der Stadt den Abzug von 3000 Menschen; statt dieser drängten dann jedoch an die 4000 Hungernde aus den Toren, und die Belagerer mussten dem Flüchtlingsstrom mit Gewalt Einhalt gebieten.

Pierre Corneio (= Cornejo), ein Pariser aus Spanien und glühender Unterstützer der Liga, berichtet, dass auch die „Bequemen und Reichen" litten. Statt ihres üblichen „zarten Fleischs" mussten sie nun „Haferflocken Brot, Esel, Maultier- und Pferdefleisch essen, denn selbst davon gab es wenig, und es war sehr teuer". Ende Juli/Anfang August gingen die Nahrungsmittelvorräte rapide zur Neige, und „allen Ruhm und Glanz der Stadt, schöne Wandteppiche, silbernes Geschirr, Juwelen und Edelsteine, wunderschöne Wagen, Kutschen und Pferde von der Art, wie sie Herren und Damen zu tragen pflegen: All diese tauschte man ein gegen … Kochtöpfe für Haferschleim, gegen ohne Salz gekochtes Gras und Unkraut und gegen Portionen von Pferde-, Esel- und Maultierfleisch, von dem diese armen Christenmenschen nun leben mussten. Man verkaufte die gekochten Felle und Häute dieser Tiere und aß sie mit einem solchen Appetit, als sei es das beste Fleisch auf der Welt".

Die Kommandanten von Paris kämpften weiter, bis in die zweite Septemberwoche hinein, und so lange hatten sie und ihre Söldner genug zu essen – zumindest so viel, ‚dass sie gegen Heinrichs Belagerer durchhielten. Dann jedoch wurden selbst einige zuvor relativ betuchte Kämpfer Opfer der Hungersnot; solchermaßen vom einen Extrem ins andere zu schlittern, brach bei vielen den Willen zum Widerstand.

Längst waren sämtliches Gras und Unkraut aus der Stadt verschwunden – ausgerissen und verspeist; die privaten Gärten waren

entweder all ihres Grüns beraubt oder wurden streng und – wie wir wohl annehmen dürfen – unter Waffengewalt bewacht. Im Rahmen seiner Schilderung der Nöte der Reichen erinnert Corneio auch an Lérys Memoiren und die Behauptung, die Leute von Sancerre hätten Schiefer- und Steinmehl gegessen, das sie (wie er hinzufügt) mit Wein vermischt hätten. Aber die Sancerrois, so Corneio, „waren wenige und fast alle waren Kämpfer und Soldaten".

Die Armen trugen ihren Unmut auf die Straße und verlangten lautstark nach Brot. Aber da sie das, was sie eigentlich wollten, nur bekommen konnten, wenn die Stadt vor Heinrich IV. kapitulierte, trieb man sie brutal auseinander. Ein weiterer Volksaufstand, am 9. August, wurde ebenfalls niedergeschlagen, die Aufständischen wurden als Ketzer angeklagt. Man schlug sie, sperrte sie ein, zwang sie, sich freizukaufen, und einige wurden sogar gehängt. Die Zahl der Betenden stieg in Paris exponentiell an, aber ebenso die Zahl derer, die verhungerten, vor allem nachdem die fünfzehntägige Verköstigung der Armen durch den Klerus vorüber war. Und jetzt, so Corneio, „lagen an manchen Tagen 100, 150 und manchmal sogar über 200 Leichname Hungers Gestorbener in den Straßen".

Mittlerweile aßen die noch Lebenden die furchtbarsten Dinge. Am 15. Juni unterbreitete der spanische Botschafter, der den grausamen Hunger der spanischen Soldaten in den Niederlanden der 1570er-Jahre miterlebt hatte, dem Stadtrat einen bemerkenswerten Vorschlag: Um Nahrung für die Bedürftigen zu schaffen, empfahl er, die Knochen der Toten vom Cimetière des Innocents zu mahlen; vermische man das Knochenmehl mit Wasser, könne man eine brotartige Masse herstellen. Keiner der Anwesenden scheint dem Vorschlag widersprochen zu haben. Bei eben dieser Gelegenheit war es wohl, dass Mendoza von einem Vorfall erzählte, bei dem die Perser kürzlich die Insassen einer türkischen Festung dazu gebracht hätten, eine Substanz aus „zermahlenen und pulverisierten Knochen" zu essen.

Die zahlreichen armen Pariser hatten bereits gekochte Tierhäute, Gras, Unkraut, Müll, Ungeziefer, die Schädel von Hunden und Katzen und jede Art von Unrat verzehrt, und nun aßen sie sogar die Knochen ihrer Toten, in Form von Brot aus Knochenmehl. Gleichzeitig gab es eindringliche Berichte über Fälle von Kannibalismus. Ein anonymer Zeitzeuge erzählt ganz detailliert von einer Pariserin, deren zwei Kinder verhungerten, und das, obgleich sie reich war. Sie zerstückelte, kochte und aß sie auf. Das moralische Klima in der Stadt nahm solche Formen an, dass hier und da offen über die Möglichkeit des Kannibalismus diskutiert wurde. Pierre de l'Estoile schreibt: „Gegen Ende [der Belagerung] … begannen die Barbarischsten von ihnen …, Kinder und Hunde durch die Straßen zu jagen … Und drei wurden tatsächlich auch gegessen." Und er behauptet, gehört zu haben, wie

„ein bekannter Katholik“ die Meinung vertrat, dass einem „durch den Verzehr eines Kindes weniger Gefahr“ im Jenseits drohe als „wenn man einen Ketzer [wie Heinrich IV.] anerkennt“.

Im Hinblick auf solch extreme Ängste und Wut seitens der Angehörigen der Katholischen Liga – wie sollte es da noch möglich sein, rationale Entscheidungen zu treffen? War es da überhaupt möglich, dass die Hardliner irgendeine Art der Verständigung mit Heinrich IV. erreichten?

Die Stadt schien kurz vor dem Selbstmord, und die unnachgiebigen religiösen Führer gaben noch immer den Ton an. Doch das Ende sollte kommen, und zwar schon bald. Und es stellte sich heraus, dass die Lösung in den Verschlingungen der internationalen Politik lag.

Der König von Spanien, seines Zeichens erbitterter Gegner des „Ketzerkönigs“ und Sympathisant der französischen Katholischen Liga, befahl seinem General, dem Herzog von Parma, mit der Flandernarmee nach Frankreich einzumarschieren und Heinrichs Armee anzugreifen. Doch Parma hatte mit seiner Sisyphus-Arbeit im Norden alle Hände voll zu tun, und so schickte er zunächst nur 3000 bis 4000 Mann zum Herzog von Mayenne (Charles de Guise), dessen Armee der Katholischen Liga viel zu klein war, als dass sie gegen die Belagerer rund um Paris etwas hätte ausrichten können. Die Appelle an ihn wurden immer eindringlicher, und schließlich gab der Herzog von Parma nach: Mitte August fiel er endlich mit einer 14.000 Mann starken Armee in Frankreich ein. Am 23. August vereinigte er seine Armee in Meaux mit Mayennes 10.000 Infanteristen und 2000 Kavalleristen. Und so musste Heinrich IV. seine stark angeschlagene Armee von 27.000 Mann von Paris abziehen – dabei hatten diese fest damit gerechnet, die Stadt plündern zu können. Er zog eilends gegen Parma, denn er hoffte zu diesem Zeitpunkt noch, diesen schnell zu besiegen und dann die Belagerung fortsetzen zu können. Als die Pariser mitbekamen, dass Heinrichs Truppen den Schauplatz verließen, verließen sie sofort die Stadt, um nach Nahrung zu suchen. Schockiert mussten sie feststellen, dass die ganze Region im Umkreis von vielen, vielen Meilen „in den vier Monaten, da dort die Belagerer gehaust hatten, vollkommen kahlgefressen worden war“.

Heinrich musste einsehen, dass er im Herzog von Parma, dem Spross einer berühmten Papstfamilie (der Farnese), einen ebenbürtigen Gegner gefunden hatte. Dieser Mann weigerte sich schlichtweg, seine Soldaten kämpfen zu lassen, außer er war überzeugt davon, dass die Umstände es ihm ermöglichten, dem Gegner eine vernichtende Niederlage beizubringen. So kam es zunächst zu keinerlei Kontakt zwischen den beiden Armeen. Um den 1. September herum musste der König einsehen, dass die Einnahme von Paris ein Wunschtraum bleiben würde. Dennoch hatte sein Tross

2000 Sturmleitern dabei, und damit man diese nicht umsonst mitgeschleppt hatte, unternahm er einen verzweifelten letzten Versuch, die Mauern zu erstürmen. Am 9. September griffen seine Soldaten an, zwischen den Toren von St. Jacques und St. Marcel, doch er erlitt eine herbe Niederlage: 1300 bewaffnete Jesuitenpriester stellten sich Heinrichs Armee entgegen, „und bald wimmelten die Mauern geradezu von entschlossenen Verteidigern“. Der König zog sich zurück, und in Paris konnte man endlich damit beginnen, die Toten zu zählen. Wenige später Jahre, 1593, konvertierte Heinrich öffentlich zum Katholizismus. Und nun sprach Paris ihm endlich die lang ersehnte Loyalität aus; andere französische Städte folgten bald dem Vorbild der Hauptstadt.

Im Zuge der Belagerung verhungerten nicht weniger als 13.000 Pariser; insgesamt ließen, Schätzungen zufolge, 30.000 oder noch mehr Menschen ihr Leben.

Generell lebten in den europäischen Städten der Frühen Neuzeit, mindestens 18–25 Prozent der Menschen von der Hand in den Mund und galten als arm oder mittellos. Die Steuerlisten von Florenz führen im 15. Jahrhundert ein Fünftel der städtischen Bevölkerung als „erbärmlich“ *(miserabili)* auf. In Lübeck und Hamburg waren um 1500 herum 20 bis 25 Prozent der Einwohner auf staatliche Hilfe angewiesen. Im Augsburg des Jahrs 1618 zählten die Steuerbeamten ganze 48 Prozent der Einwohner zur Klasse der Mittellosen. Und in den Niederlanden – wie auch anderswo in Europa – wandte „die durchschnittliche arme Familie die Hälfte all ihrer Einkünfte“ allein für Brot auf. Heute gibt die Unterschicht in Großbritannien etwa zwanzig Prozent ihres Einkommens für Lebensmittel aus; beim durchschnittlichen Deutschen sind es fünfzehn Prozent und bei den US-Amerikanern gerade einmal sieben Prozent des Monatseinkommens.

Zudem stiegen von dem Moment an, da eine Stadt belagert wurde, die Preise für Brot und andere Lebensmittel so stark an, dass es mitunter nur eine oder zwei Wochen dauerte, bis sich der Anteil der Armen an der Bevölkerung verdoppelte. So machte der Hunger aus ganz normalen Handwerkern und Bürgern in Nullkommanichts Bettler. Bei einer geschätzten Bevölkerung von 220.000 Menschen ist die Zahl von 30.000 Todesopfern im Falle von Paris durchaus realistisch. Sie starben an Hunger, Unterernährung, Krankheiten und den feindlichen Übergriffen der Soldaten vor den Toren der Stadt, wohin sich die Hungernden immer wieder wagten, um nach Nahrung zu suchen.

Augsburg (1634/35)

Im September 1634, als eine kaiserliche Armee Augsburg zu belagern begann, war König Gustav II. Adolf von Schweden bereits tot. Die Endstation seines 29 Monate dauernden Feldzugs durch Deutschland war im November 1632 das Schlachtfeld von Lützen bei Leipzig gewesen; Tilly und Pappenheim waren ebenfalls tot – genau wie Wallenstein, den man im Februar 1634 kaltblütig ermordet hatte.

Somit waren binnen weniger Jahre einige der brillantesten Heerführer des Dreißigjährigen Krieges von der Bildfläche verschwunden. Dieser Krieg raffte zahlreiche Generäle und tausende Adlige aus allen Teilen Europas dahin. Man mag sich kaum ausmalen, was er erst für die „kleinen Leute“ bedeutete. Im Jahr 1635 trat Frankreich unter Ludwig XIII. in den Krieg ein, um die Ambitionen der deutschen und spanischen Habsburger zu durchkreuzen, indem es die freibeuterische schwedische Armee unterstützte. Die Schweden waren die wichtigsten Verteidiger des Protestantismus und der größte Feind Ferdinands II., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

In Augsburg lebten zu Beginn des Kriegs etwa 45.000 Menschen; als die Belagerung der Stadt begann, hatten ein Drittel bereits ihr Leben gelassen, aufgrund von wiederholten Missernten, Hungersnöten und Krankheiten. Aber man darf deshalb nicht glauben, die Überlebenden hätten sich dadurch an Leid und Entbehrungen gewöhnt. Sie bissen die Zähne zusammen und kämpften. Aufs Neue beweisen sie, wozu Menschen in der Not fähig sind.

In der Stadt herrschte eine tiefe Kluft zwischen arm und reich. Die Mehrheit der Bevölkerung – niedere Handwerker in der Tuchindustrie – lebte stets am Rande des Existenzminimums und musste hungern, wenn die Ernte schlecht war. Sie achteten genau auf die Größe der Brotlaibe, darauf, ob sich das Wetter änderte, und auf die Erträge der Ernte. Im Januar 1622 war es aufgrund der herrschenden Brotknappheit zu Unruhen gekommen und Bäckereien waren geplündert worden. Aus Angst davor, dass dies noch einmal geschehen würde, war der Rat der Stadt dazu übergegangen, gelegentlich Getreide an die Bedürftigen auszuteilen.

Obwohl in der Stadt überwiegend Protestanten wohnten, genossen die hiesigen Katholiken hinsichtlich der Ausübung ihrer Religion eine gewisse Freiheit – bis das Restitutionsedikt von 1629 unter den Protestanten die Angst schürte, die Besitzrechte der lutherischen Kirchen in Augsburg könnten infrage gestellt werden. Diese Angst erwies sich zwar als unbegründet, doch zur Ruhe kamen die Bewohner trotzdem nicht. Im April 1632 eroberte die schwedische Armee die Stadt und richtete eine eigene Garnison ein. Die schwedischen Militärs machten den Katholiken schon bald das Leben schwer. Am 23. April wurden sie auf Befehl des schwedischen Königs aus der Stadtverwaltung entfernt. Am 3. Mai beschlagnahmten schwedische

Streitkräfte alle Waffen der „Papisten“. Im Juli verhängte man über alle Katholiken einen Hausarrest („bis auf Weiteres“), und allen, die bei den Jesuiten studierten, gab man zwei Tage, Augsburg zu verlassen – ansonsten drohte ihnen die Todesstrafe. Ein paar Monate später, im November, wurde ein Dekret erlassen, das den Katholiken unter Androhung der Todesstrafe untersagte, ihre Messen zu besuchen, ohne Ansehen des gesellschaftlichen Standes. Mit anderen Worten: Auch die reichen und vornehmen Leute mussten sich vorsehen.

Unterdessen beschlossen die Schweden, die Mauern zu befestigen und die Verteidigungsanlagen der Stadt durch Schanzen und andere Vorwerke weiter auszubauen. Am 15. Mai trafen etwa 4000 Soldaten in Augsburg ein, die sämtlich in den Häusern von Bürgern einquartiert wurden; mit ihrem Sold bezahlten sie für Speis und Trank. Drei Tage später begannen die neuen Machthaber, die Protestanten zu bewaffnen und alle wehrfähigen Männer in Milizen zu organisieren. Im Juli wurde aus jedem Haushalt eine Person auf die Baustellen vor den Stadtoren abkommandiert – man wollte das Tempo der Arbeiten an den Verteidigungsanlagen beschleunigen. Das Ganze war geradezu beispielhaft für die hektische Betriebsamkeit, die die schwedischen Truppen in Deutschland an den Tag legten. Die schwedischen Offiziere wussten genau, dass sie, so weit weg von ihrer Heimat, die meisten ihrer Soldaten sowie all ihre materiellen Ressourcen (wie Geld und Lohn in Naturalien) dort akquirieren mussten, wo sie sich gerade befanden. Wenn es dann einmal Hilfe aus dem Ausland gab, wie nun aus Frankreich, umso besser; aber diese Hilfe konnte nie und nimmer ausreichen, um alle Bedürfnisse der schwedisch geführten Armeen zu befriedigen.

Doch die Tatsache, dass die neu eingetroffenen Soldaten ihren Sold in Augsburg ausgaben, bedeutete mitnichten, dass neues Geld in die Stadt kam. Im Gegenteil: Das, was sie ausgaben, stammte aus der Erhöhung der örtlichen Verbrauchssteuer und einer neu eingeführten Kopfsteuer, aus missbräuchlichem Umgang mit dem System der Einquartierung und aus der Plünderung von Burgen, Häusern, Dörfern und Bauernhöfen in den Außenbezirken; dies betraf sogar das neunzig Kilometer entfernte Memmingen im Allgäu. Unter diesen Plünderungen litten bald auch die Augsburger, da die Diebstähle und Zerstörungen im Umland den Preis der Lebensmittel in die Höhe trieben. Zu den Übergriffen der schwedischen Truppen auf Nutzpflanzen und -tiere gesellte sich die Tatsache, dass der Krieg und das widrige Klima in diesem Teil von Bayern und Ostschwaben Anfang der 1630er-Jahre die Getreideproduktion bereits weitgehend zum Erliegen gebracht hatten. Wenn also 6000 Kavalleristen in den Dörfern rund um Augsburg einen Zwischenstopp einlegten, um sich dort fast

eine Woche lang einzuquartieren – wie geschehen am 27. Mai 1632 –, dann machte das eine ohnehin schon schwierige Situation nur noch schlimmer. Kurzum: Bereits zwei oder drei Jahre vor der Belagerung von 1634/35 hatte sich der Hunger, der unsichtbare Feind, seinen Weg in Richtung Augsburg gebahnt, und gleichzeitig verwandelten die Befehlshaber die Stadt in einen kleinen Garnisonsstaat.

Den Zusammenhang zwischen dem herrschenden Hunger und den Besatzern verdeutlicht ein militärischer Befehl vom 26. Juli 1632: Die ortsansässigen Bauern mussten tausende Bäume fällen, die einen dichten Kreis um Augsburg herum bildeten und von denen viele Früchte trugen. In logistischer Hinsicht sollte dieses Manöver dazu dienen, dem katholischen Feind die Möglichkeit zu nehmen, sich im dichten Grün zu verschanzen, und außerdem brauchte man das Bauholz für die Verteidigungsanlagen vor der Stadt. Dass sich die Bauern über die Zerstörung so vieler Bäume bitterlich beschwerten, nahm man nicht zur Kenntnis. Sie hatten gefälligst zu tun, was man ihnen sagte. Und dann, am 3. Januar 1633, kam die nächste Hiobsbotschaft: Alle verarmten Bauern, die in der Stadt Zuflucht gesucht hatten, mussten Augsburg verlassen; sie durften nur bleiben, wenn sie einwilligten, beim Bau der Verteidigungsanlagen vor der Stadtmauer zu helfen – für anderthalb Pfund Brot pro Tag. Acht Tage später war dieser Befehl indes schon wieder überholt: Nun sollten auf einmal alle fremden Bauern und Flüchtlinge die Stadt verlassen und an den Ort ihrer Herkunft zurückkehren. Die Versorgung mit Nahrungsmitteln wurde schwieriger, und des erzeugte neue Ängste.

Mittlerweile waren 4000 bis 5000 Soldaten bei Bürgern zu Hause einquartiert; das bedeutete, dass zwanzig Prozent der Stadtbevölkerung dem Militär angehörten. Und langsam begann man, sich darum zu streiten, wer Anspruch auf Lebensmittel – vor allem Getreide – hatte.

Bis April 1633 waren im ländlichen Hinterland von Augsburg eine große Zahl Pferde und Kühe dem endlosen Hin und Her plündernder schwedischer Truppen zum Opfer gefallen. zahlreiche Felder lagen brach. Und obwohl die Soldaten keine Beutestücke in der Stadt verkaufen durften, kümmerte sich kaum jemand um dieses Verbot – am allerwenigsten die Offiziere. Die Straßen und Plätze von Augsburg wimmelten von erbeuteten Pferde und Rindern und von Karren und Fuhrwerken, schwer beladen mit Kupferwaren, Zinngeschirr, Bettwäsche, Kleidung und jeder Menge persönliche Gegenstände. Ein großer Teil dieser Beute, die nunmehr „für klägliche Summen“ feilgeboten wurde, hatte den Bauern gehört. Aber damit nicht genug: Viele Bauern waren vor den gewalttätigen Übergriffen der Soldaten auf dem Lande nach Augsburg geflüchtet, aus nackter Angst um Leib und Leben, und das trotz der strikten Dekrete und Verordnungen der

Stadt, die dies untersagten. Sie kamen mit ihren Familien auf Karren in die Stadt, die sie mit allen Lebensmitteln vollgepackt hatten, deren sie noch hatten habhaft werden können; und dort hausten sie auf ihren Karren, die sie in den engen Gassen abstellten, unter menschenunwürdigen Bedingungen. Viele von ihnen starben in den kommenden zwei Jahren, die einen innerhalb, die anderen außerhalb der Stadtmauern.

Kein Wunder also, dass die militärische Gewalt in Dörfern im Süden Deutschlands Bauernaufstände gegen Söldner und örtliche Offiziere provozierte, so auch 1626 und 1632–36 in Oberösterreich, 1632/33 in Schwaben, im Breisgau und im Sundgau und 1633/34 in Bayern, unweit Augsburgs. All diese Aufstände wurden gewaltsam unterdrückt. Eine solche Revolte in Österreich endete mit einem Massaker an 400 Frauen, Kindern und Alten.

Der wichtigste Augsburger Chronist der 1630er-Jahre war Jakob Wagner, Anfang sechzig, dessen Vater ein reicher Kaufmann gewesen war. Wagner war ein genauer Beobachter dessen, was täglich in Augsburg geschah, und er verzeichnet sehr genau die wachsenden Spannungen zwischen Soldaten und Bürgern. Zwangseinquartierung, neue Steuern, „Beiträge“, nächtlicher Wachdienst und die nicht enden wollende mühselige Arbeit an den Defensivanlagen an der Stadtmauer machten die Augsburger mutlos und zornig. Die Soldaten indes, und vor allem ihre schwedischen Befehlshaber, sahen sich immer mehr von kaiserlichen Truppen bedrängt, und umso unerbittlicher wurden ihre Forderungen. Ende April 1633 kam es zu einer Meuterei in der schwedischen Armee, die Rädelsführer waren Offiziere; entzündet hatte sich der Disput an der Tatsache, dass die Truppen schon seit 1631 (!) keinen Sold mehr bekommen hatten. Die versprochenen Prämien für ihre Erfolge in den berühmten Schlachten von Breitenfeld (1631) und Lützen (1632) waren ebenfalls ausgeblieben. Um die Meuterer zur Räson zu bringen, dachte sich der Oberkommandant der schwedischen Streitkräfte in Deutschland, Oxenstierna, eine clevere Lösung aus: Er übertrug seinen Generälen die Rechtstitel an den eroberten Gebieten und Herrschaftsbezirken. Die Generäle konnten dann ihre Offiziere auszahlen und diese wiederum ihre Soldaten. Indessen konnte aber niemand die Soldaten (schon vor Ausbruch der Meuterei) daran hindern, sich einfach überall zu nehmen, was sie zum Überleben brauchten – man hatte sie ja geradezu dazu eingeladen.

So scheinen die Soldaten in Augsburg vor allem in Naturalien bezahlt worden zu sein: in Lebensmitteln und in Beutestücken von außerhalb der Stadt; außerdem bedienten sie sich am Hab und Gut der Leute, bei denen sie untergebracht waren.

Im Sommer 1634 stand der Handel in Augsburg kurz vor dem Kollaps – zu viele zivile Versorgungslinien wurden durch den Krieg

unterbrochen. Durchziehende Armeen hatten einen Großteil der Region rund um Augsburg all seiner Nahrung beraubt, an manchen Orten hatte man schon über ein Jahr kein Brot mehr gesehen. Doch die Steuerforderungen ließen ebenso wenig nach wie die unverschämten Ansprüche der Soldaten. Um die Kriegssteuern zu bezahlen, waren die Bürger gezwungen, ihre Wertgegenstände zu verkaufen, und immer mehr ehemals reiche Kaufleute waren finanziell ruiniert und meldeten Insolvenz an. Jakob Wagner verzeichnet Namen und Verluste der wichtigsten Bankrotteure. Einige der genannten Beträge sind enorm – ein Kaufmann machte 169.764 Gulden Verlust, ein anderer 163.909 Gulden. Eine solche Summe hätte ausgereicht, in Augsburg einen ganzen Straßenzug zu kaufen. Verluste wie diese machten viele Patrizierfamilien nahezu mittellos, denn wenn sie von der Rendite ihrer Investitionen lebten, so blieben nun auch diese aus.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Am 6. September 1634 besiegten kaiserliche, spanische und bayerische Truppen die schwedische Armee bei Nördlingen. Einige der siegreichen Einheiten wurden angewiesen, Augsburg einzunehmen. Doch vor den Mauern sahen sie sich einer Stadtverwaltung gegenüber, die wild entschlossen war, ihre Stadt zu verteidigen – notfalls auf Kosten „aller von Gott gegebenen irdischen Güter“. Kroatische und kaiserliche Dragoner ritten durch die Region und stahlen alles verbleibende Vieh, setzten die Mühlen in Brand und töteten alle Bürger, die ihnen über den Weg liefen. Mit der Hilfe weiterer Einheiten stauten sie am 3. Oktober den Lech auf und leiteten ihn um die Stadt herum. Am 14. Oktober gelang es örtlichen Bauern, auf einer Anhöhe gelegene Gräben aufzugraben, so dass wieder etwas Wasser in Richtung der Stadt floss. Doch man befürchtete, dass der Fluss bald wieder blockiert würde, und daher bauten die Bürger achtzig Mühlen, die man mit Pferde- oder Menschenkraft antreiben konnte.

Nun wandten sich die Bewohner Augsburgs gegen ihren Stadtrat. Die Ärmeren wollten um jeden Preis einer ruinösen, langwierigen, potenziell todbringenden Belagerung entgehen und sprachen sich für Verhandlungen aus, wohl wissend, dass sie die Ersten waren, die verhungern würden. Überall herrschte Angst und Wut, und es wuchs die Zahl der Unzufriedenen, die hinter vorgehaltener Hand über eine offene Rebellion diskutierten – als Reaktion auf einen Stadtrat, der entschlossen schien, jeden öffentlichen Widerstand gegenüber seinen protestantischen Kampf gegen die Belagerer im Keim zu ersticken.

Bereits zuvor hatte die Stadt Probleme gehabt, Nahrungsmittelreserven anzulegen, und nun, Ende Oktober, war es aufgrund der Blockade nicht mehr möglich, größere Mengen an Nahrung in die Stadt zu bringen. Wer versuchte, an den Soldaten vorbei in die Stadt zu gelangen, den erwarteten (wie könnte es anders

sein) Verstümmelungen, der Tod, „gnadenlose Prügel“, und Schmugglern riss man sogar die Häuser ein. Die Lebensmittelpreise schnellten in die Höhe. Die Armen bettelten inzwischen darum, an den Verteidigungsanlagen arbeiten zu dürfen, wenn sie dafür nur ein Stück Brot erhielten – dabei waren diese Arbeiten längst abgeschlossen.

Die Stadträte versuchten dennoch, diese Bitten zu erfüllen: Es wurden neue Anlagen geplant, und bald ließ man „täglich Brotlaibe in Stücke schneiden und verteilte sie unter den Armen. Für die Stücke Brot wurden nun mehr Arbeit geleistet als zuvor gegen Geld, und das zu sehen, lässt einen Mitleid fühlen“. Wenn ihnen das Brennholz zum Heizen und Kochen ausging, brachen Soldaten in leere Häuser ein und rissen die Dachsparren heraus.

Als gegen Ende jenes Jahres unter den Soldaten die Ruhr ausbrach, bereitete dies den Behörden noch ernstere Sorgen. Denn über allem stand stets die Regel, dass man die Soldaten ernähren und zumindest ansatzweise zufriedenstellen musste, denn schließlich – so die Argumentation – konnten allein sie Augsburg vor den kaiserlichen Truppen bewahren. Immerhin waren sie stets bereit, auf den Mauern und Wällen ihr Leben zu lassen (zumindest theoretisch). Schon deshalb standen sie zusammen mit den führenden Familien der Stadt an der Spitze derer, die sich an den schwindenden Lebensmittelvorräten gütlich tun durften. Die „nutzlosen“ Armen indes – bei jeder langen Belagerung sah man sie als wirtschaftlich nutzlos an – mussten geopfert werden. Es hat im Zuge dessen geradezu eine ironische Note, dass ausgerechnet die Soldaten zu denen gehörten, die eine Belagerung mit resultierender Kapitulation am ehesten überlebten, wenn sie keiner Krankheit zum Opfer fielen. Eine Hungersnot traf in erster Linie die Armen.

Als die Patrizier von Siena 1554 argumentierten, die Stadt, das sei das Überleben und die Ehre der Patrizierfrauen und nicht die physischen Mauern, dann bedeutete das de facto, dass für sie das Leben der Menschen (zumindest einiger) wichtiger war als diese Mauern.

Im Januar 1635 drohten die Nahrungsreserven in Augsburg endgültig zur Neige zu gehen. Der Stadtrat fürchtete nun zweierlei: dass die Bürger den Aufstand wagen würden und dass die Soldaten, um der Hungersnot zu entgehen, heimlich mit den kaiserlichen Belagerern verhandeln würden. Aber die militärischen und zivilen Machthaber behielten die Kontrolle: Am 8. Januar entschieden sie sich einstimmig dafür, im Dienste des Protestantismus so lange wie möglich durchzuhalten. Dies erwies sich allerdings als voreilig, denn nur zwölf Tage später vollführte der Rat eine 180-Grad-Wendung und sprach sich dafür aus, „mit den Papisten“ zu verhandeln; dennoch gelang es den radikaleren Protestanten, mit Unterstützung der

Offiziere, die Verhandlungen zu behindern und hinauszuzögern.

Die Soldaten bekamen nach wie vor eine Brotration von eineinhalb Pfund pro Tag, mehr als das Doppelte dessen, was für die Zivilbevölkerung vorgesehen war. Sicherlich hatten die Soldaten darauf bestanden, denn der öffentliche Verkauf von Brot war Ende Dezember eingestellt worden. Wenn die Bürger nun ihre Brotration in einer der gut bewachten Bäckereien abholten, blickten sie sich auf dem Nachhauseweg immer wieder in alle Richtungen um – zu groß war das Risiko, von Soldaten angegriffen zu werden, die ihnen ihr Brot wieder abnahmen. Lasttiere, Pferde und Haustiere waren längst aus den Straßen und Häusern verschwunden – und verspeist worden. Gleiches galt für die Tierhäute. Alles essbare Grün war bereits vor Anbruch jenes Winters verschwunden, der so eisig war, dass der Wassergraben rund um die Stadt zufror. Schon zuvor hatten sich die Augsburger Bürger zu Aasfressern verwandelt – man konnte beobachten, wie die Hungrigen von den Überresten toter Pferde aßen, die auf den Straßen verrotteten.

Dann kam es zum unvermeidlichen Kannibalismus, der bald in Berichten und Gesprächen Thema Nummer eins war. Totengräber beklagten, dass bei vielen Leichen, die man ihnen übergab, Brüste und andere fleischige Teile fehlten. Was das bedeutete, war mehr als offensichtlich. „Ein schwedischer Soldat, der einer Frau den Korb gestohlen hatte, entdeckte darin zu seinem Entsetzen … Menschenfleisch von einer Leiche“. Als die Bürger merkten, dass von Leichnamen immer öfter Körperteile fehlten, begannen sie, die Toten in den Fluss zu werfen. Wagner glaubte, dass der Kannibalismus unter der verzweifelten Landbevölkerung noch verbreiteter war als unter den Städtern. Doch Johann Georg Mayer, der Pfarrer eines Nachbardorfs, der nach Augsburg geflüchtet war, erklärte eindringlich, dass in der Stadt „die Körper der Lebenden zu Gräbern für die Toten geworden waren“. Inzwischen gab es unter den Armen übrigens auch die ersten Erfrorenen.

Warum waren die Stadträte so wild entschlossen, nicht vorschnell zu kapitulieren? Was erhofften sie sich von den Verhandlungen, die sich zwei ganze todbringende Monate hinzogen? Im Januar und Februar starben viele hundert Menschen auf den Straßen – sie verhungerten oder erfroren. Die enervierenden Folgen des Hungers brachen jeden Widerstand gegen den Stadtrat, auch wenn die hungernden Zivilisten als Gardisten auf der Stadtmauer wahrscheinlich allesamt wertlos waren. Die Gefahr einer Revolte war also vorüber. Doch was war mit der Hoffnung auf die anrückenden schwedischen Streitkräfte? Diese waren in Nördlingen vernichtend geschlagen worden, und die überlebenden Soldaten flohen nun nach Norden, nach Sachsen und Hessen, verfolgt von katholischen Spähern.

Die Belagerung von Augsburg war eine Säuberungsaktion, rund um eine Stadt, von der gar keiner mehr erwartete, dass sie durch Waffengewalt fallen würde. Dafür würde schon der Hunger sorgen.

Trotz allem blieben die Hardliner eisern auf ihrem Kurs. Die lutherischen Prediger suchten nach immer neuen Worten, um ihre Gemeinde zu trösten: Gott werde dieser göttlichen Stadt schon noch zu Hilfe kommen. Die Gegner sprangen auf diesen Zug auf, gaben den Worten aber eine ironische Wendung, indem sie die rhetorische Frage stellten: Erwartete der Stadtrat von seinen Bürger, dass sie als tapfere Märtyrer endeten?

Angesichts der Tausenden von Soldaten, die in Augsburg stationiert waren, können wir davon ausgehen, dass die schwedischen Offiziere einen entscheidenden Anteil daran hatten, die Verteidigung der Stadt fortzusetzen; zugleich forderten sie von General Matthias Gallas, dem Kommandanten der kaiserlichen Truppen, weitreichende Zugeständnisse. Dass die Schweden so lange durchhielten, war wirklich bemerkenswert, denn wenn der Feind die Stadt, wie immer wieder angedroht, im Sturm eroberte, würde die gesamte Garnison getötet werden, lediglich die Offiziere würde man freikaufen – das war ein Zugeständnis seitens der kaiserlichen Offiziere, die darauf spekulierten, dass ihnen diese Gnade ebenso zuteilwürde, sollte sich das Blatt wenden.

Und was versprach man Gallas und den kaiserlichen Truppen als Gegenleistung? Sie erwarteten, in eine intakte, friedliche Reichsstadt einmarschieren zu können. Ohnehin lebten ja eine ganze Reihe „Papisten" in Augsburg. Ein wenig konkreter wollte Gallas vielleicht auch das Leben hunderter seiner Männer schonen, die unweigerlich an der Stadtmauer umgekommen wären, hätten sie versucht, sie mit ihren Leitern zu erklimmen. Der Schrecken der Plünderung von Magdeburg war allen Zeitgenossen noch allzu gut im Gedächtnis. Und da die kaiserlichen Offiziere ganz genau wussten, welche alptraumhaften Bedingungen in Augsburg herrschten, konnten sie sich durchaus ausmalen, welche Folgen es haben würde, wenn sie mit einer Welle der Gewalt in die Stadt einfielen.

Die Kapitulationsbedingungen, die man im Abkommen von Löwenberg vom 22.–24. März 1635 festhielt, gewährten den Protestanten der Stadt das Recht, ihren Glauben auch weiterhin zu praktizieren. Doch ausgerechnet dies hatten die Katholiken den Belagerten (bezeichnenderweise) schon lange vorher angeboten. Nach dem Sieg der Katholiken bei Nördlingen waren einige gemäßigte protestantische Fürsten umgeschwenkt und unterstützten wieder den Habsburger Kaiser Ferdinand II.; im Frieden von Prag wurde dies am 20. Mai auch bald schriftlich festgehalten. Und angesichts dieser Tatsachen stellt sich unweigerlich die Frage: War es der heftige

Widerstand Augsburgs gegen die Belagerer wert, dass ihm tausende Menschen zum Opfer fielen? Die Offiziere und die den Ton angebenden Stadträte hätten diese Frage notgedrungen bejaht, die meisten Bewohner indes nicht.

Dabei zeigt das Abkommen von Löwenberg, dass die Offiziere durchaus gute Gründe hatten, darauf zu bestehen, dass man hartnäckig verhandelte, denn die Artikel der Kapitulation garantierten der schwedischen Garnison einen bemerkenswerten Schutz: Demnach durften die Soldaten Augsburg mit all ihren Fahnen, Waffen, Fuhrwerken und Gefolgsleuten verlassen und erhielten freies Geleit aus der Stadt, zusammen mit allen, die mit ihnen gehen wollten.

Darüber hinaus durften die abziehenden Soldaten nach Erfurt, ihrem nächsten Zielort, marschieren, und zwar in ihrem eigenen Tempo, durften Halt machen, wo sie wollten, und sie durften Essen und Pferdefutter mit sich führen – was auch nötig war, denn die gesamte Region war verwüstet und all ihrer Nahrungsmittel beraubt. Und wenn sie auf dem Marsch doch Nahrung oder Futter auftaten, mussten sie nichts dafür bezahlen. Jeder Soldat, der zuvor in einer kaiserlichen oder bayerischen Armee gedient hatte, durfte dorthin zurückkehren; und alle Soldaten, die sich den Schweden anschließen wollten, durften dies ebenfalls. Ein gütlicher Gefangenenaustausch war vorgesehen, und schließlich sollten verwundete und kranke Soldaten in Augsburg versorgt werden, bis sie zu ihren Regimentern zurückkehren konnten.

Es gab durchaus einen kameradschaftlichen Geist unter den Soldaten, und manchmal überwand dieser auch die feindlichen Linien. Dieses Gefühl der gegenseitigen Affinität wuchs im Laufe des Dreißigjährigen Krieges noch, vor allem als es ab 1631 zur Norm wurde, die feindlichen Kriegsgefangenen in eigenen Schlachtreihen einzugliedern. Als die schwedische Armee in Nördlingen besiegt wurde, stellte die Siegermacht fest, dass viele der Gefangenen zuvor in der kaiserlichen Armee gedient hatten. Sie wurden umgehend wieder in das habsburgische und bayerische Heer aufgenommen.

Die Schweden hatten mit eigenen Augen gesehen, welche schlimmen Folgen der Hunger haben konnte, und sie wussten, was man sich über den Kannibalismus erzählte. Doch als die Soldaten und ihre Kommandanten Augsburg endlich wieder verließen, konnten sie durchaus behaupten, dass die Angelegenheit alles in allem ganz glimpflich für sie abgelaufen war.

Ganz anders die Bevölkerung der Stadt. Im Laufe des Kriegs war die Zahl ihrer Toten immer schneller gestiegen. Es heißt, dass im Jahr 1618, zu Kriegsbeginn, in Augsburg etwa 45.000 Menschen lebten; siebzehn Jahre später waren es nur noch 16.500. Rein physisch war die Stadt (anders als Magdeburg) zwar immer noch intakt, doch wenn

Kaufleute und Diplomaten in die Stadt kamen, die diese noch von früher kannten, so muss sie ihnen wie eine regelrechte Geisterstadt vorgekommen sein.

Der Krieg nahm Menschen, Nahrung, Vorräte ins Visier, und er bewegte sich unweigerlich immer dorthin, wo diese Dinge im Überfluss vorhanden waren. Daher kann es kaum überraschen, dass alle großen europäischen Städte spätestens gegen Ende des Mittelalters mit hohen Mauern versehen wurden, die plündernde Armeen abwehren sollten. Das „Kriegsrecht" – das nichts weiter als eine Feststellung gewohnheitsmäßiger Bräuche war – legte fest, dass auf eine erfolgreiche Belagerung eine Plünderung folgen durfte, es sei denn, es kam zu einer ausgehandelten Kapitulation. Dennoch gab es nur selten gewaltsame Plünderungen, wenn es nicht zuvor, wie in Antwerpen, zu langwierigen, schweren Gefechten gekommen war.

Alle ungeschriebenen Regeln wurden natürlich hin und wieder auch gebrochen – auch Städte, die kapituliert hatten, wurden geplündert, und manche Städte, die hartnäckig Widerstand geleistet hatten, schonte man. Im Endeffekt hing dies stark von der Verfassung der Belagerer und ihrer Offiziere ab. Angesichts des fragilen Zustands der damaligen Armeen fristeten auch Sitten und Gebräuche ein unsicheres Dasein.

6 Wandernde Städte, sterbende Städte: Armeen

Brote sind das Gesicht Gottes.
Lazarillo de Tormes (1553)

Eine Stadt, die sich bewegt

In der Mitte des 17. Jahrhunderts bestand eine Armee von 20.000 Mann zusammen mit ihrem Tross von 10.000 bis 20.000 Mitläufern aus mehr Menschen, als in den meisten Städten Europas lebten. Hamburg, damals Deutschlands größte Metropole, zählte 50.000 bis 60.000 Einwohner. War diese Armee noch größer, zum Beispiel 30.000 bis 40.000 Infanteristen und Kavalleristen nebst Gefolge, so war es größer als alle europäischen Städte mit Ausnahme von London (fast 400.000 Einwohner), Paris (250.000), Neapel (250.000), Amsterdam (135.000), Sevilla und Rom (je 125.000).

Im Jahr 1600 gab es in Europa 220 Gemeinden, in denen mehr als 10.000 Menschen wohnten. Leipzig beispielsweise hatte 15.000 Einwohner, Turin und Bristol 20.000, La Rochelle über 20.000 und Gent 30.000. All diese Städte besaßen eine Stadtmauer, und das Gleiche galt sogar, zumindest in Deutschland, für rund vierzig Prozent der Städte mit einer Bevölkerung von weniger als 1000 Einwohnern. Die meisten kleineren Städte und großen Dörfer hatten den gewalttätigen Armeen überhaupt nichts entgegenzusetzen.

Diese Zahlen sollen den etwas merkwürdigen Titel dieses Kapitels erklären. Selbst eine relativ kleine Armee wie jene 10.000 Söldner, die im November 1494 in Florenz einmarschierten, war nicht weniger als eine wandelnde Stadt. Diese 10.000 Menschen bildeten ein eigenes Gemeinwesen, mit einem täglichen Bedarf an Brot, Getränken und anderen Lebensmitteln; und auf einem Feldzug gehörten Fuhrleute, Schmiede, Zimmerleute, Bäcker und viele andere Handwerker dazu. Die Bewohner von Florenz säumten die Straßen, um die Soldaten und ihren Tross zu bestaunen – und den König von Frankreich, Karl VIII., der in die Stadt einritt, „die Lanze an der Hüfte, das blanke Schwert in der Hand“. Der Klang von Trommeln und Pfeifen, der die Franzosen durch die Stadt auf dem Weg zu ihrer Segnung im Dom begleitete, verstärkte den fremdartigen Eindruck, den diese Szene auf die

Bewohner machte. Die Florentiner waren sichtlich beeindruckt, aber innerlich waren sie entsetzt – wussten sie doch, dass sie für diese Eindringlinge mehrere Tage würden beherbergen und durchfüttern müssen. Ganze zehn Tage lang, wie sich herausstellte. Dennoch, es hätten auch mehrere Wochen sein können, und eine solche Aussicht – die unweigerlichen engen physischen Kontakt bedeutet hätte – mochte sich niemand ausmalen.

Die Soldaten des Königs wurden in Häusern mitten in der Stadt untergebracht. Bereits Tage zuvor waren mehrere hundert Häuser dafür sorgfältig ausgewählt und mit Kreide markiert worden. Die Kreidezeichen zu entfernen, galt als Kapitalverbrechen. Die Sache war offenbar sehr ernst. Neben der Tatsache, dass sich die Soldaten (wie üblich) nur die allerbesten Unterkünfte ausgesucht hatten, würden die vielen Fremden den Florentinern höchstwahrscheinlich geradezu die Haare vom Kopf fressen. Immerhin hatte ihr Feldzug mehr als drei Monate gedauert.

Als Karl und seine Soldaten die Stadt am 28. November schließlich wieder verließen, sandten die „Gastgeber" dankbare Stoßgebete gen Himmel. Wie dankbar wären sie erst gewesen, wenn es ihnen gelungen wäre, eine Armee abzuwehren und aus der Stadt herauszuhalten, die so groß war wie diejenige von Kaiser Karl V., mit der jener 1544 Frankreich angegriffen hatte? Das war nun wirklich eine „wandernde Stadt" – insgesamt 47.000 Mann, davon 18.000 Landsknechte, 10.000 spanische Fußsoldaten, 10.000 Fußsoldaten aus den spanischen Niederlanden, 5000 Mann schwere deutsche Kavallerie und weitere 4000 leichte Kavallerie aus Italien und den Niederlanden. Der wandelnden Kolonie gehörten daneben noch 1400 Pioniere an, 200 Versorgungswagen mit je acht Pferden, 63 große Kanonen, die von 3500 Pferden gezogen wurden, und siebzig Flussboote, die man auf Fuhrwerken transportierte. Diese Boote waren so konzipiert, dass man daraus eine Brücke errichten konnte, und auch die Besatzung der Boote gehörte zum Heereszug. Die Versorgungswagen dienten wahrscheinlich dem Transport von Munition und Vorräten. Offiziere und Soldaten hatten ihre eigenen Waggons, mehrere hundert an der Zahl. Nicht zu vergessen die Fuhrleute, Schmiede und den Rest des Gefolges. Doch selbst abgesehen von den Soldaten und ihrem Tross darf man auch die vielen, vielen Pferde nicht vergessen: Mindestens 20.000 begleiteten den Zug, denn die schwere Kavallerie benötigte in der Regel ein oder zwei Ersatzpferde pro Reiter. Ohne die detaillierten Beschreibungen von Augenzeugen vermag kein Historiker, das Spektakel, das diese kaiserliche Armee dargestellt haben muss, angemessen zu beschreiben. An dieser Stelle muss die Geschichtsschreibung das Handtuch werfen – das kann nur ein Romancier.

Unter den unhygienischen Bedingungen des vorindustriellen Europa breiteten sich in diesen wandernden Städten sehr leicht Seuchen wie Pest und Typhus aus. Dann wurden sie zu sterbenden Städten.

Wenn eine Armee beispielsweise in Süddeutschland und Nordfrankreich wie eine Naturgewalt durch ein Dorf zog, konnte sich dieses Ereignis durchaus einen oder zwei Tage hinziehen. Die Soldaten konnten nicht schneller marschieren als ihre Versorgungs- und Artilleriezüge, und Letztere wurden oft von Ochsen gezogen. Wenn die Dorfbewohner dann nicht schon im Vorfeld vor Angst geflohen waren, würden sie den Anblick, die Geräusche und den Gestank dieser schier endlosen Horde sicherlich ihr Lebtag nicht vergessen. Und wenn diese Armee dann auch noch von Krankheit gezeichnet war, mag den Betrachtern das Ganze wie eine Szene vorgekommen sein, die nicht von dieser Welt war, wie eine Prozession direkt aus der Hölle.

Auf der Suche nach Nahrung oder Unterkünften konnte sich eine solche Armee durchaus auch zerstreuen. Wenn ein Feldzug im Winter stattfand, verteilten sich die wandernden Städte des Dreißigjährigen Krieges über viele Meilen. Beispielsweise hauste die Armee von Ambrogio Spinola, die 1620/21 am Mittelrhein in der Nähe von Mainz überwinterte, aufgeteilt auf mehr als fünfzig Kleinstädte und Dörfer.

Im Frühjahr 1704 führte Frankreich gleich mit drei Gegnern Krieg: mit England, der Niederländischen Republik und dem Heiligen Römischen Reich. Der Herzog von Marlborough übernahm die Initiative und marschierte von Köln bis zur Donau, über 400 Kilometer. Seine Armee zählte 19.000 Mann, und auf dem Marsch kamen noch weitere 10.000 dazu. Am 19. Mai ging es los, und nur einen Monat später hatten sie die Strecke bewältigt. Das Unternehmen gilt heute noch als eine der bemerkenswertesten logistischen Leistungen in der Geschichte der modernen Kriegführung.

Die Versorgung von Marlboroughs Armee war sorgfältig geplant. Aufgrund der Gefahr, die von den überlegenen feindlichen Streitkräften ausging, musste der Marsch so geheim und so zügig wie möglich vonstatten gehen. Daher kam auch ein riesiger Tross gar nicht erst infrage. Man marschierte drei oder vier Tage lang, dann legte man einen ganzen Tag Pause ein, an dem man Essen kochte und sich ausruhte. Und unterwegs füllten ihnen ihre Verbündeten die Vorräte wieder auf.

Der Herzog führte seine Armee, der unter anderem britische und niederländische Soldaten angehörten, an der Mosel vorbei und über den Rhein, durch Mainz hindurch, vorbei an Heidelberg, Eppingen, Geislingen und dann geradewegs Richtung Osten nach Donauwörth, wo sie am Ufer der Donau, wie geplant, auf die Truppen Kaiser Leopolds I. trafen. Sein endgültiges Ziel bei Höchstädt an der Donau erreichte Marlborough dann zusammen mit dem Feldherrn des

Kaisers, Fürst Eugen von Savoyen-Carignan, und dort besiegten sie eine französische Armee. Während diese Schlacht in der deutschen Geschichtsschreibung als Schlacht von Höchstädt bezeichnet wird, kennt man sie im englischsprachigen Raum als *Battle of Blenheim*, nach dem (englisch verballhornten) Namen des kleinen Örtchens Blindheim bei Höchstädt. Als Anerkennung für seine Dienste erhielt Malborough von der britischen Königin die Mittel zur Errichtung eines herrschaftlichen Anwesens bei Woodstock in der Nähe von Oxford – den prachtvollen Landsitz nannte er folgerichtig *Blenheim Palace.* (Und fast zweihundert Jahre später sollte dort sein Nachfahre Winston Churchill zur Welt kommen.)

Die Soldaten waren guter Dinge, denn auf dem ganzen Marsch hatten sie genug Brot, Getränke und Fleisch, und so legten Marlboroughs Truppen am Tag an die zwanzig Kilometer zurück, trotz schwerer Regenfälle, aufgrund derer die Artillerie einmal im Schlamm stecken blieb. Als sie die Donau erreichten, wo sie Verstärkung durch eine Armee des Fürsten Ludwig von Baden erhielten, errangen sie einen wichtigen Sieg gegen die Höhenfestung Schellenberg bei Donauwörth (2. Juli).

Doch als sie nun am Ziel waren, rächte es sich, dass sie im Rennen gegen die Zeit und ihre Feinde darauf verzichtet hatten, Vorräte mitzunehmen: Die Logistik ihrer Lebensmittelversorgung hatte ein abruptes Ende gefunden, und die Soldaten mussten sich ab sofort selbst auf die Suche nach Proviant und Futter machen. Und dieses grundlegende logistische Problem entwickelte sich fast sofort zu einem mörderischen, allumfassenden Raubüberfall auf das Land der Bayern, dessen Herrscher, Kurfürst Maximilian Emmanuel, ausgerechnet ein Verbündeter des Königs von Frankreich war. Quellen bestätigen, dass Marlborough der Armee die Erlaubnis erteilte, „nach Belieben zu plündern". Die Frau von Christian Davies, die als Soldat verkleidet in dieser Armee diente, schrieb: „Wir plünderten auf übelste Weise die armen Einwohner … Wir ließen nichts aus, töteten, brannten nieder und zerstörten alles, was wir [nicht] forttragen konnten. Die Glocken der Kirchen brachen wir in Stücke, damit wir sie mitnehmen konnten". Sie nahm „Männer- und Frauenkleider [mit], einiges aus Samt und etwa hundert niederländische Mützen, … die aus einem Ladengeschäft erbeutet waren; die alle verkaufte ich en gros an einen Juden, der der Armee folgte, um unser Plündergut zu erwerben". Sie verschaffte sich zudem „mehrere Stücke Geschirr und Besteck, wie Löffel, Tassen, Becher usw., für die dieser gewissenhafte Händler mir einen guten Preis machte".

Marlborough fegte mit seinen Truppen durch die bayerische Landschaft und ließ dabei um die 400 Dörfer plündern und niederbrennen. Dabei schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe:

Einerseits erhielten seine Männer Sold (in Form von Beute) und Nahrung, andererseits zerstreuten sie so die bayerischen Truppen, die im Begriff gewesen waren, sich dem französischen Heer anzuschließen, um gegen die Armee des Herzogs zu kämpfen. Der Raubzug durch Bayern brachte den Kurfürsten sogar so weit, dass er den Franzosen beinahe die Gefolgschaft aufkündigte.

Die logistische Meisterleistung des Marschs von Bedburg zur Donau ermöglichte Marlborough seinen berühmten Sieg bei Höchstädt, doch dafür zahlen mussten im Endeffekt die bayerischen Bauern und Dorfbewohner, mit ihren Tränen und all ihrem Hab und Gut.

Wenden wir uns einer anderen, relativ kleinen Armee zu, die über mehrere hundert Meilen über den Atlantik verschifft wurde. Hier begegnen uns zentrale Problem der Logistik im Europa der Frühen Neuzeit.

Am 27. Juni 1627 stach der Herzog von Buckingham von England aus mit einer Flotte von einhundert Booten in See, die insgesamt knapp 6000 Infanteristen und 1000 Kavalleristen transportierten. Ziel war der Golf von Biskaya, genauer: die Île de Ré, die dem Hafen von La Rochelle vorgelagert ist, damals der letzten protestantischen Hochburg in Frankreich. La Rochelle befand sich mitten in einer grausamen Belagerung durch die französische Armee. Mit seiner Expedition wollte der Herzog einerseits persönlichen Ruhm einheimsen und das Parlament besänftigen, andererseits die Stellung der Hugenotten gegenüber der französischen Krone stärken. Buckingham war ein Schützling von Karl I., dem König von England, und er liebte vor allem den Luxus. Militärische Erfahrung indes besaß er keine. Aber er war fest davon überzeugt, dass er die auch gar nicht brauchte – als Edelmann war er schließlich von Natur aus eine Führungspersönlichkeit. Außerdem standen ihm Offiziere zur Seite, die in Kriegen auf dem Kontinent schon umfangreiche Erfahrungen gesammelt hatten.

Das Unternehmen wurde zu einem echten Albtraum – einer Katastrophe, in deren Zentrum schwindende Lebensmittelrationen standen.

Die Engländer erreichten die Île de Ré am 12. Juli und wurden sofort in ein kurzes, blutiges Scharmützel verwickelt. Die Franzosen zogen sich dann wieder hinter die hohen Mauern ihrer Festung zurück, der Zitadelle von Saint-Martin-de-Ré. Um diese zu erstürmen, war eine entschlossene Belagerung erforderlich, und der tapfere Herzog nahm diese Herausforderung an, obwohl ihm alle Fachleute versicherten, die Festung sei uneinnehmbar. Der andere Haken an der Sache war, dass alle Lebensmittel aus England geliefert werden mussten, und das waren 700 bis 800 Kilometer übers offene Meer. Die Île de Ré war zu klein, als dass es dort genügend Lebensmittel für die

Soldaten gegeben hätte.

Die Kommandanten der Expedition waren der Auffassung, sie hätten genügend Nahrung für drei Monate mitgebracht. Das stellte sich als komplette Fehleinschätzung heraus. Schon nach einer Woche auf der Île de Ré ging der Proviant aus, zum Teil wegen der 4500 ursprünglich nicht eingerechneten Esser: den Matrosen der Flotte, die man dazu zwang, den Fußsoldaten bei der Blockade der Festung zu helfen. Vor allem wollte man die französische Armee vom (nur vier Kilometer entfernten) Festland daran hindern, die Eingeschlossenen mit Nahrung zu versorgen.

Auf einmal sahen sich die Verantwortlichen in London und im Kreis um Buckingham mit ein paar ganz grundlegenden Problemen konfrontiert. Wie viele Tonnen Lebensmittel pro Monat – Brot, Zwieback, Fleisch, Butter, Käse, Bier – würde man brauchen, um 10.000 bis 12.000 Menschen zu ernähren? Und wie viele Boote mit welcher Tonnage würde man benötigen, um das alles zur Île de Ré transportieren? Wie viele Male würden die Konvois, die den Proviant brachten, auf der Biskaya hin und her fahren müssen? Welche Rolle würde das Wetter spielen? Und vor allem: Wie sollte man das alles bloß bezahlen?

All diese Fragen ergaben ein unlösbares mathematisches Problem. Die Ausrüster der Armee und der Marine verwendeten unterschiedliche Methoden, den Nahrungsmittelbedarf der Truppen zu berechnen, und so schwankten die Schätzungen dessen, was eine Armee von 10.000 Mann für ein halbes Jahr benötigte, zwischen 8.200 und 12.000 Tonnen Lebensmittel. Die durchschnittliche Tonnage (also die Menge an Fracht, die ein Schiff tragen kann) betrug bei den verwendeten Schiffen 250 Tonnen. Oder waren es 300? Doch bei alle diesen schwierigen Überlegungen blieb die finanzielle Frage noch immer ungeklärt. Wer bezahlte dafür? Welcher Händler würde das Ganze liefern? Dass das Parlament auch nur einen Penny beisteuern würde, war vollkommen undenkbar. Viele Parlamentarier waren ohnehin schon wütend auf den König und seinen Günstling, die hinter dem Überfall auf die Île de Ré steckten – nicht, weil sie La Rochelle nicht unterstützen wollten, sondern sie der Meinung waren, dass diese beiden das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswarfen.

Das Hin und Her in London dauerte von Juli bis November, und die vielen verschiedenen Überlegungen verwandelten sich über Kurz oder Lang in ein erstaunliches Drama um falsche Hoffnungen, vorschnelle Entscheidungen, Verwirrung und Gerüchte, mit vielen widersprüchlichen Ansichten und einer schier unglaublichen Pflichtvergessenheit. Auf der Insel mussten die meisten der Belagerer – ein „Gesindel" aus Zwangsrekrutierten sowie einigen Soldaten, die von

einem früheren militärischen Fehlschlag übrig geblieben waren – mit ansehen, wie ihre Rationen immer kleiner wurden. Für die führenden Offiziere scheint das nicht gegolten zu haben. Ihnen standen von jeher Extrarationen zu, die vor allem für ihre Bediensteten vorgesehen waren. Und der Herzog von Buckingham, einer der meistgehassten Männer Englands, war nicht gerade ein Freund asketischen Lebens. In den Worten zweier Historiker: Dieser Gentleman „verschwendete 10.000 Pfund an sein persönliches Gefolge“ und verzögerte die Abfahrt der Expedition, um „Maskenbälle und Abschiedsfeste“ abzuhalten, während „seine Soldaten in Transportschiffen auf der Themse zusammengepfercht waren, wo täglich fünfzig von ihnen starben“.

Schon einen oder zwei Tage nach der Landung auf der Île de Ré sandte Buckinghams Provianteur, Sir Alan Apsley, einen Appell nach London, um mehr Nahrungsmittel anzufordern; allzu große Sorgen machte er sich indes nicht, denn er „ging davon aus, dass die [französische] Zitadelle innerhalb einer Woche fallen“ würde. Eine trügerische Hoffnung. In London entschieden die Beamten, den von der Expedition nach Cádiz von 1625 (einem katastrophal verlaufenen Überfall auf spanisches Territorium) übrig gebliebenen Proviant zur Île de Ré zu schicken; dabei hatten sich die Offiziere bereits damals bitterlich beschwert, „dass die Lieferungen verfault waren und schlimmer rochen als der Kot in einer Bärengrube“.

Bis zum 25. September trafen keine Lebensmittel aus England ein, und die Belagerer mussten von dem leben, was sie den Inselbewohnern abnehmen konnten. Und das, was dann eintraf, reichte auch nur für drei oder vier Wochen, ganz abgesehen davon, dass eigentlich stets die Rationen für drei Wochen zurückgehalten werden sollten, für die Rückfahrt nach England. In der Zwischenzeit schrumpfte die Zahl der Belagerer immer weiter – einige Soldaten starben im Kampf, andere an Krankheiten. Die britische Blockade der Zitadelle war ein Desaster. Obendrein gelang es den Franzosen in einer mondlosen Nacht Ende September, eine Schiffsladung Proviant sowie mehreren tausend zusätzliche Soldaten in die Zitadelle zu bringen. Am nächsten Morgen schwenkten sie auf ihrer hohen Stadtmauer Brathühnchen am Spieß, um die Engländer zu verhöhnen. Doch der fassungslose Buckingham weigerte sich noch immer, seine Truppen zurückzuziehen, obwohl sie inzwischen nur noch 4000 Mann zählten, und das, obwohl bereits Verstärkung eingetroffen war. Daheim in England forderten Buckinghams Kritiker lautstark seine Amtsenthebung. Um doch noch sein Gesicht zu wahren, befahl er am 27. Oktober einen allerletzten Angriff auf die Zitadelle. Das Ergebnis war ein Massaker. Im strömenden Regen hatten die Franzosen es leicht, den englischen Angriff zurückzuschlagen – zumal ihre

Sturmleitern für die Mauern der Zitadelle zu kurz waren. So viel zum Thema Logistik und Vorbereitung. Die Angreifer starben in einem Hagel von Gewehrkugeln, Schutt, Steinen und Holzklötzen. Selbst noch auf dem Rückzug, als sie schon die Schiffe zurück nach England bestiegen, mussten Buckinghams Soldaten sich gegen die Angriffe der Franzosen wehren. Und ausgerechnet an dem Tag, als sie die Île de Ré verließen, am 7. November, brach von Plymouth aus eine Flotte auf, die ihnen Proviant bringen sollte sowie weitere Soldaten, die meisten von ihnen wahrscheinlich Zwangsrekrutierte.

Das Experiment „Île de Ré“ lief im Schatten eines Ränkespiels in London ab, an dem unter anderen Sir William Russell, Filippo Burlamacchi und Sir Sackville Crow teilnahmen – führende Finanziers. Sie hatten Kontakte zu Lebensmittelhändlern und hatten bereits geholfen, 1625 die katastrophale Expedition nach Cádiz zu finanzieren, und nun bat man sie um weitere Kredite, um die dringend benötigten Nahrungsmittel für die Île de Ré zu kaufen. Doch da sie ganz genau wussten, dass die wütenden Parlamentarier König Karl in dieser Angelegenheit nicht unterstützen würden, hatten sie berechtigte Angst davor, große Verluste einzufahren. Der König hatte ihnen noch nicht einmal ihre Kredite für Cádiz komplett zurückgezahlt, und seine begrenzten Ressourcen hatte er schon auf mehrere Jahre verpfändet; seine persönlichen Mittel waren fast am Ende. Die Gesamtkosten für die Expedition zur Île de Ré lagen, konservativen Schätzungen zufolge, bei etwa 250.000 Pfund. Die Jahreseinkünfte des Königs – unter anderem aus königlichen Ländereien, Mündeln und Monopolen – belief sich auf etwa 500.000 Pfund, aber das hatte er bereits komplett ausgegeben. Und auch wenn er es schaffte, sich zwischen 1624 und 1628 mehr als eine Million Pfund zu leihen: Die Bankiers hatten wenig Vertrauen zu ihm. Wenn Buckingham auf der Île de Ré 10.000 Pfund für sein persönliches Gefolge ausgab, war das nur ein weiteres Beispiel dafür, wie König Karl und sein Hofstaat mit Geld um sich warfen.

Einer Sache können wir indes sicher sein, bedenkt man die damaligen Sitten in England: Die Soldaten, die von der Île de Ré zurückkehrten, erhielten niemals den Sold, der ihnen zustand. Anders als Crow, Russell und Burlamacchi blieben sie für immer Gläubiger der englischen Krone. Immerhin erhielt Buckingham (womit er wohl am wenigsten rechnete) seine wohlverdiente Strafe: Kaum ein Jahr später wurde er von einem wütenden jungen Leutnant ermordet.

Der weiche Kern der Logistik: Lebensmittel

Der „weiche Kern“ der logistischen Herausforderung, Armeen über Land marschieren zu lassen und zu versorgen, das war die Nahrung –

sie war der notwendigste, aber zugleich unsicherste Parameter. Denn wenn es keine eigens für Proviant vorgesehenen Wagenkolonne im Tross einer Armee gab, stellten sich ständig dringende Fragen: Gab es in der nächsten Stadt, im nächsten Versorgungslager, auf der nächsten Strecke, die durch unbewohntes Gebiet führte, genügend Nahrung? Fanden die Kundschafter etwas? Lieferten die Vertragspartner die versprochenen Lebensmittel? Geoffrey Parker hat scharfsinnig beobachtet, dass „niemand über die Anzahl der *Soldaten* auf einem Marsch sprach, sondern stets über die Anzahl der ‚Münder' *(bouches* oder *bocas)*, die zu stopfen waren". Und wie gezeigt, ging es ja auch bei einer Belagerungen oft um die „unnützen Esser".

Und selbst wenn die Wagenkolonnen Nahrung mitführten, musste der wichtigste Vorrat, der an Brot nämlich, ständig neu aufgefüllt werden – mindestens alle vier Tage, bei besonders warmem Wetter sogar alle zwei Tage. Für den Notfall gab es Zwieback, doch die Soldaten bevorzugten stets Brot. Und eine 10.000 Mann starke Armee im Feld benötigte täglich 9, 5 Tonnen Getreide für Brot – es gab kaum regionale Mühlen und Bäcker, die diese Menge bewältigen konnten. Täglich fünf bis zehn Tonnen Weizen zu organisieren, die dann sofort gemahlen und gebacken wurden, das gelang nur durch sorgfältige Planung – oder durch Diebstahl, Überfälle, spezielle Kriegssteuern oder eine regelrechte Flut von Geld.

Aber so viel Geld stand für das Militär nur selten zur Verfügung. Und selbst wenn: Binnen weniger Tage oder selbst innerhalb von ein bis zwei Wochen konnte man keine neuen Mühlen und Bäckereien aus dem Boden stampfen, geschweige denn von weither tonnenweise Getreide ankarren. Eine russische Studie über das 19. Jahrhundert ist zu dem Schluss gekommen, dass eine Armee, die ohne Proviantlager („Magazin") operierte, darauf achten musste, nur durch Regionen zu marschieren, „deren Bevölkerungsdichte bei über 35 Personen pro Quadratkilometer lag". Mit anderen Worten: durch die fruchtbarsten Gegenden Europas. Im Jahr 1607 verfügte der Versorgungszug der niederländischen Armee über „drei vorgefertigte Windmühlen, drei Wassermühlen, 26 Handmühlen, 25 Ausrüstungen für Bäcker sowie Werkzeug zum Bau von Mühlen und für den Umgang mit dem Korn" – und das trotz der vielen Städte, die es in den Niederlanden gab.

Der Mangel an Nahrung schickte im Europa der Frühen Neuzeit Dutzende Armeen in den Tod. Die Belagerung des protestantischen La Rochelle durch Truppen des Königs im Frühjahr 1573 zeigt exemplarisch auf, wie ein solcher logistischer Kollaps ablief.

Zwischen Januar und Ende Juni jenes Jahres führte der Herzog von Anjou, der Bruder des französischen Königs, eine Armee gegen die stark befestigte Hafenstadt. Zunächst unterstanden seinem Kommando 7000 Mann, und am Ende waren es immerhin 18.000, obwohl ihm

40.000 versprochen worden waren, sowie sechzig Belagerungsgeschütze. Beide Seiten müssen gehofft haben, dass die Belagerung nicht allzu lang dauern würde, und Mittelpunkt ihrer Sorgen war die Versorgung mit Lebensmitteln. Die Rochelais hatten zwar große Lager mit Proviant angelegt, aber dennoch begannen die Preise sofort zu steigen und die Vorräte zu schwinden. Anjous Belagerer fraßen sich durch die umliegenden Dörfer und waren gezwungen, ihre Rationen immer weiter zu verkleinern, während sie – vergeblich – darauf warteten, dass von anderswoher Nachschub eintraf. Versprochen hatte man ihnen eine tägliche Zufuhr von 30.000 Laib Brot, 10.000 Litern Wein und 20.000 Pfund Rindfleisch, und es kann durchaus sein, dass sie dies zumindest in den ersten Wochen der Belagerung auch bekamen. Aber schon bald blieb dieser Nachschub aus, und Ende März mussten die Soldaten des Königs hungern. Im April wurde der Hunger bereits lebensgefährlich. Im Mai gab es die ersten Todesfälle. Die Belagerer hatten sämtliche Lebensund Futtermittel der Region um La Rochelle aufgebraucht, und im Mai und Juni drehte sich alles um die Frage: Gab es überhaupt noch irgendwo Lebensmittel, und sei es, dass man sie teuer kaufen musste?

Gegen Ende der gescheiterten Belagerung der großen städtischen Festung Metz im Jahr 1552 durch Truppen des Kaisers berichtete der berühmten Chirurg Ambroise Paré, Augenzeuge der Ereignisse, dass es absolut keine Nahrung mehr zu kaufen gab. Alles war verbraucht worden – oder es war gestohlen und wurde irgendwo gehortet.

Um La Rochelle herum gab es fast täglich blutige Gefechte. Krankheit, Tod und Fahnenflucht dünnten die Reihen der königlichen Soldaten aus. Die Munition für die großen Kanonen der Belagerer ging aus, während „die 175 Kanonen [der Stadt] noch aus allen Rohren auf sie feuerten“. Ende Juni wurde die Belagerung endlich aufgehoben. Die Belagerer hatten über die Hälfte ihrer Soldaten verloren, etwa 10.000 Infanteristen und Kavalleristen. Auch drei Viertel der Offiziere, vor allem Adlige, waren tot oder verwundet. An La Rochelle sollten sich die Menschen, Protestanten wie Katholiken, noch mehrere Generationen lang erinnern.

Ein paar Jahre später am anderen Ende Europas: Im Krieg mit Russland belagerten die Polen fünf Monate lang das moskowitische Pskow. Um die Stadt herum gab es kaum Dörfer, und die Lebensmittel für die Armee musste man entweder herbeikarren oder zusammenrauben. Die Jagd nach Essbarem musste auf immer weitere Gebiete ausgedehnt werden, und die polnischen Versorgungswagen wurden dabei von ihrer berühmten leichten Kavallerie bewacht. Im September 1581 – die Belagerung hatte gerade erst begonnen – hatten die Polen ihren Radius auf der Suche nach Nahrung und Futter schon auf siebzig Kilometer ausgedehnt; hin und zurück brauchte man dafür

bis zu sechs Tage. Sie nahmen der Region alles Essbare, und im folgenden Januar konnten die Expeditionen zur Proviantsuche schon bis zu einem Monat andauern, denn pro Strecke legten Fuhrleute und Kavallerie fast 350 Kilometer zurück.

In der südrussischen Steppe, die ebenfalls äußerst dünn besiedelt war, tat die leichte Kavallerie der Krimtataren eine neue Nahrungsquelle auf: Sie nahmen auf ihre Feldzüge zusätzliche Pferde mit, die sie aßen, falls es nötig war. Und in Moskowien (wir befinden uns immer noch im 16. Jahrhundert) legte man für die Armeen bereits eigene Getreidespeicher an.

Ende des 16. Jahrhundert marschierte die spanische Armee von Mailand aus über die Alpen und weiter durch Savoyen und die Franche-Comté, Lothringen und Luxemburg bis nach Flandern. Dabei verwendeten sie das System der *étapes*, das die Franzosen zu Beginn der 1550er-Jahre entwickelt hatten. Diese *étapes* waren Versorgungsstationen in Kleinstädten und Dörfern, an denen die Armee Halt machte und wo man an die Soldaten Lebensmittel austeilte. Die sogenannte „Spanische Straße" war eine bekannte und vielbereiste (Handels-) Route, die normalerweise nicht für kriegerische Zwecke benutzt wurde. Hin und wieder mussten die Soldaten jedoch für Speis und Trank zahlen, und wenn sie kein Geld hatten beziehungsweise nicht bezahlt worden waren, mussten sie hungern. Für diese Truppen ging der Ärger in Kriegszeiten erst richtig los, sobald sie die Niederlande erreichten, wo ihr Sold bald zur Neige ging und sie sehen mussten, wie sie sich versorgten.

Die Versorgung entlang der Soldaten entlang der Spanischen Straße arrangierten Amtspersonen, die den Händlern an den *étapes* im Voraus ihren Bedarf mitteilten. Da kamen dann private Auftragnehmer beziehungsweise Ausrüster *(munitionnaires)* ins Spiel. Im 17. Jahrhundert griffen vor allem die Franzosen oft auf diese Institution zurück. Spezielle Versorgungsbeamte *(commissaires)* engagierten diese Privatunternehmer, die dann auf ihr Geheiß für die Heereseinheiten Lebensmittel besorgten oder Getreidelager anlegten. Wenn es eine ausreichende Ernte gegeben hatte, war es, zumindest in Friedenszeiten, kein großes Problem für die Ausrüster, die benötigten Nahrungsmittel auch zu liefern, mitunter sogar auf Kredit. Unter Ludwig XIV. schlossen sich die *munitionnaires* sogar zu Unternehmen zusammen, um die Risiken untereinander besser zu verteilen. Wenn sich aber die Zahlungen seitens der Krone verzögerten oder gar ganz ausblieben – was unter Richelieu in den 1630/40er-Jahren geradezu die Norm war – kam es leicht zur Katastrophe: Dann wurden nämlich auch keine Lebensmittel mehr geliefert. Natürlich wiesen die Auftragnehmer dann alle Schuld von sich. Und gerade in einem Krieg mit seinen vielen unerwarteten Wendungen kam das durchaus öfter

vor.

Dass eine Armee im Krieg eine Niederlage einsteckte, lag in der Regel nicht an einem Mangel an Waffen, an Mut oder an den Verlusten auf dem Schlachtfeld. Krankheiten und Hunger waren es, die sie besiegten oder sogar ganz aufrieben; und während man Krankheiten nicht mit den Mitteln der Logistik beikommen konnte, war die Versorgung mit Nahrung ausschließlich ein logistisches Problem.

Wie bereits erwähnt, war Irland bei den britischen Streitkräften alles andere als beliebt, denn wer dort Soldat war, starb in den meisten Fällen an Krankheiten oder Hunger. Wenn eine Armee, die dort landete, Proviant dabeihatte, war er sehr schnell aufgebraucht. Im Jahr 1643 konsumierten die 4000 bis 7000 royalistischen Infanteristen und Kavalleristen unter dem Marquis von Ormond in Leinster binnen einer Woche „49.248 Pfund Butter, 49.649 Pfund Käse, 447 Fass Weizen und Roggen, 367 Fass Erbsen und 356 Fass Hafer". Die lokale Wirtschaft war einfach nicht in der Lage, solche Mengen regelmäßig zu produzieren, geschweige denn, wenn im Krieg Felder und Bauernhöfe verwüstet wurden. Ein paar Jahre später, 1648, beschwerte sich der Graf von Inchiquin, dass „zahlreiche meiner Männer an Hunger gestorben sind, nachdem sie sich eine Weile von Katzen und Hunden ernähren mussten".

Hunger und geringe Ernteerträge waren im Europa der Frühen Neuzeit eine mehr als chronische Erscheinung – sie waren für jene Epoche und für die damals übliche Bedarfswirtschaft geradezu charakteristisch. Je nach Wetterbedingungen, Ernteerträgen, Preisen und Vorratslage mussten fünfzehn bis zwanzig Prozent der Bevölkerung mehr oder weniger ständig hungern. In Kriegszeiten schnellte diese Zahl in den betroffenen Gebieten sogar noch in die Höhe, auf sechzig Prozent der Bevölkerung oder mehr. Die Soldaten mussten sich ständig darum Sorgen machen, was sie wo erwartete, wenn es um die Nahrung ging. Brot galt als wichtigstes Lebensmittel: Geoffrey Parker schreibt, eineinhalb Pfund „Brot pro Tag galt als Mindestration, ohne die kein Soldat überleben könne". Doch wenn ein Soldat nur diese Ration erhielt und sonst nichts, verhungerte er trotzdem langsam, aber sicher. Wenn er im Feld sechs bis acht Stunden täglich mit moderater Ladung marschieren musste, benötigte ein Soldat 3.400 bis 3.600 Kalorien pro Tag. Die vorgesehenen anderthalb Pfund Brot enthielten gerade einmal 1875 Kalorien. Wenn der Rest ausblieb, bedeutete das nagenden Hunger. Im Dreißigjährigen Krieg kam es vor, dass hungrige Truppen auf der Suche nach etwas zu essen in ein Dorf einfielen und, wenn sie dort nichts vorfanden, regelrecht ausrasteten, vor Wut zu schreien begannen und im Zorn die Häuser anzündeten.

Wagen und Pferde

Im Jahr 1522 schiffte Heinrich VIII., König von England und Verbündeter von Kaiser Karl V., 10.000 Soldaten nach Calais ein. Sie trafen dort am 20. August ein und marschierten ins Landesinnere. Die wenigen Vorräte, die sie dabeihatten, gingen bereits zur Neige, als sie das etwa 110 Kilometer hinter Calais gelegene Doullens erreichten. In Calais und Saint-Omer gab es „beinahe zu viel Lebensmittel“, aber die Offiziere konnten keine mitnehmen, weil sie über viel zu wenige Pferde und Fuhrwerke verfügten. Anfang Oktober waren bereits zahlreiche Soldaten desertiert und andere krank, und Heinrichs Armee musste den schmachvollen Rückzug antreten. Am 15. Oktober waren sie wieder in Calais.

Noch bemerkenswerter ist, dass ein Jahr später beinahe genau das Gleiche wieder passierte: Wieder waren es 10.000 britische Soldaten, die Ende August in Calais landeten, um Boulogne zu belagern, und wieder nahmen sie zu wenig Lebensmittel (und nun auch Munition) mit, weil ihnen die Transportmittel fehlten. Dieses Mal trafen sie Mitte November wieder in Calais ein.

Auch bei Militäraktionen gegen die Schotten, entlang der nördlichen Grenze des Königreichs, litten die Engländer oft an einem Mangel an Wagen und Karren, und so mussten auch dort Soldaten hungern. In der Logistik, so scheint es, lernten die Verantwortlichen eher selten aus ihren Fehlern.

Die Notwendigkeit von Zugtieren, Karren und Wagen führt uns zum Kern des Themas Logistik. Transportmöglichkeiten bedeuteten Nahrung. Ohne Fahrzeuge und Lasttiere gab es auch keine Nahrung, es sei denn, sie wurde auf dem Wasser transportiert, wurde vor Ort gekauft oder gestohlen oder auf andere Weise beschafft, zusammen mit Fahrzeugen, wenn man diese benötigte. Abgesehen von Nahrungs- und Futtermitteln standen Pferde für Armeen stets ganz weit oben auf der Liste der ersehnten Beute; und wenn der Hunger groß war, belegte Nutzvieh den zweiten Listenplatz. Doch keine bedürftige Armee hätten gute Karren oder Fuhrwerke stehen gelassen – dies waren für ihren Tross wahre Schätze. 1581/82, als die deutschen Truppen in Spanien, Söldner des Königs, durch die Stadt Antequera in der Nähe von Jerez de la Frontera zogen, stahlen sie kurzerhand 350 Ochsen und fünfzig Wagen. Später gaben sie den Einwohnern 85 Ochsen zurück, aber keinen der Wagen.

Für das zahlenmäßige Verhältnis von Karren oder Wagen pro Soldaten und Pferde scheint es flexible Regeln gegeben zu haben. In den Hugenottenkriegen gab es einen Vertrag, der ein Fuhrwerk auf vier bis sechs Pferde vorsah. Bei den Landsknechten sollte auf zehn Mann ein Wagen kommen. Anfang des 17. Jahrhundert verfügten

Armeen über einen Wagen pro ungefähr fünfzehn Soldaten, mit zwei bis vier Pferden pro Wagen. Die 24.000 Mann von Moritz von Nassau begleitete auf ihrem Feldzug im Jahr 1602 ein Zug von 3000 Wagen, also ein Fuhrwerk für jeweils acht Mann. Vier Jahre später verfügte Ambrogio Spinolas Armee von 15.000 Soldaten, ebenfalls in den Niederlanden, über 2000 bis 2500 Wagen: im Durchschnitt 6 bis 7, 5 Menschen pro Wagen. Im Jahr 1629 führte eine Armee von 11.000 Spaniern und Italienern 673 Maultiere mit, also eines auf sechzehn bis siebzehn Mann. Wie viele Karren und Tiere man hatte oder brauchte, hing zum Teil davon ab, welche Mengen von Vorräten mitgeführt wurden.

Von Zeit zu Zeit arrangierten es die Offiziere so, dass Fuhrleute Soldaten, die sich bereits auf dem Marsch befanden, Wagen lieferten – zum Beispiel entlang der Spanischen Straße und in Savoyen und Lothringen. Aber über die Pässe der Alpen transportierte man die meisten Güter mit Maultieren. Und gelegentlich zwang man die Besitzer der *étapes* dazu, der Armee einige auszuleihen, um etwas über kurze Strecken zu transportieren; das Ende vom Lied war, dass bis zu zwei Drittel der Tiere am Ende verletzt zurückkam oder gestorben war, da man sie achtlos geschunden hatte.

Die bloße Zahl der Karren und Fuhrwerke in einem Heereszug sagt uns leider nichts darüber (hier schweigen sich die meisten Quellen aus), wie genau man diese verwendete – wie viele waren für die Offiziere vorgesehen, wie viele für die Soldaten, für den Tross, für Brot und andere Lebensmittel, für Pferdefutter, für den Transport von Waffen, Munition, Zelten und allen anderen Utensilien, die eine Armee auf einem Feldzug benötigte? Eine gut ausgestattete Feldarmee hatte zumeist tragbare Öfen und Handmühlen (zum Mahlen von Weizen, Roggen und anderem Getreide) dabei. Auch Luxusgüter und Statussymbole fanden ihren Weg in die Wagenkolonne; mitunter hatten adlige Offiziere so viel Kleidung, Hüte, Federbäusche und anderen Putz dabei, dass kein Platz blieb für Artillerie. In den 1620er- und 1630er-Jahren führte die Flandernarmee, die weitaus stärker war als die niederländische Armee, dennoch oft weniger Belagerungs- und Feldgeschütze mit, weil die Offiziere – so ein Experte – „den Artilleriezug dazu verwendeten, ihr persönliches Gepäck tragen zu lassen“. Im Krieg sollte ein Edelmann seine Qualitäten unter Beweis stellen, aber auf die Insignien seiner Identität wollte er dabei nicht verzichten – der Eitelkeit war der Putz wichtiger als Waffen.

Bevor wir es vergessen: Zur Plünderung von Städten und Dörfern benötigte man noch zusätzliche Karren und Wagen. Wie sonst sollte man die ganze Beute abtransportieren? Bei der Plünderung von Brescia 1512 mussten die französischen Soldaten feststellen, dass sie so übereilt in die Stadt eingefallen waren, dass sie, als es losging,

keine Zeit hatten, sich die nötigen Fahrzeuge zu beschaffen.

Der brillante Forscher Géza Perjés, der sich viel mit der Logistik des 17. Jahrhunderts beschäftigt hat, hat einmal ausgerechnet, was es bedeutet hätte, wenn eine Armee von 40.000 Fußsoldaten und 20.000 Kavalleristen durch die Lande zog. Zu den Soldaten, so seine Berechnung, kamen 20.000 Pferde (als Zugtiere) für den Tross sowie 90.000 Rationen Brot; darin eingerechnet waren bereits die Extrarationen für die Offiziere und alle Helfer, die den Heereszug begleiteten – Fuhrleute, Schmiede, Handwerker, Vorreiter und andere mehr. Obwohl er ganz rationale Berechnungen anstellte, war das Ergebnis, auf das er kam, überraschenderweise unmöglich: Eine intakte Armee von dieser Größe mit mehr als 11.000 Wagen hätte sich – rechnet man einen gewissen Abstand zwischen den einzelnen Wagen mit ein – über 198 Kilometer (!) erstreckt. Selbst bei Höchstgeschwindigkeit, also etwa 25 Kilometern pro Tag, hätten der Anfang und das Ende eines solches Heereszugs acht Tagesmärsche auseinander gelegen.

Perjés ging es darum, die numerischen Grenzen der Armeen der Frühen Neuzeit festzulegen – und diese Grenzen bestimmte die Logistik. Er entdeckte, dass die damaligen Experten wie Montecuccoli und Turenne als Obergrenze für die Gesamtstärke einer Armee 50.000 Mann nannten. Jüngste Studien haben gezeigt, dass eine Armee dieser Größe nicht mehr als ein paar Tage im Truppenverband blieb, wenn sie nicht regelmäßig mit Nahrung und Futtermitteln versorgt wurde. Und doch wäre genau das im Rahmen der administrativen Ressourcen der Staaten des frühneuzeitlichen Europa ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Und wenn sich diese 50.000 von dem ernähren mussten, was sie im Umland fanden, dann zerstreute sich die hungrige Armee immer weiter, über viele Meilen. Realistischer erscheint eine Obergrenze von 25.000 bis 35.000 Mann. Und selbst eine Armee dieser Größe wäre selbst in den fruchtbarsten Teilen Europas – Frankreich, der Po-Ebene, dem Rheinland – gezwungen gewesen, ständig in Bewegung zu bleiben, während sie alle lokalen Reserven aufbrauchte und Leere und Verwüstung zurückließ.

Folglich mussten die Soldaten großer Armeen im Feld in der Regel hungern. Die damaligen Rahmenbedingungen machten dies unumgänglich. Das mag auch der Grund dafür sein, warum sie im Durchschnitt nur rund zwanzig Kilometer pro Tag marschierten, während heutige Armeen durchschnittlich 35 bis 40 Kilometer schaffen.

Ende des 15. Jahrhundert waren in Italien die Kriegspferde knapp; gute Exemplare wurden für nicht weniger als dreißig Dukaten gehandelt, die besten sogar für achtzig bis neunzig Dukaten – das entsprach beinahe zwei Jahreslöhnen eines Handwerksmeisters in

einer venezianischen Werft. Der Mailänder Pferdemarkt und die Frühjahrsmessen von Como, Chiasso und anderswo in der Lombardei zogen Händler aus ganz Norditalien, aus Deutschland und aus der Schweiz an. Dass der Mangel an guten Pferden nicht nachließ, lag zumindest teilweise daran, dass hungrige Soldaten ihre Reittiere häufig verkauften oder verpfändeten.

Im Norden Europas erreichten die Preise für Kriegspferde im 17. Jahrhundert ungeahnte Höhen. Die Flandernarmee importierte in den 1640er-Jahren tausende Pferde, vor allem aus Polen, aber auch von noch weiter her: aus Sardinien oder Neapel. In Spanien kamen kaum Pferde auf den Markt, weil so viele in einer enorm populären Unterhaltungsform gebraucht beziehungsweise getötet wurden: dem Stierkampf. Durch den Historiker R. A. Stradling wissen wir, dass ein gutes Kavalleriepferd in den Niederlanden 1646 mehr als doppelt so viel wert war „wie ein schwarzer Galeerensklave und zwölf Mal so viel wie ein irischer Infanterist" – was uns zugleich etwas über den Sold der irischer Soldaten auf dem Kontinent verrät.

Wir dürfen daher davon ausgehen, dass die Offiziere der Kavallerie besonders pfleglich mit ihren Pferden umgingen. Aber auch um weniger edle Tiere musste man sich kümmern. In einem Bericht aus dem Jahr 1908 befand die Veterinärabteilung der britischen Armee, dass man „die Transporttiere der Armee so behandeln sollte, als seien sie ihr Gewicht in Gold wert", und daher könne „keine Pflege oder Betreuung zu aufwendig oder zu genau sein". Die polnischen, russischen und tatarischen Kavalleristen des 16. und 17. Jahrhunderts hätten diesen Worten sicherlich zugestimmt. Doch der elende Zustand der Armeen in Westeuropa, vor allem in Kriegszeiten, machte eine ordnungsgemäße Behandlung der Pferde nahezu unmöglich.

Inmitten des Dreißigjährigen Krieges, als die Menschen an vielen Orten hungerten, kam es in Südwestdeutschland zu einem Vorfall, wie er sich so oder ähnlich unzählige Male ereignet haben muss: Dorfbewohner beobachteten, wie ein kroatischer Soldat auf sein Pferd eindrosch, weil es sich weigerte, sich von der Stelle zu bewegen. Er schlug immer wieder auf den Kopf des Tieres ein, bis es zusammenbrach und starb; später verspeisten die ebenso fassungslosen wie hungrigen Dorfbewohner das Pferd. War es am Ende seiner Kräfte? Stand es selbst kurz vor dem Hungertod?

Im Laufe eines Tages kann ein Pferd zwar eine Last von einem Fünftel seines Gewichts tragen, aber nicht unendlich weit, und außerdem benötigt es dafür zehn bis zwölf Kilogramm Futter; wenn es schwere Arbeit verrichten muss, sogar fünfzehn Kilogramm und mehr. Außerdem durfte, wie ein Logistik-Historiker festgestellt hat, nicht nur Stroh oder Heu gefüttert werden, sondern das Futter musste zur Hälfte „aus Getreide bestehen". Doch sobald man ein Pferd einige Tage

übermäßig viel arbeiten lässt und nicht genug füttert, wird es „ungeeignet für die weitere Verwendung“, und in Kriegszeiten wurde es dann oft getötet, denn damit ein solchermaßen entkräftetes Pferd wieder fit wurde, brauchte es gutes Futter und vor allem vier bis fünf Monate Ruhe.

Kein Wunder, dass Pferde nach Nahrung das Erste waren, das sich plündernde Soldaten unter den Nagel rissen; direkt danach kamen Hafer, Heu und Gras. Pferde wurden auch illegal „von unbezahlten Kavalleristen“ verkauft und „starben während der langen Feldzüge und strengen Winter in großer Zahl“. Was noch schlimmer war: Da viele Pferde misshandelt wurden und unterernährt waren, ersetzte man die sterbenden Tiere allzu oft, indem man sich neue stahl. Und das hatte unmittelbare Auswirkungen auf die Dörfer und Gemeinden, denn es brachte die Landwirtschaft zum Erliegen – ohne Pferde konnten die Bauern weder pflügen noch ihre Waren transportieren, vor allem in hügeligem Gelände. Dann mussten die Bauern genauso hungern wie die Soldaten.

Der Feldzug des schwedischen Generals Lennart Torstensson im Frühjahr 1645 zeigt, wie wichtig es war, dass man seine Pferde gut ernährte. Er zog Ende März mit 16.000 Mann gegen Wien, doch war er nicht in der Lage, die Stadt anzugreifen – und das, obwohl er nur noch einen Tagesmarsch von Wien entfernt war. Das lag zumindest zum Teil daran, wie der Schlachtenexperte William Guthrie darlegt, dass „der Mangel an Futter, als der Winter zu Ende ging, seine Kavallerie geschwächt hatte“; das Ergebnis: „Die Pferde wurden krank und viele starben.“ In den Hugenottenkriegen und im Dreißigjährigen Krieg waren Armeen von 25.000 bis 30.000 Mann keine Seltenheit. Für diese Armeen war die tägliche Versorgung mit Mehl oder Brot genauso wichtig wie der Zugriff auf Pferdefutter, denn ein Drittel der Soldaten stellte stets die Kavallerie-Regimenter.

Eine so große Streitmacht verfügte oft (inklusive Packtiere) über nicht weniger als 20.000 Pferde. John Lynn und andere haben gezeigt, dass eine solch große Armee fraglos ihr eigenes Pferdefutter mitführen musste: Das wären dann etwa 500 Tonnen pro Tag gewesen. Aber die Pferde mussten versorgt werden, und dazu schickte man mitunter tausende Männer auf Futtersuche aus, die alles heranschleppten, was sie im (immer größer werdenden) Umkreis an Trocken- und/oder Grünfutter in die Finger bekamen. Die blanke Notwendigkeit trieb die Armeen immer weiter, von Ort zu Ort, und trotzdem starben zwangsläufig viele ihrer Pferde an Erschöpfung und Hunger. Im Rahmen ihres Feldzugs von 1568/69 gegen die Hugenotten, auf einem Streifen von Frankreich, der sich von Saumur bis hinter Limoges erstreckte, schritten „die 30.000 Mann und … 15.000 Tiere“ der königlichen Armee ohne Pause voran, denn alle Nahrung und alles

Futter vor Ort hatten sie jeweils innerhalb weniger Tage aufgebraucht.

Für die großen Armeen des Dreißigjährigen Kriegs galten die gleichen logistischen Obergrenzen. Diese Tatsache wirft ein neues Licht auf ihre Raubzüge durch Flusstäler und fruchtbare Regionen, auf der Jagd nach Lebensmitteln und Futter für die Tiere. Die schwedischen Armeen der 1630er- und 1640er-Jahre unter Banér, Torstensson und Wrangel waren riesige Nahrungssuchmaschinen.

Außer im Kampf wurden Kriegspferde stets geführt und nicht geritten, so blieben sie in bestmöglicher Verfassung. Und von allen Pferden eines Heereszugs sorgte man am meisten für diejenigen der Elite-Kavallerieeinheiten; sie waren es, die am ehesten die benötigten Futterrationen bekamen. Von kriegerischen Handlungen einmal abgesehen, starben als erste immer die Arbeitspferde, die Waffen und Fuhrwerke zogen.

Heereszüge und Gefolge

Im Jahr 1615 stellte ein deutscher Beobachter fest: „Wenn man heute ein Regiment deutscher Soldaten rekrutieren will, muss man nicht nur 3000 Soldaten kaufen: Zusammen mit diesen kommen 4000 Frauen und Kinder“. Diese Bemerkung zielt auf ein ganz allgemeines Merkmal der Armeen in Europa ab.

Die zahlreichen Ehegattinnen, anderen Frauen und Kinder, die hinter den langen Reihen von Soldaten herliefen, waren in Kriegszeiten ein durchaus bemerkenswerter Anblick. Aber mit einer Armee zogen auch diverse Arten von Bediensteten, die Lakaien der Offiziere und viele andere Helfer. Ende des 15. Jahrhunderts erklärte Karl VIII., König von Frankreich, „dass er 48.000 bis 50.000 Münder am Tag fütterte, um im Feld eine Armee von 20.000 Soldaten zu unterhalten“. Die weiblichen Begleiter der Soldaten waren nicht nur Ehefrauen, sondern auch Witwen, Konkubinen und Prostituierte. Als der englische König Heinrich VIII. im Jahr 1544 in Frankreich einfiel, setzte auch eine große Anzahl Frauen mit über den Kanal, um sich seinen Streitkräften anzuschließen.

Mangels verlässlicher Forschungsergebnisse können wir nicht sagen, ob das Gefolge vielleicht sogar einen längeren Zug bildete als die Soldaten. Zumindest während des Dreißigjährigen Kriegs waren die Soldaten in den Niederlanden und in Deutschland gegenüber ihrem Gefolge manchmal in der Unterzahl, aber die Regel war das wohl nicht. Geoffrey Parkers Studien zur Flandernarmee zeigen, dass das Gefolge zwischen 8 und 53 Prozent des Umfangs einer Kampfeinheit entsprach. Die besten neuen Schätzungen ergeben für den Dreißigjährigen Krieg oftmals ein Verhältnis von 50:50 – auf jeden

Soldaten kam ein Nicht-Soldat.

Neben Frauen, Kindern und Offizierslakaien gehörten dem Heeresgefolge auch diverse unterschiedliche Handwerker wie Tischler, Stellmacher und Schmiede an, daneben Marketender (die Essen und Getränke verkauften), Pfandleiher, Quacksalber, alte Veteranen und alle möglichen anderen Mitläufer.

Die Armee der Frühen Neuzeit war eine eigene Gesellschaftsform, dennoch hätte die wandernde Stadt mit all dem Leid, das in ihr herrschte, nicht so lange funktioniert, wenn nicht die Frauen dabeigewesen wären, die Trost, Geborgenheit und ein Gefühl von Familie vermittelten. Den Herrschern war das ganz recht so, denn sie wussten, dass sie solch große Armeen ohne das dazugehörige Gefolge gar nicht erst aufstellen, geschweige denn zusammenhalten konnten. In diesem Sinne hatten die Regierenden selbst dafür gesorgt, dass hier eine eigene Form der Gesellschaft entstanden war, die sich vom täglichen Leben in Stadt und Land ganz grundlegend unterschied. Der Rest der Bevölkerung verachtete und fürchtete sie als gottlosen und unmoralischen Pöbel, zu dem – wie man allenthalben glaubte – Diebe, Strolche, Huren und Mörder gehörten und der, wohin er auch ging, Krankheiten einschleppte.

Nach 1660 führten Herrscher und Armeen strengere Vorschriften gegen das Mitreisen von Ehefrauen ein, dazu strenge Gesetze gegen Prostitution; so sollten Prostituierten das Gesicht gebrandmarkt und Nase und Ohren aufgeschlitzt werden. Aber auch wenn die Gefolge nun kleiner wurden, gab es sie doch noch bis ins 18. Jahrhundert hinein, und die Garnisonen mussten immer Vorkehrungen für die Anwesenheit von Frauen und Kindern treffen.

Die Begleiterinnen der Offiziere reisten auf Wagen mit, doch die Männer der meisten Mitläuferinnen waren zu arm, um ein Pferd zu besitzen, außer sie hatten im Krieg bei Plünderungen eines ergattert. Doch selbst dann hätten sie es sicherlich bald verkaufen müssen, wie Peter Hagendorf, ein Soldat im Dreißigjährigen Krieg, von dem wir ein Tagebuch besitzen. Die meisten Frauen im Gefolge gingen zu Fuß, beladen mit Kleidung, Töpfen und säckeweise anderen Gegenständen, und oft hatten sie noch ein paar Kinder dabei, die sie dann manchmal auch noch tragen mussten. Wenn sie nicht ausnahmsweise bei Zivilisten einquartiert wurden, schliefen sie in Zelten, wackeligen kleinen Hütten oder im Freien; sie mussten stark sein, andernfalls starben sie über kurz oder lang an Erschöpfung, an Krankheiten oder im Kindbett. Hagendorf verbrachte viele Jahre bei verschiedenen Armeen (1624–1649); er marschierte dabei durch ganz Deutschland und ins Ausland und musste währenddessen miterleben, wie seine erste Frau und sieben seiner Kinder starben. Wenn eine dieser Frauen hingegen ihren Ehemann oder Partner im Kampf oder durch Krankheit

verlor, war sie sofort mittellos, vor allem wenn sie Kinder hatte. Was sollte sie tun? Viele versuchten, rund um die Wagenkolonne Arbeit zu finden – oder sie bettelten, stahlen oder prostituierten sich. Manche wurden auch vertrieben. Und wohin sollten sie dann gehen? Manchmal konnten sie nach Hause zurückkehren. Ihre Söhne konnten versuchen, als Offizierslakaien unterzukommen; manche wurden Diebe. Alternde Witwen und alte Soldaten klammerten sich an das Leben im Heereszug, denn sie wussten, dass es keine andere Welt und kein Zuhause mehr für sie gab.

Für ihre sexuellen Partnerschaften mussten die Frauen im Heeresgefolge mit harter Arbeit bezahlen: Sie wuschen die Kleidung, nähten, kochten, schleppten Dinge von A nach B, versuchten Lebensmittel aufzutreiben, feilschten mit Händlern, handhabten die Kriegsbeute, gingen mit auf Nahrungssuche, mahlten mit Handmühlen Getreide und gruben Gräben. Sie taten in der Regel so ziemlich alles, außer Waffen abzufeuern und Lanzen zu schwingen. Doch auch das kam manchmal vor: tote Soldaten auf dem Schlachtfeld, die sich als Frauen entpuppten: „Der Bischof von Albi, der den Sterbenden in Leucate 1637 die letzte Ölung zuteilwerden ließ, entdeckte mehrere Frauen in Uniform, die gefallen waren.“ Und in diesem Zusammenhang ist noch eine weitere Aufgabe der Frauen zu erwähnen, vielleicht sogar die wichtigste: Der chronische Mangel an Feldärzten, die kaum mehr Lohn erhielten als ausgebildete Handwerker, führte dazu, dass es vor allem die Frauen waren, die die Kranken pflegten und die Verwundeten verarzteten.

Wir wissen nun, warum es die Frauen waren, die im Mittelpunkt der Welt der Wagenkolonnen standen. Natürlich spielten auch Stellmacher oder Schmiede eine wichtige Rolle; aber es waren die Frauen und Kinder, die ein wenig von zu Hause mit in die Ferne brachten und den Soldaten ein Gefühl von Heimat vermittelten. So kann es kaum überraschen, dass sich die Zahl der Zivilisten, die einem Heereszug folgten, wie Historiker herausgefunden haben, im Zuge des gnadenlosen Dreißigjährigen Kriegs mehr als verdoppelte. Wenn die Enteigneten den Soldaten folgten, brauchten die Soldaten ihrerseits eine moralische Stütze, die ihnen nur Frauen und Kinder bieten konnten. Das geht ganz deutlich aus Peter Hagendorfs Kriegstagebuch hervor.

Eine weitere Schlüsselfigur der Wagenkolonnen waren die Marketender: Das waren Personen, die Lebensmittel, Getränke, Tabak, Kleidung, Lederwaren und gebrauchte Schuhe verkauften – und viele andere Dinge mehr. Peter Burschel hat festgestellt, dass eine Armee ohne Marketender eine arme, unbezahlte Armee war, eine hungrige und – möchte man hinzufügen – eine Armee, die elendig zugrundeging.

Keine Armee auf einem Feldzug konnte ohne diese Händler und ihre Waren überleben. Die mitunter durchaus wohlhabenden Marketender hatten ihre eigenen Wagen, und jedem von ihnen, arm oder reich, stand es frei, einen Heereszug zu verlassen und sich einem anderen anzuschließen. Gelegentlich verdächtigte man die Marketender, für den Feind zu spionieren. Die meisten von ihnen verkauften wohl lediglich kleine Mengen an Nahrung, Bier und Branntwein. Es gab unter ihnen auch viele Frauen, und genau wie ihre männlichen Kollegen traten die Marketenderinnen frühmorgens vor ihren Wagen und priesen lautstark ihre Ware an. Grimmeishausens um 1670 verfasster Roman *Trutz Simplex oder Lebensbeschreibung der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche* (die Vorlage für Bertolt Brechts *Mutter Courage)* ist das Porträt einer solchen Frau. Auch wenn hier und da die Fantasie mit Grimmeishausen durchgeht, stimmen die wichtigsten Wesenszüge seiner Figur – betrachtet man sie im Kontext des Dreißigjährigen Kriegs – durchaus mit der Moral der Epoche überein: zynisch, ausfallend, derb und zu Extremen neigend. Da sie gezwungen ist, von ihrem Verstand, ihrem Trotz, ihrem Liebreiz und ihrer sexuellen Verfügbarkeit zu leben, hat Courasche (so übrigens auch das unter den Landsknechten gängige Wort für Vagina‘) keine andere Wahl, als mutig und ehrgeizig sein. Doch am Schluss ist sie natürlich genauso krank und hässlich wie der Krieg selbst.

Dass die meisten Marketender Kleinhändler waren, zeigt sich daran, dass große Armeen in den Reihen ihrer Wagenkolonnen über hunderte solcher Marketender verfügten. So reisten mit einer Armee von 14.000 Mann mitten im Dreißigjährigen Krieg beispielsweise etwa 220 Marketender mit: im Durchschnitt also einer auf 64 Mann, das Gefolge nicht eingerechnet. Im spanischen Heer gab es Reglement, das die Zahl der Marketender auf drei pro Kompanie beschränkte. Einer Kompanie jedoch gehörten nie mehr als 300 Mann an, oft sogar 100 oder weniger.

In ihrer elendesten Zeit als Marketenderin ist Courasche gezwungen, zu Fuß zu gehen, und hat nichts zu verkaufen als Schnaps und Tabak. Ihre Ware schleppt sie in einem Sack mit sich herum. Als es ihr etwas besser geht, besitzt sie ein Maultier oder einen Esel, und als es ihr besonders gutgeht, hat sie, einen (oder sogar mehrere) Wagen, wie so manche wohlhabende Marketender. Gerade diese reicheren Händler waren es, die in der armen Zivilbevölkerung Angst und Schrecken verbreiteten, sie waren stets die Vorhut einer nahenden Armee, und sie fielen in die Städte ein, um für ihren Handel so viel Nahrung wie möglich aufzukaufen. Natürlich schnellten dadurch die Preise für Fleisch, Käse und andere Lebensmittel sofort in die Höhe.

Es gab aber auch ein paar Händler, die am geringfügigen Verkauf von Nahrungsmitteln gar nicht so sehr interessiert waren: die

Großkaufleute, Pfandleiher und Geldverleiher, die mit fast allem handelten, was Geld brachte – von gestohlenen Kirchenglocken, über teure Teppiche und ganze Herden von Pferden und Rindern bis hin zu feinem Tuch und teurem Schmuck. Die Cleversten von ihnen sprachen wahrscheinlich zumindest ansatzweise zwei oder drei Sprachen – vor allem Französisch, Spanisch, Deutsch, und in Teilen von Deutschland kam man auch gut mit einer slawischen Sprache durch. Sie sicherten sich rechtzeitig ihren Platz im Gefolge einer Armee, die im Begriff war, eine reiche Stadt zu überfallen. Die dann zu erwartende Beute bedeutete für diese Händler enorme Gewinne. Sie kauften – zu Spottpreisen versteht sich – wertvolle Beutestücke auf und karrten diese dann in andere Städte, um sie zu einem Preis wieder zu verkaufen, der eher dem tatsächlichen Marktwert entsprach. Den Soldaten war das ganz egal: Sie wollten Bargeld – um sich Essen und Trinken, Kleidung und Schuhe zu kaufen oder um es beim Glücksspiel wieder zu verlieren. Auf dem Marsch konnten sie mit unhandlichen, schweren Gegenständen nichts anfangen, wenn sie nicht gerade ein Pferd oder einem Platz auf einem der Wagen hatten. Und da gab es immer einen reichen Marketender oder Pfandleiher, der ihnen diese Gegenstände nur allzu gern abnahm.

Soldaten standen bei Marketendern oft in der Kreide, was nicht weiter verwunderlich ist, bedenkt man, wie arm und abhängig von Kredit sie meistens waren. Aber so oder so mussten sie ihre Schulden bezahlen, denn die Marketender wurden nicht nur von den Offizieren geschützt, auch die Armeevorschriften sicherten ihnen einen speziellen Status zu. Es kann kaum überraschen, dass sie immer wieder von ihren Schuldnern beleidigt wurden, vor allem, wenn sie Juden waren. Aber es galt als schweres Vergehen, wenn ein Soldat einen Marketender angriff. Die reichen unter ihnen hatten meistens außerdem gute Kontakte zu den Befehlshabern. Immerhin gehörte es zu ihrem Geschäft, sich in der Kunst der Bestechung auszukennen – im Krieg wie im Handel. Selbstverständlich empfand der gemeine Soldat gegenüber Pfandleihern einen gewissen Hass, und sie waren die Ersten, die ausgeraubt oder getötet wurden, wenn sie in eine Schlacht verwickelt wurden. Deshalb taten die schlaueren Marketender auch alles dafür, dass sie stets auf der Gewinnerseite waren.

Im 16. und 17. Jahrhunderts waren es vor allem Marketender, die sich zugleich als Geldverleiher betätigten, durch deren Hände unzählige bei Plünderungen erbeutete Wertgegenstände gingen – von den Karren und Nutztieren armer Bauern über funkelnde Kronjuwelen bis hin zu Sammlungen berühmter Bilder und ganzen Bibliotheken.

Die wertvollsten Stücke jedoch rissen sich zumeist sesshafte Kaufleute aus benachbarten Städten unter den Nagel.

Quartiere

In einem Brief von 1637 an Kaiser Ferdinand III. beklagte sich Maximilian, Herzog von Bayern, darüber, wie sich die kaiserlichen Soldaten in seinem Herzogtum aufführten. Wenn sie im Winter nach einem Dach über dem Kopf suchten, so Maximilian, fielen sie in die Hütten armer Familien ein und jagten sie hinaus „in den verschneiten Wald, … wo sie erfrieren und verhungern“. Er bat den Kaiser, „solch einer Verteilung der Winterquartiere schnell einen Riegel vorzuschieben“, auch wenn er zugeben musste, dass die Soldaten „arm, entblößt, erschöpft, halb verhungert“ waren „und in einem solchen Zustand, dass es einfach ist, Mitleid mit ihnen zu fühlen“.

Im Jahr 1594 musste Francisco Verdugo, der Befehlshaber der spanischen Truppen in Friesland (im Norden der Niederlande), angesichts seiner unbezahlten, rebellischen und hungrigen Soldaten hilflos mitansehen, wie die Offiziere diverse Kavallerieeinheiten in den Häusern von Menschen unterbrachten, die so arm waren, dass sie „für ihre Kinder und für die Soldaten betteln gehen mussten“ – und sogar für die Lakaien der Soldaten. Dieser Anblick, so Verdugo, hätte selbst bei den grausamsten aller Menschen Mitleid geweckt. Doch die Soldaten hielt das nicht davon ab, ihre wehrlosen Opfer auf diese Weise zu misshandeln.

Die Praxis, Soldaten bei Zivilisten einzuquartieren, ist eines der am meisten vernachlässigten Themen in der Geschichte des Kriegs, und doch war sie im Europa der Frühen Neuzeit überall anzutreffen. Normalerweise musste der betreffende Haushalt den Soldaten ein oder mehrere Betten und die Küche zur Verfügung stellen sowie unter anderem Holz, Salz, Essig und Kerzen. In Friedenszeiten war dies alles reguliert, und den Zivilisten wurden alle Auslagen erstattet oder von ihrer Steuerschuld abgezogen – zumindest auf dem Papier. In Wirklichkeit war selbst in Friedenszeiten ziemlich unwahrscheinlich, dass die unfreiwilligen Gastgeber etwas erstattet bekamen. Und ohnehin konnte ja niemand dafür garantieren, dass die Soldaten ehrlich waren, dass sie keine ansteckenden Krankheiten ins Haus schleppten und dass sie sich nicht wie wilde Tiere gebärdeten.

Doch das war der Frieden – im Krieg wurde alles noch schlimmer; nun wurde die erzwungene Einquartierung vollends zu brutalen Angelegenheit. Den Fürsten ging das Geld aus, ihre Soldaten bekamen keinen Sold mehr und mussten hungern, und wenn es um die Quartiere ging, waren mit einem Mal alle Regeln vergessen. Nun verlangten die ungebetenen Gäste auch noch Brot, Fleisch, Wein oder Bier, mehr Betten, mehr Feuerholz, überhaupt mehr von allem. Und wer sich wehrte, erhielt Schläge oder wurde sogar getötet.

Die triste, dramatische Lage der Soldaten im Krieg, die im Winter

die armen Leute aus ihren elenden Hütten warfen, war beinahe ein Dauerzustand; die Armen verhungerten. Dennoch ließen sich die Opfer nicht immer einschüchtern: Die Einquartierung der Soldaten war für die Zivilisten mitunter nämlich, wie wir sehen werden, so unerträglich, dass es zu Aufständen und sogar zu tätlichen Übergriffen kam.

Genauso schlimm wie die Einquartierung – oder noch schlimmer – konnten die sogenannten „Beiträge“ sein. Aus den Aufzeichnungen des schwedischen Offiziers Georg Mittelstedt von 1637 geht hervor, dass ein Verbund von Dörfern in Westpommern den Soldaten täglich folgende Mengen liefern musste: fünf Fässer Bier, 200 Pfund Brot, sechzig Scheffel Hafer, vier Wagenladungen „gutes“ Heu, „eine Vielzahl von Gewürzen für mich und meine Offiziere“, ein Liter Butter, einen halben Scheffel Salz, dreißig Kerzen sowie „für die Küche des Hauptmanns der Kavallerie und anderer Offiziere zwei Schafe, zwölf Hühner, sechs Gänse und dreißig Eier“. Wenn es den Dörfern nicht gelang, dies täglich abzuliefern, dann würden die Kavalleristen, wie es hieß, kommen und es sich holen.

Wie bereits erwähnt, stellte der Einmarsch einer französischen Armee in Florenz im November 1494 die Florentiner Republik vor das Problem, an die 10.000 Mann unterzubringen. Zehn Tage lang hausten die Soldaten in Europas berühmtester Renaissancestadt, verteilt auf hunderte von Häusern. Derweil herrschten unter den Florentinern Angst und Schrecken. Jeden Moment, so fürchtete man, konnte die Situation kippen und sich in ein Blutbad verwandeln. Da nützte es wenig, dass Florenz und der König von Frankreich Verbündete waren – jedermann wusste, dass man dem Militär in Kriegszeiten nicht trauen konnte.

Es gab aber auch Häuser, die von der Zwangseinquartierung von Soldaten befreit waren. Vor allem in Frankreich genossen ganze Städte und Dörfer dieses Privileg; dafür bezahlten sie entweder Schutzgeld, oder es gab einen einflussreichen Edelmann oder einen Beamten mit guten Kontakten, der seine schützende Hand über die Region hielt. Das Gleiche galt auch für Einzelpersonen mit den richtigen Verbindungen: Sie erbaten oder kauften sich Immunität. Natürlich gab es auch bestimmte gesellschaftliche Klassen, die normalerweise keine Soldaten beherbergen mussten: Adlige, Geistliche, Stadträte, Zöllner und Inhaber königlicher Ämter. Solche Ausnahmen waren in ganz Europa üblich.

Im Oktober 1678 musste die französische Stadt Vervien, in der etwa 6500 Menschen lebten, ebenso viele französische Soldaten aufnehmen. Nimmt man an, dass in einem Haushalt im Durchschnitt eine vierköpfige Familie lebte, gab es in der Stadt etwa 1625 Häuser. Falls die Soldaten gleichmäßig verteilt waren, wurden also theoretisch pro

Haushalt vier Soldaten einquartiert. Doch eben nur theoretisch: Da zumindest einige der führenden Bürger von der Einquartierung befreit gewesen sein werden, mussten zahlreiche Häuser fünf, sechs oder noch mehr Soldaten unterbringen. Fazit: Die weniger begüterten Bürger wurden unverhältnismäßig stark belastet, denn selbst wenn zwei oder drei Soldaten, wie es üblich war, in einem Bett schliefen, stellten sie doch oft (zumindest in Kriegszeiten) geradezu unverschämte Forderungen.

Man muss kaum erwähnen, dass die besten Unterkünfte für die Offiziere reserviert waren. Das soziale Gefälle war in den europäischen Armeen womöglich noch stärker ausgeprägt als in der Zivilgesellschaft. Wann immer möglich, übernachteten die Offiziere in Städten, während die Soldaten – um die einflussreichen Bürger zu schonen – in Dörfern untergebracht wurden. In Oberitalien wurden Soldaten um 1500 herum fast ausschließlich auf dem Lande einquartiert und nur sehr selten in den Städten.

Durch die Praxis der Einquartierung war es die Zivilgesellschaft, die einen Großteil der Versorgung von Europas Armeen schulterte. Ein russisches Sprichwort besagte: „Die Soldaten hängen dem Bauern um den Hals." Zwangseinquartierungen gab es bis ins 18. Jahrhundert, als man in Frankreich, Deutschland, Spanien und den Niederlanden endlich verstärkt Kasernen errichtete.

Im 17. Jahrhundert gab es immer wieder Dörfer und Marktflecken, die ihre Zähne zeigten und sich gegen die unverschämten Forderungen des Militärs zur Wehr setzten. In Kriegszeiten taten sich in Teilen Deutschlands Menschen aus verschiedenen Dörfern zusammen, um ihre Unterdrücker zu töten.

Die Folgen indes waren mitunter schlimm. In den 1620er- und 1630er-Jahren wurden Massenaufstände von Bauern in verschiedenen Teilen von Deutschland und Österreich brutal niedergeschlagen. Im Südwesten Frankreichs, in den Regionen Périgueux und Bergerac, kam es zu mindestens vierzig verschiedenen Revolten gegen berittene Kompanien französischer Soldaten auf Quartiersuche. Diese Revolten waren gut organisiert, mit Ausgucken, Warnglocken, Wehrkirchen, Milizen, mit Musketen bewaffneten Bauern, manchmal auch unter Trommelklang oder sogar in Kooperation mit örtlichen Amtspersonen. Solche Aufstände konnten sich zu regelrechten Schlachten entwickeln, wenn bewaffnete Bürger die Soldaten, die sich im Anmarsch auf ihre Stadt befanden, vor ihren Toren angriffen oder sie schon zuvor in einen Hinterhalt lockten. Im August 1636 vertrieb die 500 Mann starke städtische Miliz von Périgueux eine Kavallerie-Einheit aus einer Marktstadt im Zuständigkeitsbereich von Périgueux. In Dorat in der Marche schlugen die Dorfbewohner im August 1639 eine berittene Kompanie in die Flucht und beschoss sie mit ihren Arkebusen. In

„Abjat im Mai 1640, in Grandignan im Mai 1649 und in Cheronnac im August 1649“ verjagten die Dorfbewohner mit Hilfe ihrer Wehrkirchen mehrere Kavallerieeinheiten. In den 1640er-Jahren wehrte sich die Kleinstadt Abjat in der Region Grange-sur-Lot mindestens fünf Jahre lang unter Waffen immer wieder aufs Neue gegen eintreffende Kompanien der königlichen Kavallerie.

Der Historiker Yves-Marie Bercé hat sich eingehend mit diesen Ereignissen beschäftigt. Er fasst seine Sicht der Aufstände der Bauern gegen die Soldaten zusammen, indem er das an harter körperlicher Arbeit orientierte Ideal der ländlichen Gemeinden mit dem nomadischen, aggressiven, eitlen und wenig zukunftsgerichteten Lebensstil der Soldaten kontrastiert.

Sterbende Armeen

Im Jahr 1660 standen 3000 Soldaten vor den Toren der Stadt Sancoins im Bourbonnais, doch die Stadt weigerte sich, diese unterzubringen. Offenbar behauptete man, von der Einquartierung befreit zu sein. John Lynn berichtet, die Soldaten hätten sich durch „Verrat Zugang zur Stadt verschafft“ und dann getan, „was ihnen beliebte, sie vergewaltigten, plünderten und raubten“ die Bevölkerung aus. Sie stahlen Pferde und entführten Säuglinge, deren Mütter sie dann zwangen, Lösegeld zu bezahlen. Weitaus häufiger jedoch kam es vor, dass sie die Bewohnerinnen von Kleinstädten und Dörfern auf offener Straße vergewaltigten.

Und doch waren die Armeen des frühneuzeitlichen Europa trotz aller Kraftmeierei zerbrechliche Gebilde. Krankheiten oder Hunger konnten sie aufreiben. Die rohe Gewalt, die sie über die Dörfer brachten, war kein Schreckgespenst; sie war nur allzu real. Aber diese Gewalt war letztlich nur ein Zeichen ihrer Schwäche. Soldaten beraubten und quälten Unschuldige, weil ihr eigenes Leben so oft auf Messers Schneide stand – aber nicht etwa im Kampf, sondern aufgrund ihrer eigenen schwachen Gesundheit. Mitte des 17. Jahrhunderts betrug die jährliche Sterberate im französischen Heer bis zu 25 Prozent, selbst in Friedenszeiten. Überhaupt scheinen die Armeen in ganz Europa Jahr für Jahr um durchschnittlich 20 bis 25 Prozent pro Jahr dezimiert worden zu sein. Zum Vergleich: Die jährliche Sterberate der Zivilbevölkerung lag eher im Bereich von drei bis vier Prozent, bei jungen Männern im Alter zwischen 17 und 26 Jahren war sie sogar noch niedriger.

Das Thema der sterbenden Armeen, das eng mit dem der armen Bevölkerungsteile verbunden ist, deren hartes Schicksal sie teilten, taucht in diesem Buch immer wieder auf. Ob sie, unterernährt wie

ihre Pferde, irgendwo in Schnee und Eis feststeckten oder von Läusen übersät in der Sommersonne schwitzen mussten: Soldaten waren ein dankbares Ziel für epidemische Krankheiten. Diese Umstände würden vermuten lassen, dass das Sterben einer großen Armee ein Akt von großer Dramatik war, vor allem wenn es sich über zwei oder drei Wochen hinzog. Einen solchen Fall haben wir bereits im ersten Kapitel kennengelernt, mit der Armee des französischen Generals Lautrec, die im Sommer 1528 Neapel belagerte. Plötzlich brach in den Reihen der Belagerer Typhus aus. Sie starben wie die Fliegen, und schon nach drei Wochen, im August, waren aus den Belagerern die Belagerten geworden. Die eingekesselten italienischen und spanischen Soldaten, die selbst bereits „abscheuliches" Wasser hatten trinken und „stinkendes" Brot hatten essen müssen, verließen nun Neapel, um die wenigen Überlebenden dieser einst stolzen Armee einzukesseln, zu töten und zu verjagen. Doch es gab noch eine weitere Möglichkeit, wie eine Armee sterben konnte; diese war ein wenig metaphorischer, aber führte ebenso sicher zu ihrem Niedergang: Fahnenflucht.

Wenn Soldaten desertierten, sei es *en masse* oder in kleineren Gruppen, konnte dies eine Streitmacht schnell so weit dezimieren, bis sie komplett kampfunfähig war. Die Ursachen der Fahnenflucht waren stets die gleichen: ausbleibender Sold, Hunger, Krankheiten, Misshandlung durch Offiziere, keine Aussicht auf Urlaub oder hartnäckiger Widerstand gegen die Zwangsrekrutierung. Ende August 1632 stand Gustav Adolf mit einer Armee von 45.000 Mann vor Nürnberg. Innerhalb von drei Wochen waren mehr als 11.000 Mann desertiert.

Die Geschichte des Krieges zeigt, dass in den europäischen Armeen niemals zuvor oder danach so viele Soldaten desertierten oder meuterten wie in der Frühen Neuzeit.

Den traurigen Rekord hält die spanische Flandernarmee, mit 45 Meutereien zwischen 1570 und 1606. Aber die großen schwedischen und kaiserlichen Truppen im Dreißigjährigen Krieg rangierten gleich dahinter, und dann kamen die unbezahlten und elenden Armeen des Königs von Frankreich in den Hugenottenkriegen, die auf ihren Feldzügen oft schon auf halbem Wege auseinanderbrachen.

Im Jahr 1552 belagerte Kaiser Karl V. mit etwas über 50.000 Mann das stark befestigte Metz, eine Freie Reichsstadt, die erst vor kurzem von den Franzosen eingenommen worden war. Binnen zwei Monaten, November und Dezember, implodierte diese Armee nahezu. Die Hälfte der Soldaten wurde durch „Fahnenflucht, Krankheit und Invalidität" aufgerieben. Die größten Killer dabei waren Skorbut, Ruhr und vor allem Typhus. Im Januar wurde die Belagerung aufgehoben. Insgesamt waren etwa 10.000 Mann den Krankheiten erlegen. Fahnenflucht, Kampfwunden und der Verlust von Gliedmaßen

forderten weitere 15.000. Mitunter starben täglich 200 Soldaten.

Der französische König Ludwig XIII. begann im Spätsommer 1620 einen langwierigen Feldzug gegen die letzten verbliebenen Kolonien der Protestanten in seinem Land. Seine Armee griff zunächst die protestantische Stadt Montauban im Südwesten Frankreichs an, die den Herzögen von Rohan unterstand. Noch vor Ende September, also nach nur sechs Wochen, war die „Armee durch Krankheit und Desertion auf ein Viertel ihrer ursprünglichen Größe reduziert". Die Kommandanten jedoch machten eisern weiter, bis sie die Belagerung in der dritten Novemberwoche endlich aufgaben.

Bevor wir uns gleich mit dem Spektrum der Krankheiten beschäftigen, die die damaligen Heere dezimierten, sollten wir noch einmal einen Blick auf den größeren Zusammenhang werfen.

Im Frühjahr 1576 zählte die Flandernarmee unter Don Juan d'Austria über 60.000 Mann; acht Monate später wurden nur noch 11.000 gezählt, „und diese saßen isoliert an ein paar wenigen Orten wie Antwerpen und Maastricht". Die übrigen waren gestorben oder desertiert. Falls die Rahmenbedingungen für spanische Truppen in den Niederlanden jemals wieder besser wurden, so ist es nicht einfach, dafür irgendwelche Beweise aufzutun. Wie schlimm die Lage war, lässt sich am besten auf der Ebene der kleinsten militärischen Einheit, der Kompanie, ablesen. So erfahren wir, dass „die wallonische Kompanie des Hauptmanns Pierre de Nervese im August 1629 mit acht Offizieren und 134 Männern begann" – zehn Monate später erschienen „nur noch sieben Offiziere und 36 Mann zur Musterung – ein Verlust von siebzig Prozent".

Im Juli 1586 schrieb der Graf von Leicester aus den Niederlanden an den Geheimrat Sir Francis Walsingham, „dass binnen zwei Tagen 500 Mann desertierten … viele von ihnen liefen zum Feind über". Später griff man 200 Deserteure an der niederländischen Küste auf, die offenbar versuchten, nach Großbritannien zu gelangen, „und einige wurden als mahnendes Beispiel aufgehängt". Leicesters Armee fiel weniger irgendwelchen Krankheiten zum Opfer als vielmehr der massenhaften Fahnenflucht; daran war nicht nur die Zwangsrekrutierung schuld, viele flüchteten auch, weil sie hungrig waren, und es waren gerade diese, die sich dann den feindlichen Reihen anschlossen.

In der spanischen Flandernarmee dienten stets eine große Zahl Italiener, und sicherlich ähnelte ihr Schicksal dem der spanischen Regimenter: „Im Jahr 1587 marschierten rund 9000 italienische Infanteristen nach Flandern, und ein Jahr später waren nur noch 3600 übrig; die anderen waren gestorben oder desertiert". Wenn Krankheiten die schlimmste tödliche Bedrohung waren, so spielte auch akute Unzufriedenheit eine Rolle, wie man an den Meutereien sechs

italienischer Kompanien in den Jahren 1584 und 1596 ablesen kann. Sie waren in Aerschot stationiert und hatten sechs bis sieben Jahre lang keinen Sold erhalten.

In Irland kollabierte eine Armee im Jahr 1600, und dieses Mal lag es vor allem an den sich ausbreitenden Krankheiten. In diesem Jahr trafen in der Garnison in Derry 4000 Rekruten aus England ein. Ein Jahr später zählten sie gerade noch 1500, der Rest war Ruhr und Typhus erlegen.

In den überfüllten Garnisonen des frühneuzeitlichen Europa schliefen zwei oder drei Soldaten in einem Bett – ein genauso idealer Nährboden für Infektionskrankheiten, wie es eine Armee auf einem Feldzug war. Im Dreißigjährigen Krieg brachten die Bazillen in den Garnisonen weitaus mehr wehrpflichtige junge Schweden um, als durch Waffen im Kampf getötet wurden. Wenn eine ohnehin schon erkrankte Armee ins Feld zog, konnte dies eine regelrechte Katastrophe auslösen.

Im Juni und Juli 1632 bereiteten sich Gustav Adolf und Wallenstein in und um Nürnberg auf eine entscheidende Schlacht vor, und beide versuchten, sich in puncto Zahlen und Standort einen Vorteil zu verschaffen. Doch Krankheiten und Fahnenflucht, die der heiße August noch schlimmer machte, wurden ihren Armeen zum Verhängnis. Einer der führenden Historiker des Dreißigjährigen Kriegs, Peter Wilson, hat zu Wallensteins Truppen festgestellt, dass „die schiere Menge von 55.000 Soldaten und rund 50.000 Mitläufern an einem Ort mindestens vier Tonnen menschliche Exkremente täglich produzierte …, [zusätzlich zum] Kot von 45.000 Kavallerie- und Gepäckpferden. Im Lager wimmelte es von Ratten und Fliegen, die Krankheiten verbreiteten“. Allerdings sah es beim König von Schweden nicht besser aus. Seine vielen tausend Soldaten verschanzten sich in Nürnberg, zusammen mit den 40.000 Einwohnern der Stadt und 100.000 Flüchtlingen, die allesamt Krankheiten und Hunger ausgesetzt waren. Wenn wir nur einen Moment lang über den fehlenden Zugang zu sauberem Trinkwasser nachdenken, so merken wir bereits, wie schwer es uns fällt, uns vorzustellen, unter welch unhygienischen Bedingungen diese Menschenmasse vegetiert haben muss. Am 3. und 4. September kam zur Schlacht an der Alten Veste, die Wallenstein gewann. Der Sieg hatte aber keine weitere Bedeutung, abgesehen davon, dass er die Unbesiegbarkeit des Königs als Mythos entlarvte. Als Gustav Adolf am 15. September endlich einen Ausfall aus Nürnberg wagte, waren „mindestens 29.000“ seiner Soldaten an Krankheiten gestorben oder verhungert, und binnen zwei Wochen desertierten weitere 11.000.

Beide Armeen zogen sich nun zurück: Wallensteins Truppen waren zu krank, um dem Feind nachzusetzen, die Truppen des Königs

begaben sich auf einen ungeordneten Rückzug, und das, obwohl sie gerade erst Verstärkung erhalten hatten. Zwei Monate später starb Gustav Adolf in der großen Schlacht von Lützen (16. November), die in einem Unentschieden endete, und auch Wallenstein sollte bis zu seinem Tod nie mehr der alte sein; später forderte er seine eigene Ermordung geradezu heraus. Die zwei Armeen, die sich an jenem kalten Novembertag gegenüberstanden, waren weitaus kleiner als bisher: Wallenstein verfügte zu Beginn der Schlacht über knapp 12.000 Mann, Gustav Adolf über 18.000.

Rund drei Jahrzehnte später verlor die Armee des Kaisers Leopold, die für den Kampf gegen die Osmanen ausgehoben worden war und ursprünglich 51.000 Mann zählte, im Zeitraum von März bis August 1664 mehr als die Hälfte ihrer Soldaten – aufgrund von Krankheiten, Fahnenflucht und der Notwendigkeit, „Grenzfestungen zu bemannen“. Und auch diese Armee zerfiel immer weiter.

Die großen Infektionskrankheiten der damaligen Zeit waren Pest, Typhus und Ruhr in ihren diversen Varianten. Natürlich wussten die Zeitgenossen nie ganz genau, um welche Krankheit es sich jeweils handelte. Weit verbreitete Epidemien wurden meist unter dem Sammelbegriff „Pestilenz“ zusammengefasst. Und Typhus nannte man beispielsweise auch „Kriegspest“, „Läusefleckfieber“, „Lazarettfieber“, „Faulfieber“ und „Ungarisches Fieber“. Durch den Vergleich der Strecken, die das Militär zurücklegte, und der Wege, die die Infektionskrankheiten nahmen, hat sich gezeigt, dass es vor allem die Soldaten waren, die die tödlichen Bakterien überall einschleppten. Das galt für die Pest genauso wie für verschiedene andere tödliche Infektionskrankheiten.

In Deutschland begann die Pestepidemie von 1632–1637 „im Süden, in Bayern, Württemberg, Rheinland-Pfalz und am Niederrhein … sowie in Gebieten von Sachsen und Schlesien an der Grenze zu Böhmen“. Später breitete sich die Krankheit nach Nordosten aus, „die Elbe hinab nach Brandenburg“, und dann wieder nach Osten, an die Oder und nach Pommern.

Der Weg, den diese Krankheit nahm, „ähnelte weitgehend den wichtigsten militärischen Bewegungen jener Jahre“. Es handelte sich dabei um die Beulenpest, die durch Ratten übertragen wird, die ihrerseits von infizierten Flöhen befallen sind. Ratten bewegen sich ziemlich langsam, doch die Flöhe waren inzwischen auf die Soldaten übergegangen und legten so binnen kurzer Zeit viel weitere Strecken zurück, denn die Männer schleppten sie in ihrer Kleidung, in ihrem Bettzeug und in ihrem Gepäck mit sich herum. Tatsächlich lässt es sich anhand der Truppenbewegungen ziemlich einfach nachvollziehen, wo und wie sich die Beulenpest ausbreitete.

Für Soldaten auf einem Feldzug war es beinahe unvermeidlich, dass

sie von Läusen und Flöhen übersät waren, aufgrund der unhygienischen Lebensbedingungen, insbesondere was die Nachtlager betraf. Wenn Grimmelshausen in seinem großen Roman über den Dreißigjährigen Krieg seinen Titelhelden, den Soldaten Simplicius Simplicissimus, sagen lässt, von Läusen befallen zu sein, sei, wie in einem Ameisenhaufen zu sitzen, so mag uns das übertrieben erscheinen. Doch ein Funken Wahrheit steckt sicherlich dahinter. Und Läuse und Flöhe übertrugen ihrerseits die Pest- und Typhusbakterien.

Mit manchen Typhusarten und auch mit der Ruhr steckte man sich an, indem man Nahrung oder Wasser aufnahm, die durch Kot anderer (menschlicher) Träger der Krankheit kontaminiert waren. In den stinkenden Lagern stießen alle Appelle bezüglich der vorgeschriebenen Hygiene bei den Soldaten und ihrem Gefolge auf taube Ohren. Fäkalien gelangten dabei relativ leicht ins Trinkwasser und in die Nahrungskette.

Typhus hatte eine Sterberate von bis zu 25 Prozent. Die Pest war sogar mehr als doppelt so tödlich, vor allem, wenn der Bazillus in die Lungen oder den Blutkreislauf kam; dann stiegen die Sterberaten auf fünfzig bis siebzig Prozent der Infizierten. Viele Soldaten scheinen gegen die gesamte Palette der Infektionskrankheiten eine Immunität entwickelt zu haben. Einer von ihnen war Peter Hagendorf, der den ganzen Dreißigjährigen Krieg erlebte und Tagebuch schrieb. Und der Schuster Hans Heberle gilt als klassisches Beispiel für einen Zivilisten, der mehrere Wellen der Ansteckung überlebte, während um ihn herum alle Menschen an Pest, Typhus und Rückfallfieber starben.

Wenn die Zeitgenossen Angaben darüber machten, wie viele Söldner und Soldaten im Kampf gefallen oder Krankheiten erlegen waren, so waren die Zahlen meistens bloße Vermutungen oder waren von politischen Begehrlichkeiten gesteuert. Wenn man erst einmal festgestellt hatte, welche führenden Adligen und Offiziere tot waren, kümmerte man sich meist nicht mehr darum, wie viele Opfer es unter den gemeinen Soldaten gab – dies spricht einmal mehr Bände über die Haltung der Elite den einfachen Soldaten gegenüber. Aber die widersprüchlichen Berichte und großen Unterschiede in den Zahlen konnten auch politisch motiviert sein, nämlich um die Menge der Opfer einer Niederlage – oder auch eines Siegs – zu verschleiern.

Eine der detailliertesten Studien zu Kampfverlusten konzentriert sich auf drei große Schlachten der Italienkriege (1494–1559), und sie kommt zu dem Schluss, dass für die großen Unterschiede in den Schätzungen der Verluste auf dem Schlachtfeld drei Aspekte verantwortlich waren: Politik, Lügen und Wunschdenken. Die Angaben darüber, wie viele Soldaten in der Schlacht fielen, schwanken im Falle von Agnadello (1509) zwischen 6000 und 20.000, im Falle von Ravenna (1512) zwischen von 10.000 und 30.000 und im

Falle von Marignano (1515) zwischen 18.000 und 30.000.

7 Plündergut und Beute

Die umfassende Plünderung von Städten haben wir bereits kennengelernt. Aber das Thema Plündergut birgt, für sich genommen, ebenso erstaunliche Details. Dabei kommen Pfandleiher, Kunstsammlungen, Bücher, Lösegeld und andere Interessen ins Spiel – und sogar die Plünderung ganzer Staaten. Das Thema verdient also, dass man es gesondert betrachtet.

Der größte Beutezug des 17. Jahrhunderts fand im kaiserlichen Palast in Prag statt, und zwar in der dortigen Kunstkammer – der besten Kunst- und Kuriositätensammlung Europas. Kaiser Rudolf II. von Österreich († 1612) hatte Bilder von Leonardo, Michelangelo, Raffael, Tizian, Tintoretto, Dürer, Breughel, Bosch und vielen anderen großen Meistern zusammengetragen, dazu über 500 weitere seltene (Kunst-)Gegenstände wie Bronze- und Bernsteinfiguren, Achat- und Tongefäße, Uhren, Medaillen und Münzen, mathematische Instrumente und Kuriositäten aus Indien. Doch sollte dieses „Museum" nicht lange im Besitz der Habsburger bleiben. Gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges, kurz vor Unterzeichnung des Westfälischen Friedens, befand sich Prag in den Händen der schwedischen Armee, und Gustav Adolfs Tochter, Königin Christina von Schweden, ließ die Sammlung inklusive der Bücher beschlagnahmen und nach Schweden bringen. Auch wenn sich die Soldaten mit dem Zusammenpacken beeilten, kann es durchaus sein, dass dieser dreiste Diebstahl im großen Stil die Verhandlungen in Westfalen verzögerte. Auf dem Weg nach Schweden wurden ein paar Gegenstände gestohlen, doch am 14. April 1649 erreichte der Großteil der Beute wohlbehalten Stockholm. Dort hatten die Bewohner schon seit ein paar Jahren mitansehen können, wie sich schwedische Offiziere, vor allem Adlige, Paläste errichteten, die sie mit ihrer Kriegsbeute bezahlten. Als der schottische Soldat Sir James Turner Stockholm im Jahr 1640 einen kurzen Besuch abstattete, fand er eine Stadt vor, die, so Turner, „verschönert war durch diese prächtigen und prunkvollen Paläste, die sich die schwedischen Generäle gebaut haben – Denkmäler für den Reichtum, den sie im langen deutschen Krieg erworben haben". Plündernde Soldaten beschreiben die Historiker ziemlich häufig, die Missetaten von Fürsten weniger.

Schmuck, Säcke mit Silber- und Goldmünzen, Teller, Leuchter, und

Seide: Das waren bei einer Plünderungen für die Soldaten die Objekte der Begierde. Größere Gegenstände wie verzierte Möbeln brachten sie in der Regel zum Pfandleiher, um sich Bargeld für Nahrung oder Glücksspiel zu beschaffen – oder auch, um aus der Armee zu desertieren. Soldaten mit einem etwas feineren Geschmack oder höherer Bildung griffen sich zudem gerne Bilder, Skulpturen, Bücher, Gobelins und mitunter sogar importierte Teppiche aus dem Nahen Osten. All das gab es in den europäischen Städten in Hülle und Fülle. Auch Pferdeherden konnten einem viel Geld einbringen, wenn man sie zum tatsächlichen Marktpreis wieder verkaufte. Eine ganz andere Form der Plünderung war nicht weniger lukrativ und gehörte in Kriegsgebieten zu den am meisten verbreiteten Praktiken: die Gefangennahme beziehungsweise Entführung von Menschen, vor allem von Reichen oder Adligen, um Lösegeld zu erpressen. Wie wir sehen werden, mussten manchmal sogar ganze Häuser und Paläste freigekauft werden. Wie bei aller wirklich wertvollen Beute waren die Rädelsführer hier oftmals die Offiziere.

Doch bevor wir mit dem Plündergut, das sich gewinnbringend auf den Markt bringen ließ, fortfahren, sollten wir einen Blick auf eine ganz andere Art der Beute werfen, die weit weniger offensichtlich ist, dafür aber umso verhängnisvoller. Ich meine den Diebstahl von Staaten, von Herrschaftsgebieten und Fürstentümern. Dies war eine allumfassende Beute, die in gewissem Sinne auch dazu dienen konnte, geringere Formen der Plünderung zu rechtfertigen. Denn der allgemeinen Logik und auch dem Römischen Recht zufolge galt: Wenn jemandem die Verfügungsgewalt über etwas Größeres gewährt wurde, dann erstreckte sich diese Verfügungsgewalt bis in die kleinsten Bestandteile des großen Ganzen.

In diesem Zusammenhang müssen wir uns fragen: Was ist mit der kompletten Inbesitznahme von Staaten, zum Beispiel wenn ein Herrscher mit Waffengewalt eine freie Stadt oder einen Territorialstaat eroberte? War das nicht ebenso eine Form des Diebstahls, auch wenn dieser meist durch selbstgerechte Argumente wie den Verweis auf das „Kriegsrecht“, rhetorische Schnörkel oder rechtliche Spitzfindigkeiten verschleiert wurde?

Im Jahr 1406 erbeutete Florenz auf diese Weise Pisa. Im 15. Jahrhundert verleibte sich Venedig unter Waffen diverse Städte auf dem italienischen Festland ein – Vicenza, Verona, Padua und dann Brescia und Bergamo. Auch diese waren letztlich Beutegut, auch wenn man das Ganze wohl eher als „Übernahme“ bezeichnet hätte, zugunsten der „Staatenbildung“. So dehnte die *Serenìsima repùblica* ihr Staatsgebiet bis weit in die Lombardei aus.

Im 16. Jahrhundert kämpften die Valois und die Habsburger um das Königreich Neapel und das Herzogtum Mailand; auch diese waren

Kämpfe um Beute und Prestige, begründet mit einem angeblichen Erbrecht. Als deutsche Fürsten ihren Untertanen den lutherischen oder reformierten (calvinistischen) Glauben oktroyierten, beschlagnahmten sie im Zuge dessen riesige Ländereien, die den Bistümern und Orden der römisch-katholischen Kirche gehörten. Viele Zeitgenossen sahen dies ebenfalls als eine Art Plünderung an. Das Restitutionsedikt von 1629, der formale Versuch Ferdinands II., der katholischen Kirche das zurückzugeben, was ihr bis 1552 gehört hatte, galt bei den protestantischen Fürsten entsprechend als empörender Akt der Schurkerei. In den 1630er-Jahren sahen Kardinal Richelieu und Ludwig XIII. lieber zu, wie das Herzogtum Lothringen zerstört wurde, als zuzulassen, dass es autonom wurde und das Königreich Frankreich keinen Zugriff mehr auf den dortigen Herrscher und dessen Untertanen haben würde. Wenn es um die Souveränität ging, ließen manche eben lieber Stahl und Feuer entscheiden.

Im Dreißigjährigen Krieg nahm die Plünderung von Staaten ganz neue Formen an. Auf seinem Feldzug mit dem Ziel, das Königreich Böhmen im Reich zu halten, beseitigte Ferdinand II. den dort rebellierenden protestantischen Adel (1620), ließ die Güter der Adligen beschlagnahmen und übergab schließlich die Hälfte des böhmischen Territoriums an neue Eigentümer, die sich dieses Vorrecht mit klingender Münze erkaufen mussten. 1625 gehörten Ferdinands ehrgeizigem General Wallenstein Ländereien, die insgesamt etwa ein Viertel der Gesamtfläche des Landes umfassten. Später verschaffte er sich sogar (ganz wie Bernhard von Sachsen-Weimar, ein Adliger ohne Land) mit Zustimmung Ferdinands und unter Waffengewalt einen ganzen eigenen Staat: das Herzogtum Mecklenburg.

Aber der umtriebigste Eroberer von allen war Gustav Adolf. Bei seinem Durchmarsch durch die deutschen Länder schwoll seine Armee auf über 90.000 Soldaten an, und er selbst legte sich eine immer imperialistischere Haltung zu; de facto wollte er das politische und religiöse Schicksal aller deutschen Fürsten und ihrer Untertanen bestimmen. Dazu stellte er sich ein Heer von 225.000 Mann vor, mit dem er auch seine Finger nach Frankreich und Spanien ausstrecken könnte. Nach seinem Tod im Jahr 1632 kämpfte sein Minister Axel Oxenstierna darum, die schwedischen Eroberungen aufrechtzuerhalten, indem er die eroberten Ländereien und Herrschaftsgebiete an schwedische Generäle verteilte. Dies entbehrte natürlich jeder rechtlichen Grundlage, doch es sollte eine Art Bezahlung für die Generäle darstellen, die im Gegenzug ihr Einkommen aus diesen Ländereien dazu verwenden sollten, ihre Offiziere und Soldaten zu bezahlen. Noch nie zuvor gelangte so viel Eigentum auf unrechtmäßige Weise in fremde Hände.

Es wäre zu viel gesagt, wollte man behaupten, dass die

Beschlagnahme auch nur kleinerer souveräner Gebiete dazu gedient hätte, die Plünderungen durch Soldaten im Krieg in Stadt und Land rechtswirksam zu machen. So einfach war das Ganze nicht, und von den Zeitgenossen glaubte auch niemand, dass es so einfach war. Im gesetzlosen Durcheinander des Kriegs konnten die Eroberungen der Fürsten vielleicht „natürlich" oder zumindest akzeptabel wirken. Priester und Pastoren verwiesen dann einfach auf Gottes Zorn und legten die Vorfälle als gebührende Strafe aus. In einem solchen Klima hatten es die Offiziere und Soldaten bei einer Plünderung nicht allzu schwer, sich der moralischen Unterstützung ihrer politischen Herren zu vergewissern.

Als zwei Offiziere einem deutschen Pfarrer erklärten, ihre hungernden Soldaten hätten das bedingungslose Anrecht auf einen Teil des Besitzes der Dorfbewohner (Näheres dazu später), vertraten sie damit die Meinung, dass die Macht des Notwendigen die herkömmlichen rechtlichen Grenzen einfach beiseiteschob. Da die Regierenden selbst ständig alle moralischen Gesetz missachteten, indem sie ungestraft all ihre Versprechen gegenüber den Soldaten brachen, waren sie selbst Mittäter, denn sie ließen den Soldaten keine andere Wahl, als zu stehlen. Und das veränderte die Auffassung der Offiziere, wenn es darum ging, was Raub war und was nicht, während sie in Kriegsgebieten wie die Heuschrecken über Land zogen und alles mitnahmen, was sie finden konnten.

Fürsten wie Philipp II. von Spanien, Kaiser Ferdinand II. und Maximilian von Bayern wären entsetzt gewesen, hätte ihnen ein wohlmeinender Dritter mitgeteilt, dass sie für die wilden Plünderungen, Brandstiftungen und die vielen Morde, die ihre Soldaten begingen, direkt verantwortlich waren. Aber natürlich hätte das kein Priester und kein Minister einer Regierung gewagt; und wenn doch, hätten sie gute Miene zum bösen Spiel gemacht und sich Möglichkeiten einfallen lassen, diesen Vorwurf zurückzuweisen.

Fritz Redlich, der kompetenteste Fachmann zur Kriegsbeute im frühneuzeitlichen Europa, hat die Ursprünge des hemmungslosen Plünderns zurückverfolgt bis zur mittelalterlichen Fehde, der Meinungsverschiedenheit, die nur durch einen bewaffneten Konflikt beizulegen war. Sobald ein solcher Streit zur Fehde eskaliert war, war alles erlaubt. Es war Sitte, dass die Kontrahenten den Kampf bis zum Äußersten trieben – und das bedeutete, dass man nicht nur dem Gegner so viel Schaden wie möglich zufügte, sondern auch all jenen, von denen der Gegner irgendeine Form von Unterstützung erhielt: Dienern, Untertanen, Pächtern und Verbündete. Mit anderen Worten: Die Gewinnerseite hatte das Recht, sich alles zu nehmen, was sie wollte, unabhängig von geltenden Vorstellungen von Frieden und Gerechtigkeit, ob diese nun durch die christliche Lehre oder in einer

Art „Naturgesetz“ begründet waren. Redlich führt es nicht näher aus, aber diese Form des Siegs nach dem Motto *„The winner takes it all“* erinnert stark an das Kriegerethos der „barbarischen“ Goten und, noch vor ihnen, der Legionen des römischen Kaiserreichs. Hier ging es um nichts weiter als das Recht des Stärkeren.

Im Spätmittelalter versuchten eine ganze Reihe Kirchenrechtler und -theoretiker, juristische Mittel und Wege zu finden, um Priester, Nonnen, Frauen und Kinder vor plündernden Soldaten zu bewahren. Sie stießen auf taube Ohren. Im 16. Jahrhundert versuchte man, der Plünderung von befreundeten Gebieten einen Riegel vorzuschieben; neue Vorschriften sollten das Teilen und Aufteilen der Beute kontrollieren. Aber bald wurde klar, dass beispielsweise erbeutete Kanonen und Schießpulver der *potestas plena*, der „völligen Herrschaft“, der Staatshoheit gehörten – also den jeweiligen Herrschern. Was den Rest betrifft, so stand der Hauptteil der Beute fraglos den Offizieren zu, vor allem den Hauptleuten, den Obersten und deren Vorgesetzten.

Die schlimmsten Plünderer jener Epoche waren die schwedischen Truppen im Dreißigjährigen Krieg. Obwohl Schweden eines der ärmsten Länder Europas war, verfügte es über einige der größten und effektivsten Kampfeinheiten der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Schweden waren Berufssoldaten, die regelmäßigen Sold erwarteten, doch die Königsfamilie Wasa hatte ein so geringes Lehens- und Steueraufkommen, dass man gar nicht erst in der Lage war, die vielen Soldaten zu bezahlen. Und so mussten sich die schwedischen Offiziere und Armeen größtenteils am Reichtum der von ihnen durchwanderten oder besetzten Länder schadlos halten. Die eingeforderten „Beiträge“ überstiegen bald jedes sinnvolle Maß, und schwedische Offiziere und ihre heruntergekommenen Soldaten rafften alles zusammen, dessen sie habhaft werden konnten und das irgendeinen Wert besaß, selbst unter Gefahr. Um Raubüberfalle im Feld zu vermeiden, hätten der Sold und die übrigen Kosten für das Militär eigentlich durch die in Schweden erhobenen Steuern oder ausländische Subventionen bezahlt werden müssen. Stattdessen finanzierte man das alles, indem man besetzte Gebiete ausnahm. So wurde der Krieg für Schweden zu einer Unternehmung, die sich selbst finanzierte.

Maximilian I. von Bayern besaß eine herausragende Kunstsammlung, vor allem mit vielen Werken deutscher Künstler wie Dürer, Holbein und den Cranachs. Als Gustav Adolf München im Mai 1632 einnahm, räumte er Maximilians Palast und die Häuser des Münchner Adels leer und ließ den Großteil der Beute fortschaffen. Ein paar Stücke wurden zum Verkauf angeboten, und Golo Mann berichtet, dass „Kunsthändler aus Ulm, Nürnberg und Frankfurt in die

Hauptstadt eilten, um das Diebesgut auf Auktionen zu erstehen“. Nach Gustavs Tod in Lützen im November jenes Jahres wurde das, was von der Sammlung noch übrig war, offenbar unter einigen seiner führenden Offiziere aufgeteilt. Später versuchte Herzog Maximilian verzweifelt, seine Schätze wiederzuerlangen, doch ohne Erfolg. Und man darf sich fragen, ob er dabei ins Grübeln kam, denn schließlich hatte auch er, wie wir gleich sehen werden, keine weiße Weste.

1634 und 1635 wurden auch in Stuttgart und Tübingen hochwertige Sammlungen geplündert, dieses Mal von kaiserlichen und bayerischen Truppen. Doch die größte Schandtat der Katholiken in diesem Zusammenhang fand in der berühmten Bibliotheca Palatina im Heidelberger Schloss statt, die Eigentum Friedrichs V., des Kurfürsten von der Pfalz, war, des so genannten „Winterkönigs“ von Böhmen. Als Heidelberg 1622 gestürmt wurde, beanspruchte der Herzog von Bayern, Maximilian, die Bibliothek für sich und schenkte sie Papst Gregor XV. Ein Maultierkonvoi transportierte 196 Bücherkisten, begleitet vom päpstlichen Bibliothekar höchstpersönlich. Man verließ Heidelberg im Februar 1623, reiste den Rhein hinauf, durch München und weiter über die Alpen nach Rom, wo bereits der nächste Papst, Urban VIII., die Bücherkarawane in Empfang nahm. Im Krieg war eben (wie in der Liebe) alles erlaubt.

Viele tausend Bilder und andere Kunstobjekte wurden in deutschen Kriegsgebieten aus Privathäusern und Kirchen gestohlen, fortgebracht und verkauft oder vom Dieb – wenn er Kunstsinn besaß – behalten; natürlich ging auch einiges verloren oder wurde zerstört. Im Prinzip waren Kunst und Bücher jedoch „Sache der Elite“. Die meisten Offiziere und Soldaten hatten bei einer Plünderung nur Augen für Bargeld und leicht verkäufliche Objekte, die etwa aus Edelmetall gefertigt oder mit Edelsteinen besetzt waren. Und da standen zwei Städte ganz oben auf der Liste, wo beide diese Dinge in Massen produziert und verkauft wurden: Nürnberg und Augsburg. Die schwedische Armee besetzte die beiden Städte 1632 beziehungsweise 1634 und überließ sie später dem kaiserlichen Heer.

Nürnberg und vor allem Augsburg waren Zentren der Goldschmiedekunst; im Jahr 1615 arbeiteten in Augsburg 185 Goldschmiede (und, zum Vergleich, nur 137 Bäcker). Die Vielfalt der goldenen und silbernen Objekte, die die Soldaten dort erbeuten konnten, war wirklich bemerkenswert; und alle diese Dinge waren ständig im Einsatz, bei Stadträten, bei Patrizierfamilien und in Kirchen.

Da waren Geschirrplatten, Krüge, Trinkbecher, Zeremoniengefäße, Krüge, Dosen, Schüsseln, Kannen, Karaffen, Becher, Kelche, Leuchter, Tischbrunnen und vieles, vieles mehr. Später, nachdem der Dreißigjährigen Krieg vorüber war und die Goldschmiede zurück nach

Augsburg strömten, erhielten sie zahlreiche Aufträge aus Schweden – von dort bestellte man Objekte, um die neuen Paläste der schwedischen Offiziere einzurichten, die die Beute aus Deutschland reich gemacht hatte.

Wenn wir aber nach einer Plünderung von wahrlich gigantischem Ausmaß suchen, dann muss die Plünderung Roms, der legendäre *sacco di Roma* von 1527, zualleroberst auf unserer Liste stehen. Binnen weniger Tage wurde diese Stadt, in der es von wohlhabenden Geistlichen und Laien nur so wimmelte, all ihrer Schätze beraubt – Gold- und Silbermünzen, Schmuck, Teller, Wandbehänge, kostbare Gegenstände, Kirchenschätze und prächtige Kleider wechselten den Besitzer.

Am 6. Mai 1527 gelang es der Armee Kaiser Karls V., die über 20.000 Mann zählte und dem Herzog von Bourbon unterstand, kurz nach Morgengrauen die Mauern von Trastevere zu überwinden. Die unbezahlten, zerlumpten, hungrigen, von der Hand in den Mund lebenden, verzweifelten Soldaten waren Anfang Februar in der Nähe von Mailand losmarschiert. Es waren 10.000 Deutsche, 5000 Spanier, etwa 3000 Italiener und ein paar kleinere Einheiten aus anderen Ländern, und alle waren sie stahlharte Profis. Einige der Landsknechte hatten starke Sympathien für die Lutheraner. Und während diese wütenden Söldner auf ihren Weg nach Süden gewesen waren, gingen mehrere Meutereien mit dem Ruf zu Ende: „Zahlt! Zahlt!“ Unterwegs war das Brot chronisch knapp; und wenn sie hier und da die Gelegenheit hatten, mehr zu bekommen, so fehlten die Pferde und Wagen, um es zu ihnen zu transportieren.

Wieder einmal war die Logistik das Problem. Wein hatten sie genug, immerhin zogen sie ja durch die Emilia-Romagna und die Toskana, aber durch den Wein wurden ihre Forderungen nur umso eindringlicher. Als die Offiziere erfuhren, dass Papst Clemens mit kaiserlichen Offizieren verhandelte, um Frieden oder zumindest eine lange Waffenruhe zu erreichen, teilten sie dies ihren Männern mit, und eine Meuterei brach aus.

Offenbar dachten sie: Wie bitte? Jetzt sollen wir einfach so umkehren und dürfen weder Florenz noch Rom plündern? Florenz war ihnen nämlich ebenfalls als Ziel in Aussicht gestellt worden. Nun kannte der Zorn der Soldaten keine Grenzen mehr. Viele von ihnen hatten nicht einmal Schuhe, sondern mussten ihre Füße in Lumpen wickeln. Die Meuterei war so ernst, dass der Herzog von Bourbon sich verstecken musste. Spanische Soldaten plünderten sein Zelt und töteten einen seiner Bediensteten. Und auch die Deutschen griffen zu den Waffen: Sie bedrohten ihre Hauptmänner mit ihren Piken, und selbst als ihr charismatischer Befehlshaber, der alte Georg von Frundsberg, der für die Disziplin und Tapferkeit seiner Truppen

berühmt war, in kraftvoll-bewegenden Worten zu ihnen sprach, hörten sie nicht auf ihn. Er erlitt einen Schlaganfall und stürzte auf eine Trommel. Man brachte ihn nach Ferrara, um ihn zu behandeln, aber seine Karriere beim Militär war vorbei.

Dem Herzog von Bourbon war klar, dass ein Angriff auf das propäpstliche Florenz nicht infrage kam. Seine Armee war nicht in der Verfassung, eine anhaltende Belagerung durchzuhalten, und die aufgeschreckten Florentiner hatten noch genug Zeit, ihre Verteidigungsanlagen in Stellung zu bringen und ein Truppenkontingent in die Stadt zu beordern. Also umging die kaiserliche Armee Florenz und machte sich direkt in Richtung Rom auf.

Der Angriff begann am 6. Mai gegen vier Uhr morgens, in dichtem Nebel. Noch vor sieben hatten die Angreifer die Mauern Roms an zwei verschiedenen Stellen mit ihren Leitern überwunden. Die Stadt wurde nur schwach verteidigt, doch ein wenig Gegenwehr gab es, wie der Herzog von Bourbon leidvoll erfahren musste: Er hatte sich höchstpersönlich an die Spitze der Angreifer gesetzt; ganz in Weiß war er gekleidet, wie es für die vornehmen Offiziere damals Mode war, und war somit ein perfektes Ziel für die Verteidiger – er hielt noch die Sturmleiter, als er von einer Arkebuse niedergestreckt wurde, just in dem Moment, als seinen Männern der Durchbruch gelang. Den Oberbefehl übernahmen nun der Prinz von Oranien und Ferrante Gonzaga aus Mantua. Nach einer oder zwei Stunden heftiger Kämpfe in Trastevere brach der letzte römische Widerstand zusammen. Und doch dauerte es noch bis zum Abend, bis die Invasoren die Stadt komplett kontrollierten. Nun folgte ihnen auch ihr gesamter Tross in die Stadt sowie eine zusammengewürfelte, verlotterte Schar aus ehemaligen Soldaten, Deserteuren, Dieben, Vagabunden und anderen Männern, die ein paar Krümel vom reich gedeckten Tisch der Beute ergattern wollten. Bald darauf tauchten auch Kaufleute und Pfandleiher auf, um die besten Beutestücke aufzukaufen.

Zwar wurden quasi sofort auch Zivilisten getötet, aber die Soldaten schienen sich ihrer Sache so sicher zu sein, dass sie mit den schlimmsten Übergriffen noch warteten, bis die Armee die Stadt vollständig kontrollierte. Dann aber gab es kein Halten mehr. Die Offiziere waren ganz vorne mit dabei, als es galt, sich den Lohn für die geleistete Arbeit zu holen – mit fürstlichen Zinsen. Das Freikaufen von Gefangenen nahm ungeheure Ausmaße an, und kein Lösegeld bewahrte die Opfer vor der nächsten Welle raffgieriger Soldaten. Kein reicher Mann entkam ihnen, nicht einmal die Botschafter neutraler oder sogar ihnen freundlich gesonnener ausländischer Mächte. Wenn es normalerweise bestimmte Regeln für das Eintreiben von Lösegeld gab – hier wurden sie alle gebrochen. Die Soldaten nahmen sich alles,

was sie kriegen konnten. Sie wussten: Für die allermeisten von ihnen war dies buchstäblich die einzige Gelegenheit in ihrem Leben, reich zu werden. Von gefangenen Adligen und reichen Klerikern erpressten sie Lösegelder, die weit über dem Jahreseinkommen ihrer Opfer lagen (dem üblichen Richtwert im Krieg, wenn es darum ging, Gefangene freizukaufen). Jedes Haus wurde durchsucht und fast jede Kirche und jeder Palast. Die einzigen Paläste, die verschont blieben, waren die, in denen sich die Befehlshaber der Invasoren einquartiert hatten; und selbst diese wurden streng bewacht, damit keine Plünderer einfielen.

Viele der Reichen und der Edelleute Roms hatten Zuflucht in den Palästen der Würdenträger gesucht; die wichtigsten waren der portugiesische Botschafter und die Marquise von Mantua, Ferrante Gonzagas Mutter. Als Reaktion erhob man ein Lösegeld für gesamte Paläste, und alle dort verschanzten Flüchtlinge mussten ihren Anteil zur Gesamtsumme beisteuern. Drei oder vier Paläste brachten den Aggressoren so Geldbeträge zwischen 35.000 bis 45.000 Golddukaten ein. Obendrein hatte der portugiesische Botschafter in seinem Palast einen echten Schatz versteckt: Bargeld und Wertgegenstände im Wert von 500.000 Dukaten, die ihm reiche Kaufleute, Bankiers und Adlige anvertraut hatten. Auch dieser wurde gefunden und abtransportiert. Andere Paläste verloren Inventar im Wert von geschätzten 150.000 oder 200.000 Dukaten. Kardinäle waren 10.000 bis 20.000 Dukaten „wert“; zahlten sie nicht, wurden sie umhergeschleift, gedemütigt, getötet.

Wie atemberaubend hoch diese Summen waren, kann man vielleicht daran ermessen, dass der reichste italienische Staat, die Republik Venedig, zu Beginn des 16. Jahrhunderts einen Jahresumsatz von nur etwas mehr als einer Millionen Dukaten verzeichnete.

Ein besonders verwerflicher Akt, abgesehen von der Plünderung vieler Kirchen und Klöster, war der Überfall auf die Flüchtlinge im großen Palast der *Santissimi Apostoli*. Die Mutter eines der beiden kaiserlichen Kommandanten, Isabella d’Este, die Marquise von Mantua, war dort untergebracht – doch selbst sie galt nun als Gefangene. Bei einer Plünderung im Rahmen eines Kriegs gab es eben keine Ausnahmen. Sie hatte 2200 gut vernetzten Personen im Palast Asyl gewährt, darunter 1200 Frauen. Sie alle hofften, dort Schutz vor dem Ansturm der wilden feindlichen Horden zu finden. Sie hatten nicht damit gerechnet, dass sie sich allesamt würden freikaufen müssen. Zwei ganze Tage lang fanden vorsichtige Verhandlungen statt, während der Palast von Soldaten bewacht wurde.

Die endgültige Vereinbarung legte das Gesamtlösegeld für die Gefangenen auf 52.000 Dukaten fest. Davon waren 20.000 an den spanischen Grandenoffizier Don Alonso de Cordova zu zahlen, 20.000 an Alessandro Gonzaga, 2000 an die Landsknechte und, wie es

scheint, 10.000 an niemand anderen als den eigenen Sohn der Marquise, General Ferrante Gonzaga. Als die Marquise den Palast am 18. Mai schließlich verließ, wurde er fast unmittelbar danach geplündert.

Eine Historikerin, die den *sacco di Roma* untersucht hat, behauptet, die kaiserlichen Kommandanten hätten deshalb so wenig Gegenwehr gezeigt, weil sie zu beschäftigt damit waren, Freunden und Verwandten Geld zu leihen, damit sie sich freikaufen konnten. Aus ihrer Sicht ging der Großteil der Beute an „die einfachen Soldaten“. Ob das stimmt, kann man nicht schlüssig beweisen. Aber geht man danach, was zur damaligen Zeit beim Militär üblich war, können wir annehmen, dass die zahlreichen Offiziere das meiste einstrichen, ganz zu schweigen von den Feldkommandanten. Wie schnell den Landsknechten und den Männern, die in den spanischen *tercios* kämpften, das Geld durch die Hände rann, ist allgemein bekannt. Da sie alle lange nicht bezahlt worden waren, hatten viele zudem sicherlich Schulden. Ein Jahr später, so ist überliefert, verprasste der deutsche Offizier Sebastian Schertlin, ein Angehöriger des niederen Adels, in nur einer Stunde sage und schreibe 5000 Dukaten beim Glücksspiel. Und trotzdem kaufte er im Jahr 1532 ein Schloss im schwäbischen Burtenbach, zusammen mit allem Vieh und Mobiliar.

Am Ende des dritten Tages erfolgte der Befehl, die Plünderungen einzustellen, aber niemand hielt sich daran, und die Gewalt ging noch fünf Tage lang weiter. Man schätzt, dass sich Beutegut und Lösegeld insgesamt auf vier bis zwölf Millionen Golddukaten beliefen – mehr als das Vierfache des öffentlichen Jahreseinkommens von Venedig. Ein kleinerer Teile der Beute kam bald wieder in den Handel und wurde auf dem römischen Campo di Fiore zum Verkauf angeboten: „Golden bestickte Kleidungsstücke aus Seide und Satin, Woll- und Leinentücher, Ringe, Perlen und andere kostspielige Artikel.“

Wie viele Menschen während der Plünderungen auf grausame Weise starben, habe ich bislang nicht erwähnt, da es hier ja primär um das Beutegut gehen soll. Dennoch verfügen die Historiker über Beweise dafür, dass tausende Menschen ihr Leben ließen. Schertlin, Hauptmann der Landsknechte, sagte aus, 6000 Personen seien getötet worden. Am Tag des Angriffs auf Rom rannten die Truppen direkt nach der Erstürmung der Stadt durch die Straßen und töteten jeden, der ihnen über den Weg lief. Der kaiserliche Kommandant Prospero Colonna traf am 10. Mai in Rom ein; die Straßen waren mit Leichen übersät, sein Palast war leergeräumt. Wie so oft bei der Plünderung von Städten überließ man den Einwohnern die undankbare Aufgabe, die Leichen einzusammeln und zu entsorgen. Es gab kaum jemanden, der diesen Job erledigen wollte, auch wenn man für die persönliche Überwindung und den Gestank mit einem guten Lohn entschädigt

wurde.

Italien steht beim Thema dieses Kapitels im Mittelpunkt, denn hier gab es wahrlich königliche Reichtümer zu holen, so zum Beispiel bei den Übergriffen auf Brescia, Genua, Rom, und sogar weniger bedeutende Städte wie Prato und Como. In den Italienkriegen (1494–1559), bei denen die diversen europäischen Armeen ständig die reichen norditalienischen Städte im Blick hatten, lernten sie, nicht nur hier und da kleine Diebstähle zu begehen, wie es in den Kriegen des Mittelalters weit verbreitet gewesen war. Stattdessen gingen sie nun, wenn sie eine große Stadt im Blick hatten, mit der Hoffnung (oder sogar der Erwartung) in den Kampf, dass unermessliche Schätze auf sie warteten.

Diese Einstellung nahmen die Landsknechte mit zurück nach Deutschland und die Offiziere des französischen Königs mit nach Frankreich. Viele der französischen Kriegsheimkehrer, auch der gewöhnlichen Soldaten, kämpften später in den Hugenottenkriegen (1562–1598), und von dort aus setzte sich das, was man in Italien über das Plündern gelernt hatte, direkt bis in den Dreißigjährigen Krieg fort, in dem in Frankreich wiederum viele Landsknechte kämpften, für die Katholiken genauso wie für die Protestanten.

Wo wir schon einmal den Angriff auf Brescia 1512 erwähnt haben: Ein gut informierter Zeitgenosse schätzte den Gesamtwert dessen, was die Franzosen dort erbeuteten, auf drei Millionen *écus*. Er behauptete, die meisten Plünderer hätten so viel Beute mitgenommen, dass sie nie mehr kämpfen mussten. Auch wenn dies reichlich übertrieben klingt, können wir uns doch gut vorstellen, dass einige der heimkehrenden Soldaten ihre Beute dazu verwendeten, sich ein Stück Land oder ein Familienschlösschen zu kaufen oder sich irgendwo als Handwerker niederzulassen.

Genua war die zweitgrößte Stadt, die geplündert wurde, und zwar noch vor Rom. Der Angriff auf die große Hafenstadt erfolgte direkt nach dem Sieg der kaiserlichen Armee über den Großteil der französischen Streitkräfte in Italien, in der Schlacht von Bicocca nahe Mailand. Am 27. April 1522 erledigten kaiserliche Truppen mit Arkebusen und Kanonen zwei dicht stehende Kontingente mit insgesamt 15.000 Schweizer Pikenieren, die der König von Frankreich gerade erst angeheuert hatte. Und nach einer kurzen Verzögerung marschierten die Franzosen auf ihrem Siegeszug als Nächstes gegen Genua und seine 6200 Mann starke Garnison.

Doch nun geschah etwas Erstaunliches. Die herrschende Klasse der Adligen von Genua war in zwei Fraktionen aufgespalten. Im Zentrum der einen stand der mächtige Fregoso-Clan, der von den Franzosen unterstützt wurde. Die andere Fraktion unterstand der Adelsfamilie Adorno, deren Anführer im Exil waren und sich nun, genau wie viele

ihrer Anhänger, in den Reihen der kaiserlichen Armee befanden, die im Anmarsch auf Genua war. Als sie den Stadtrand von Genua erreichten, schlossen sich den Kaisertruppen zudem hunderte bewaffneter Bauern, ortsansässiger Pächter und andere Unterstützer des Adorno-Clans an.

Angeführt vom Marquis von Pescara und dem römischen Edelmann Prospero Colonna, schlugen die 20.000 deutschen, spanischen und italienischen Soldaten der kaiserlichen Armee alles kurz und klein, was sich ihnen auf dem Einmarsch in Genua entgegenstellte. Am Abend des 30. Mai 1522 gelangten sie durch die zerstörte Porta San Michele in die Stadt, jeder Widerstand war gebrochen. Die Schlacht hatte bereits begonnen, während der Genueser Doge, Ottaviano Fregoso, noch versuchte, eine Kapitulation auszuhandeln. Doch als Pescaras Spanier die Stadt stürmten, wurde Colonna vom Verhandlungstisch zurückbeordert, um sich mit seinen deutschen Truppen den Angreifern anzuschließen.

Und nun zum versprochenen erstaunlichen Ereignis. Dank des großen Einflusses der Exilanten des Adorno-Clans innerhalb der Invasionsarmee war der strikte Befehl an die kaiserlichen Soldaten ergangen, ihre Leidenschaften im Zaum zu halten, wenn es ans Plündern ging. Es würde weder Mord noch Vergewaltigungen geben; und tatsächlich berichten die Quellen auch über keinen einzigen solchen Vorfall. Irgendwie gelang es Pescara und Colonna, ihre Söldner im Zaum zu halten. Dieses Mal genügte ihnen die Beute.

Wie diese Beute aussah, beschreibt einer der wichtigsten Chronisten von Genua, Uberto Foglietta: „Eine große Menge an Silber- und Goldschmuck, Edelsteine, und abgesehen von wertvollen Einrichtungsgegenständen – keine italienische Stadt hat bessere – holten sich die Plünderer immense Summen Geldes von den Bürgern, indem diese für sich selbst, ihre Häuser und ihre Kinder Lösegeld zahlen mussten.“ Die Plünderung dauerte von der Nacht auf den 31. Mai bis zum 2. Juni. Kein Bürger blieb verschont. Die Armee machte keinerlei Zugeständnisse, was die beiden politischen Fraktionen betraf – die Häuser der Adorno-Anhänger wurden genauso geplündert und erpresst wie die der Fregoso-Anhänger. Foglietta berichtet in diesem Zusammenhang ein überraschendes Detail: Er stellte „mit großer Scham“ fest, dass die Genueser Bürger in den Reihen der kaiserlichen Armee „das gleiche dunkle Gewand der Seele angezogen hatten wie der Feind aus dem Ausland, als sei es eine Seuche, die sie ergriffen hatte, als sie mit ihnen in Kontakt kamen. Sie verbargen ihre Gesichter hinter Masken und brachen in die Häuser ihrer Mitbürger ein, um sie zu berauben, ganz so, als seien sie in einer fremden Stadt, die im Krieg zum Plündern freigegeben war, auf der Suche nach Beute“. Damals kursierte ein Lied über die Plünderung Genuas, in dem es heißt, man

habe aus den Häusern sogar die „Wäschekessel“ gestohlen. Umso eher verschwand ein Großteil der „Kunst und des bewegliches Vermögens“ aus der Stadt. Eine ganz außergewöhnliche Vereinbarung hatte jedoch zur Folge, dass ein paar bedeutende Standorte nicht von der Plünderorgie betroffen waren, vor allem das Zollhaus und der Palast der großen Bank von San Giorgio.

Angesichts der Tatsache, dass gerade eine neue französische Armee die Alpen überquert hatte, zogen die kaiserlichen Kommandanten mit ihren schwer beladenen Männern am 4. Juni wieder aus Genua ab, natürlich nachdem sie die Adornos im Rathaus installiert hatten. Sie zogen nach Norden ins Piemont, um die Franzosen im Auge zu behalten, und lebten von dem, was sie in den Dörfern dort finden konnten. Was Nahrungs- und Futtermittel anging, gab es nämlich in der Lombardei kaum noch etwas zu holen, dazu war sie im Krieg zu sehr zerstört worden.

Die Erstürmung von Magdeburg (1631) endete, wie in Kapitel 3 berichtet, mit einem großen Brand, dem ein großer Teil der begehrten Beute zum Opfer fiel. Die Einnahme von Antwerpen indes (1576) brachte den Plünderern Reichtümer, die beinahe mit denen beim *sacco di Roma* 1527 vergleichbar waren – nicht umsonst war Antwerpen die Stadt der internationalen Bankiers, Kaufleute und Reeder. Die offizielle Schätzung bezifferte die Beute auf fünf Millionen Goldgulden.

Ebenso bemerkenswert ist die Plünderung von Mantua (1630), nicht nur wegen der Art der Beute, sondern auch, weil bei diesem Ereignis inmitten des Dreißigjährigen Krieges zwei furchtbare Dinge zusammenkamen: eine plündernde Armee und die Pest. Die Vorgeschichte begann im Jahr 1629 mit einem Disput zwischen zwei verschiedenen Zweigen der Familie Gonzaga, Herzöge von Mantua: Nevers und Guastalla. Karl von Nevers, das Oberhaupt des französischen Zweigs des Hauses Gonzaga, hatte die Stadt unter seine Kontrolle gebracht, doch juristisch bedurfte der Besitz des Herzogtums der Zustimmung und des Siegels von Kaiser Ferdinand II., und dies erhielt Nevers nicht. Stattdessen wurde er von König Ludwig XIII. von Frankreich unterstützt.

Im Herbst 1629 fielen 30.000 kaiserliche Infanteristen und 6000 Kavalleristen in der Lombardei ein, und Ende Oktober begannen etwa 10.000 von ihnen, vor allem die Infanterie, Mantua zu belagern. Im Vorjahr war in der gesamten Region die Landwirtschaft zum Erliegen gekommen. Die Po-Ebene befand sich am Rande einer Hungersnot. Es konnte kaum Korn geerntet werden, heftige Regenfällen überschwemmten und verzögerte die Arbeit der Mühlen, und die Präsenz der unzähligen deutschen Soldaten bedeutete eine Belastung für die Nahrungsmittelversorgung, die einfach nicht zu stemmen war.

Erste Angriffe der kaiserlichen Truppen auf Mantua im Dezember führten zu einigen Verlusten, wurden aber zurückgeschlagen. An Weihnachten hob man die Belagerung wieder auf, und die Belagerer siedelten sich bis ins Frühjahr in der Umgebung an, wo sie sich vom Landadel versorgen ließen.

Erst Ende Mai 1630 griff man Mantua erneut an. Dieses Mal war es ein leichtes für die Soldaten des Kaisers, die halbherzig kämpfende venezianische Armee, Verbündete des Möchtegern-Herzogs, zu besiegen. Schnell wurde eine Blockade rund um die antike Stadt errichtet. Zur Erstürmung kam es dann am 18. Juli. Dabei muss man jedoch betonen, dass die gesamte Operation durchgeführt wurde, während die Pest grassierte; Auslöser waren höchstwahrscheinlich die Soldaten selbst gewesen, die den Bazillus im Oktober 1629 in die Region eingeschleppt hatten. Bis zum Frühjahr 1630 hatte sich die Krankheit überall in Stadt und Land verbreitet. In Mantua starben binnen vier Monaten, zwischen März und Mitte Juli, über 25.000 Soldaten, Einwohner und Flüchtlinge an der Seuche. In den Wochen vor der Eroberung der Stadt starben täglich 250 bis 300 Menschen, und die Leichen lagen tagelang in den Straßen herum. Ein leichter Wind trug den Gestank der Toten durch die Fenster. Doch die Angreifer trieben die Belagerung und Einnahme der Stadt trotz der Schrecken der Pest weiter voran. War es ihnen so wichtig, den Anspruch des Kaisers auf das Herzogtum, ein kaiserliches Lehen, durchzusetzen? Oder war es vielmehr die Aussicht auf Beute, die sie antrieb? Als sie Mantua endlich einnehmen konnten, fanden sie 6000 bis 7000 von der Krankheit gezeichnete Überlebende vor, wo einst 30.000 Einwohner das Stadtbild geprägt hatten. Die Offiziere scheinen genauso begierig gewesen zu sein, sich am Eigentum der Bewohner Mantuas zu bereichern wie die einfachen Soldaten, von denen viele gestorben waren oder desertiert hatten. Nur 12.000 der ursprünglich 30.000 Fußsoldaten konnten schließlich die Stadt betreten, gefolgt von vielen hunderten Gefolgsleuten und Mitläufern.

Kaum war die Stadt eingenommen, als General Johann von Aldringen 3000 Soldaten rund um den herzoglichen Palast postierte, damit niemand Unbefugtes hineinkäme und keine Gegenstände heraus. Früher hatte der Palast eine der besten europäischen Kunstsammlungen beherbergt, die über mehr als 200 Jahre zusammengetragen worden war, doch 1627/28 hatte Herzog Vincenzo II. den Palast seiner wichtigsten Gemälde und Statuen beraubt. Über einen Geheimagenten hatte er die besten Kunstwerke an den König von England verkauft – sehr zum Verdruss seiner Untertanen. Doch auch so war der Palast im Juli 1630 immer noch voll von Statuen und hunderten schöner Bilder, ganz zu schweigen von Teppichen, Wandbehängen, kostbaren Waffen, Medaillen,

Gemmen, Tafelgeschirr aus Gold, Kristall und Silber, Schmuck und teuren Möbeln. Und obendrein war da natürlich noch die große herzogliche Bibliothek.

All das wurde weggekarrt, angeblich für den Kaiser, in Wahrheit für die wichtigsten Offiziere. Die wertvollsten Objekte gingen an den obersten General, den Italiener Rambaldo Collalto, und vor allem an Aldringen, seinen Stellvertreter im Feld. Große Teile dieser Beute erhielten zwei weitere Generäle, der Trunkenbold Matthias Gallas und Ottavio Piccolomini. Die restlichen Objekte wurden an die Offiziere verteilt, die ihnen direkt unterstanden, die einige Gemälde und Bücher dann offenbar spontan weiterreichten.

In der Zwischenzeit wurde jeder Palast und jedes noch so bescheidene Haus in der Stadt seiner Wertgegenstände beraubt. Welche Reichtümer dabei aus der Stadt geschafft wurden, können wir kaum ermessen. Das Ghetto und seine fünf Pfandkreditinstitute wurden komplett ausgeraubt, und die 1800 Juden, die in Mantua lebten, wurden aus der Stadt vertrieben und durften jeder nur drei Dukaten mitnehmen (immerhin gestattete man ihnen im Oktober, zurückzukehren). Insgesamt, so nimmt man an, verloren die fünf Banken „800.000 *scudi* [Dukaten]“.

Eigentlich hatte die Plünderung nur drei Tage dauern sollen, doch die ganzen folgenden vierzehn Monate lang, also die gesamte Dauer der militärischen Besatzung, wurden Dinge von den Plünderern aus der Stadt geschafft und verkauft. Ein Großteil der Beute stammte dabei aus Kirchen und Klöstern. Auch dass die kaiserliche Armee ja für einen glühenden Katholiken, Kaiser Ferdinand II. kämpfte, dass die Generäle katholische Offiziere und auch die meisten Soldaten Katholiken waren, änderte nichts an den sogenannten „Gesetzen des Krieges“. Eine im Sturm eroberte Stadt war Beute, und drei Tage lang durfte man alles mit ihr anstellen – es sei denn, es kam zu so außergewöhnlichen Vereinbarungen wie im Fall von Genua und die siegreichen Kommandanten nahmen bestimmte Orte von der Plünderung aus.

Allein die Beute aus dem Gonzaga-Palast wurde auf achtzehn Millionen Dukaten geschätzt – das war „das Dreifache der Steuereinnahmen des Königreichs Neapel“ oder „ein Vielfaches“ des Anteils der spanischen Krone am jährlich in Mexiko abgebauten Silber.

In der ganzen von der Pest gezeichneten Stadt gab es indes geschäftiges Treiben und auch manchen skurrilen Anblick: So beobachtete man die Ehefrauen oder Geliebten von Soldaten dabei, wie sie sich auf offener Straße „schamlos“ ihrer schmutzigen Kleidung entledigten, in die Häuser der Reichen eindrangen und den dortigen Frauen die Kleider vom Leib rissen; sie zogen sie an, rannten zurück auf die Straße, tanzten dort und verbeugten sich spöttisch

voreinander, wie es die feinen Herrschaften taten. Es war sicherlich auch ein Ausdruck der Freude darüber, nicht an der Pest gestorben zu sein.

Bald war auch das Treiben der Geschäftsleute, die die Beute kauften, wieder in vollem Gange; zahlreiche Pfandleiher und Kaufleute waren den Soldaten nach Mantua gefolgt, vor allem aus Mailand und Umgebung. Einzelne Beutestücke tauchten später in Mailand, Cremona, Rom, Como und anderswo wieder auf, zum Beispiel Möbel und Wandteppiche in Brescia und im Jahr 1635 zehn Gemälde in Bergamo. Man stahl General Aldringen sogar einige Objekte von seinen eigenen Beutewagen. Ein deutscher Oberst besaß am Ende das Tafelsilber und mehrere Porträts der Familie Gonzaga. Einer der Verwandten von Aldringen, ein Bischof, erhielt den Großteil der herzoglichen Bibliothek.

Aber angesichts der Pest, der sommerlichen Hitze und der Maßgabe, die Plünderung in drei Tagen abzuschließen, konnte man bei den tausenden geplünderten Gegenständen unmöglich den Überblick behalten. Von den allerwertvollsten Objekten einmal abgesehen, hatte kaum jemand, der im größeren Stil plünderte, noch eine Vorstellung davon, was genau er da eigentlich fortschaffen ließ. Viele Gemälde wurden unsachgemäß behandelt oder von Soldaten zerstört, und auf dem Merkt wurden Säcke voll mit Büchern angeboten, die aus einer der schönsten und ältesten Bibliotheken Europas stammten.

Ferdinand II. erteilte Karl von Nevers, dem französischen Gonzaga, strenge Auflagen, bevor er ihm schließlich doch das Herzogtum Mantua überließ. Dafür musste der neue Herzog dem italienischen Zweig der Familie bestimmte Ländereien übergeben und dem Herzog von Savoyen diverse Städte in Piemont. Alles, was er noch im Palazzo Ducale von Mantua vorfand, war der karge Palazzo selbst und Mantegnas Fresken, die offenbar niemand aus der Wand zu brechen gewagt hatte. Es wäre wohl auch zu schwierig gewesen, die Wände in Einzelteilen abzutransportieren.

Ökonomen und Historiker sehen den Krieg manchmal als Konjunkturspritze. Könnte man die Plünderung von Städten, insbesondere von Antwerpen, Rom und Mantua, vielleicht auch aus dem Blickwinkel heraus betrachten, dass die dortige Beute große Mengen „überschüssigen“ Kapitals in Umlauf brachte, was die Wirtschaft stimulierte und Arbeitsplätze schuf, beispielweise im Baugewerbe oder in neuen Unternehmen? William H. McNeill war der Ansicht, dass Krieg „den Austausch der Märkte intensivierte“, während der Wirtschaftshistoriker Richard Goldthwaite „das Recycling des Solds der Soldaten zurück in die Wirtschaft“ hervorhob. Um dahinterzukommen, was das eigentlich bedeutet, sollten wir die Frage stellen: Kann die explosionsartige Verbreitung von Kapital ein

positiver Wirtschaftlicher Stimulus sein? Wird der Reichtum dadurch gleichmäßiger verteilt, schafft sie Arbeit und baut sie Kapital wieder auf, vermehrt sie dieses Kapital dabei sogar? Und falls dem so ist – müssen wir uns dann damit beschäftigen, dass Bauernhöfe, Dörfer und Städte auf „konstruktive“ Weise zerstört wurden, nämlich um die Wirtschaft anzukurbeln?

Vor 1628 lebten in der Provinz Mantua etwa 300.000 Menschen. Im Zuge der Eroberung Mantuas war die Provinz durch Pest und Krieg zerstört worden und hatte so einen unkalkulierbaren materiellen und moralischen Preis bezahlt. Sollten die Überlebenden der kaiserlichen Armee auch noch dankbar dafür sein, dass sie ihnen die Chance gab, ihre Bauernhöfe, Häuser, Scheunen und Ställe wieder aufzubauen?

Ein guter Abschluss eines Kapitels über die plündernden Armeen der Frühen Neuzeit ist vielleicht der Hinweis auf das „stille“ Plündern: Damit meine ich diejenige Beute, über die die herrschenden Klassen, deren „Geschmack“ sich im Sammeln von Kunstobjekten ausdrückte und die den Marktwert ihrer gestohlenen Wandteppiche und Schmuckstücke zu beziffern wusste, gar nicht erst sprachen. Ich meine das, was man Dorf- und Landbewohnern stahl: Lebensmittel, Futtermittel, Pferde und Vieh. Diese Art von Beute sicherte ihren Besitzern nicht weniger als die Existenz; einen großen Mehrwert hatte sie nicht. Umso schneller wurde diese Beute von den hungrigen Soldaten und ihren Pferden ausgebraucht. Doch gerade darin lag natürlich ihr eigentlicher Wert, und diesen Wert möchte ich fast noch höher ansetzen, denn die gestohlenen Lebensmittel entschieden oft genug tatsächlich über Leben und Tod.

Letztlich muss das menschliche Leben an sich in gewissem Sinne als der gemeinsame Nenner allen Wertes angesehen werden. In all ihrem (vergeblichen) Streben nach Objektivität dürfen Historiker nicht davor zurückschrecken, auch moralische Fragen aufzuwerfen, wenn sie Politik und Diplomatie analysieren.

8 Die Hölle in den Dörfern

Erzählt jemand von einer einzelnen Vergewaltigung oder einem Mord in einem Dorf, dann erinnern wir uns noch lange daran. Wenn es aber um tausende solcher Verbrechen geht, die sich in hunderten Dörfern ereignen, tendieren wir dazu, die einzelnen Taten nur noch als große Zahl zu sehen, und diese lässt uns letztlich kalt. Unsere Phantasie ist nicht in der Lage, schreckliche Ereignisse in solchen Mengen zu erfassen. Schon deshalb verharrt die Geschichte der Kriege im ländlichen Europa im Zustand der soziologischen Betrachtung; es ist bislang lediglich eine Geschichte der Zahlen und der Abstraktion, und in diesem Sinne wird sie von niemandem wirklich erzählt. Die schlimmsten Auswüchse des Kriegs fanden sich immer an zwei Punkten: um die Mauern belagerter Städte herum und draußen auf dem Land, durch das sich die Armeen schlängelten während sie den Terror in die Dörfer und Marktflecken brachten.

Im Krieg zwischen Spanien und der Niederländischen Republik in den 1620er-Jahren war es in den Niederlanden die beliebteste Taktik, die Truppen dadurch zu finanzieren, dass man tief in feindliches Gebiet vordrang und das Geld aus den dortigen Bewohnern herauspresste. Falls sich die Menschen dort weigerten zu zahlen, legte man ihre Dörfer kurzerhand in Schutt und Asche. Im Mai 1622 begab sich Fürst Friedrich Heinrich von Oranien-Nassau „auf eine solche Expedition und plünderte die südlichen Niederlande aus, mit 3000 Reitern, 2300 Musketieren und sechs Kanonen". Er drang im Süden bis nach Brüssel vor, und auf dem Weg setzte seine kleine Armee siebzig Dörfer in Brand; die Truppen des Fürsten „kehrten mit Beute, Geld und einigen Geiseln in die Republik zurück". Persönlicher werden die Beschreibungen nicht.

Und das ist auch der Fall, wenn es um die Florentiner Eroberung von Pisa im Jahr 1406 geht. Die Operation war nicht weniger als ein totaler Krieg gegen die Zivilbevölkerung. Die florentinischen Söldner verwüsteten und plünderten ganz nach Belieben das Umland von Pisa, und ein Großteil ihrer Beute, wie Getreide und Vieh, wurde in Florenz zum Kauf angeboten. Fast genau 150 Jahre später plünderten Florentiner und kaiserliche Truppen beim Kampf um die Kontrolle über Siena (1554–1555) die Höfe und Dörfer der Gegend rund um Siena und massakrierten die dortigen Bewohner; die Wellen der

Zerstörung geschahen direkt unter den Augen von Cosimo I. de' Medici, dem viel bewunderten Förderer der Künste und Herzog der Toskana. Er folgte den Ereignissen mit großem Interesse, galt es doch, die Kosten für seine Söldner niedrig zu halten, und war über die Taktik seines Feldherrn, des Marquis von Marignano, jederzeit informiert.

Da über sechzig Prozent der Soldaten aus ganz bescheidenen ländlichen Verhältnissen stammten, wurden die Landbewohner im Krieg wahrscheinlich größtenteils Opfer von Männern, die ihnen eigentlich ganz ähnlich waren. Die militärischen Strategien und Befehle, die den Zerstörungsorgien im ländlichen Bereich zugrunde lagen, kamen jedoch von Kommandanten und Anführern, die dem territorialen und dem städtischen Adel entsprangen; die Landbewohner waren für sie nicht viel mehr als dumme, hinterlistige Bauern, zu nichts weiter geboren, als auf den Feldern zu arbeiten, um für die Bessergestellten Nahrung zu produzieren. In Florenz gab es ein Sprichwort: „Auf dem Land entstehen gute Tiere und schlechte Menschen." Ganz anders im nördlichen Europa: Hier liebte der Adel den Wald, das offene Land und die Jagd. Doch um mit den Staaten, die Steuern erhoben, mithalten zu können, versuchten auch sie, so viel wie möglich an Überschüssen aus der Bauernschaft herauszupressen.

Saint-Nicolas-de-Port war eine Kleinstadt im Herzogtum Lothringen. In den 1630er-Jahren wurde das ganze Herzogtum zum Schlachtfeld – es kämpften dort Frankreich und Schweden auf der einen Seite und der Herzog von Lothringen und Kaiser Ferdinand II. auf der anderen. Am Morgen des 4. November 1635 ritten etwa 300 Kavalleristen in Saint-Nicolas-de-Port ein. Sie sprachen „verschiedene Sprachen, einige waren gekleidet wie Deutsche, andere wie Kroaten". Sie brachen in Häuser und Kirchen ein, indem sie die Türen mit Äxten einschlugen, griffen die Bewohner an, stahlen deren Kleidung, rissen sie ihnen teilweise sogar vom Leib und schlugen sie mit Schwertern oder Ochsenziemern *(nerfs de boeuf)*, damit sie ihnen verrieten, wo sie ihre Wertsachen versteckt hatten. Auch vor Nonnen und Priestern machten sie dabei nicht halt. Drei Tage später waren diese Kavalleristen endlich verschwunden, da kamen die protestantischen deutschschwedischen Truppen von Bernhard von Sachsen-Weimar in die Stadt. Sie brachen in die Kirche ein; dort „vergewaltigten sie die anwesenden Frauen und töteten die Priester beim Gottesdienst, indem sie sie mit Kerzenständem und Kelchen erschlugen". Da sie nicht mehr genug Beute vorfanden, zündeten sie kurzerhand das Dach der Kirche an – aber erst, nachdem sie die hölzernen Stützbalken mit Schweinefett eingeschmiert hatten, damit die Zerstörung auch möglichst groß war. Das Dach brannte so heftig, dass das Blei schmolz „und herabtroff wie Regen beim Gewitter". Sogar die Glocken

scheinen dabei geschmolzen zu sein, und die gesamte Kirche wurde zerstört. Doch das reichte den wütenden Soldaten noch nicht: Sie liefen durch die Straßen, zündeten ein Haus nach dem anderen an, bis die ganze Stadt brannte, und töteten jeden, der ihnen über den Weg lief.

Im Jahr 1624 zählte Saint-Nicolas-de-Port 1659 Haushalte, 1639 waren es nur noch 45. Doch immerhin sahen sich Städte in der Regel nur gelegentlich mit den schlimmsten Auswüchsen des Kriegs konfrontiert – die Dörfer, die auf den Marschrouten der Heere lagen, waren da weitaus schlimmer dran. Im ersten Kapitel haben wir bereits das Tagebuch des Priesters Alexandre Dubois kennengelernt und erfahren, was er über die höllischen Zustände im Dorf Rumegies festgehalten hat. Ohne nennenswerte Lebensmittelvorräte, ohne auch nur ein bisschen politischen Einfluss und meist ohne schützende Mauern luden die Dörfer und Marktflecken in den Kriegsgebieten zu Übergriffen geradezu ein – und anrückende Armeen nahmen diese Einladung nur allzu gerne an, genau wie die Kundschafter der Kavallerie und versprengte Soldaten, die sich nahmen, was sie brauchten.

Als es Stephan Mayer, dem Pfarrer von Unteregg, im April 1634 gelang, sich in der Sickergrube eines Plumpsklos zu verstecken, entging er so er den Fängen acht schwedischer Reiter. Die letzten Jahre hatte ihn gelehrt, dass sie ihn andernfalls bestimmt getötet hätten. Das Dorf Unteregg lag auf den Ländereien des Klosters Ottobeuren in der Nähe von Memmingen, und seit Jahren war die ganze Gegend, wie überhaupt der Großteil Oberschwabens, Kriegsgebiet. Aber wirklich unerträglich wurde das Leid für die Zivilbevölkerung erst, als 1632 die schwedischen Truppen auf den Plan traten. Und ihnen folgten die kaiserlichen Armeen, die den Schweden in nichts nachstanden, wie ihr blutiges Massaker 1633 in der Nachbarstadt Kempten nur allzu deutlich zeigte.

Dennoch fürchtete sich Stephan Mayer mehr vor der Gewalt der Schweden. Er erinnerte sich daran, – wie ein Historiker dieser Ereignisse schreibt –, dass sie „das Bein des dortigen Müllers durchbohrt“ und seine Frau „in ihrem eigenen Ofen geröstet hatten“. Außerdem schlugen sie „fünf und sechs Jahre alte Kinder mit Stöcken und zogen sie an Stricken hinter sich her wie Hunde“. Etwa zur gleichen Zeit (1634/35) erpresste oder raubte man von den Ottobeurener Gutshöfen große Mengen an Geld, Vieh und Lebensmitteln: „Ein einziger Überfall endete damit, dass man sechzig Wagenladungen Beute aus Günz und Rummeltshausen abtransportierte.“ G. P. Sreenivisan hat beobachtet, dass die Ländereien des Klosters, einschließlich Unteregg und anderer Dörfer, mehr als 95 Prozent ihrer Pferde und Rinder verloren. Im September

1634 war die Lage so schlimm, dass viele Bauern und sogar einige reiche Gutsbesitzer tatsächlich verhungerten. Und dann breitete sich auch noch die Pest aus (auch wenn kaum noch jemand übrig war, den die Krankheit befallen konnte). Als die „Bauern die Felder nicht mehr bestellten und viele von ihnen flohen“, brach „die Wirtschaft zusammen“. Inzwischen aßen die Dorfbewohner bereits Hunde, Katzen, Mäuse, „Pferdehaut, Zweige und Ratten“ und sogar „das Moos von alten Bäumen, Brennnesseln und Gras – wie wilde Tiere“. Stephan Mayer zitiert eine Frau, die sich mit ihrem Vater unterhält: „Vater, Ihr werdet nicht glauben, welch gute Suppe man von Mäusen bereiten kann.‘“ Dass Sreenivisan auch von Kannibalismus berichtet, kann da kaum noch überraschen.

Die Ottobeurener gingen durch die gleiche Hölle wie die Bewohner tausender anderer deutscher Dörfer während des Dreißigjährigen Krieges.

Die kleine Stadt Colmar im Elsass lag inmitten eines Landstrichs, wo vor allem Wein angebaut und Branntwein hergestellt wurde. Hier bedeuteten die Übergriffe von Soldaten in den 1630er-Jahren für zahlreiche Bauernhöfe und Winzer den Ruin; die Truppen plünderten Getreide und Vieh, und die Landbevölkerung floh und rannte buchstäblich um ihr Leben. Colmar verlor vierzig Prozent seiner Einwohner, wenn nicht mehr.

1623 kam der Krieg nach Hessen-Kassel und in die Dörfer an der Werra. Ab da kamen fast jedes Jahr neue Armeen vorbei, auf dem Durchmarsch oder um sich hier niederzulassen. Die erzwungene Einquartierung stellte für die Bauernschaft eine große Belastung dar. Doch sobald eine Kommune mit den Offizieren eine Übereinkunft erlangt hatte, durften die Dorfbewohner laut Gesetz keinen Widerstand leisten, ganz egal, wie sich die Soldaten aufführten. Offizielle Beschwerden wurden in der Regel einfach ignoriert. Ab 1626 führte die psychische Belastung, der die Soldaten durch den Krieg ausgesetzt waren, regelmäßig zu offener Gewalt, und viele Dorfbewohner wurden getötet. Die Soldaten brachten die Pest und die Ruhr mit; Adlige flohen von ihren Besitztümern, Bauern von ihren Höfen. In den 1630er-Jahren, so der Historiker J. C. Theibault, „bedeutete es den sicheren Tod, wenn man auf freier Strecke einem Soldaten begegnete“. Manche Dorfbewohner verschwinden ganz plötzlich und spurlos. Am Ende glich die hessische Landschaft einem Niemandsland.

Fleisch wurde zu einer Seltenheit, die meisten Dorfbewohner bekamen höchstens hin und wieder ein paar „magere Handvoll Korn“ zu Gesicht. Da lebten sogar die Mäuse besser, die sich rasant vermehrten, während die Bevölkerung von Hessen-Kassel um vierzig bis fünfzig Prozent sank.

Hessen-Kassels schwärzeste Stunde war kein Einzelfall, solche und ähnliche Erfahrungen machte man auch in anderen Teilen Deutschlands immer wieder. In der Grafschaft Hohenlohe, auf halber Strecke zwischen Frankfurt am Main und Augsburg, stürzten die Kriegssteuern das Städtchen Langenburg in einen regelrechten finanziellen Alptraum. Kein Steuereintreiber ließ eine Missernte als Entschuldigung dafür gelten, dass man nicht alle geforderten Steuern zahlen konnte. Von etwa 1627 bis 1636 zwangen erbarmungslose Militärkommandanten den Bezirk zu monatlichen oder sogar wöchentlichen Zahlungen. Und diese gingen an jede der beiden Kriegsparteien, je nachdem, wer gerade in der Region die Oberhand hatte: Die „rücksichtslosen Vertreter der kaiserlichen und der schwedischen Truppen belasteten die Landbewohner schwer". Wie uns der Historiker Thomas Robisheaux mitteilt, waren viele Dorfbewohner – darunter auch wohlhabende Pächter – gezwungen, ihre Vermögenswerte zu verkaufen, um der gnadenlosen Kriegsbesteuerung nachzukommen. Sie verkauften Grundstücke, „die letzten Getreidereserven", ganze Rinderherden und am Ende fast all ihr Nutzvieh. Um 1630 waren „die Pächter ohne ihre Ochsen, Pferde oder Rinder, die die Pflüge ziehen konnten, nicht mehr in der Lage, ihre Felder zu bestellen". Selbst „die Vorräte an Saatgut verschwanden", und bald „verwahrlosten die Weinberge" und viele Felder „lagen brach oder wurden zu Weideland".

Im Jahr 1631 wandte sich die verwitwete Gräfin Anna Maria von Hohenlohe voll Inbrunst an die Vertreter des Heiligen Römischen Reiches und bat darum, dass man Geduld habe mit ihren Untertanen. Aber konnte man von unbezahlten, hungrigen Soldaten jemals so etwas wie Geduld erwarten? Und so ließ man natürlich auch nicht locker, bis auch die letzten Ressourcen aus Hohenlohe herausgepresst waren. Ab 1632 kam kaum noch Brot in den Handel, und als es schließlich kein Mehl für die Bäckereien mehr gab, kam der Brotverkauf komplett zum Erliegen. Im Juli 1634 gab es zumindest in einigen Dörfern offenbar überhaupt nichts mehr zu essen, Menschen verhungerten auf ihren Feldern. Nun wiederholte sich vieles von dem, was wir bereits kennengelernt haben. „Denjenigen, die überlebten", wie im Dorf Bächlingen „gelang dies, indem sie Katzen und Hunde aßen, die Rinde von Bäumen und die Stoppeln von den Feldern". Zur Hungersnot gesellte sich die Pest, die bereits 1633 zugeschlagen hatte und nun, 1634/35, ihren Höhepunkt erreichte. Das Ergebnis war ein katastrophaler Bevölkerungsrückgang, und „Felder, Wiesen und Weinberge verwandelten sich zurück in Wälder und Sümpfe".

Im Dreißigjährigen Krieg entstand eine Vielzahl faszinierender Tagebücher. Eines der bemerkenswertesten Exemplare stammt aus der Hand eines deutschen Mönchs und behandelt die Jahre 1627–1648.

Maurus Friesenegger (1590–1655) kam als Sohn eines Bäckers zur Welt und legte Mitte der 1620er-Jahre das heilige Gelübde der Benediktiner ab. Von 1627 bis 1638 lebte er in der Benediktinerabtei Andechs, einer Pilgerstätte auf einem Hügel oberhalb des bayerischen Dorfs Erling in der Nähe von München und war zugleich Gemeindepfarrer in Erling. Im Jahr 1640 wählte man ihn zum Abt von Andechs – nur allzu verständlich, scheint er doch ein brillanter Redner gewesen zu sein.

Friesenegger beschäftigte sich intensiv mit dem Krieg und den Verwüstungen, die er in Bayern und im östlichen Schwaben, von Straubing bis nach Augsburg und Memmingen hinterließ. Sein Tagebuch ist eine Chronik der Gewalt, des Lebens in einer Gegend, die unter einer Hungersnot litt, während sie immer wieder von Soldaten durchquert wurde. An einigen besonders aufschlussreichen Stellen wird sein Text regelrecht zur Erzählung.

Die Region wurde 1627 und 1628 von der Pest heimgesucht. Im Juli 1630 brach eine „schreckliche Kuh- und Pferdeseuche“ aus, der auch eine große Zahl Hirsche, Wildschweine und anderer Tiere in den benachbarten Wäldern erlag. Der Krieg, so stellte er fest, kam immer näher. Im Oktober 1631 zog die schwedische Armee, nach ihrem Sieg über die kaiserlichen Truppen bei Breitenfeld, von Sachsen aus in Richtung Süden und plünderte Burgen, Kirchen und Klöster. Und unter Übergriffen dieser Art hatten auch stets die benachbarten Dörfer zu leiden. Im November 1631 sprach die herzogliche Regierung in München gegenüber dem Kloster Andechs eine offizielle Warnung aus: Es sollte all seine Schätze und Wertgegenstände in bestimmten Festungen in Sicherheit bringen; daneben forderte man ein Darlehen in Höhe von 6000 Gulden zur Unterstützung der Soldaten.

Im April und Mai 1632 kamen die plündernden Schweden Friesenegger immer näher, während sie sich ihren Weg durch die Dörfer rund um Regensburg, Freising und Augsburg bahnten und eine Spur von Tod und Zerstörung hinterließen. Am 18. Mai erreichte eine Vorhut von achtzehn Kavalleristen Erling, brach ins Kloster ein und stahl dort zwei Stunden lang alles, was ihnen in die Finger kam. In den folgenden Tagen trafen immer mehr Soldaten ein, die ebenfalls auf der Suche nach Essen, Trinken und Beute waren. Sie bedienten sich bei den Nahrungsmittelvorräten, nahmen sich Kühe, Geflügel und fünfzig Stück Vieh, Küchengeräte, Geschirr und die gesamte Bettwäsche, inklusive Kissen und Polstern. Mag sein, dass es der Katholikenhass war, der sie obendrein noch Fenster und Türen, Truhen und Schränke zerschlagen ließ. Nach ihrer Abreise verunreinigten sie den Schlafsaal, das Refektorium und die Flure mit Stroh, Pferdedung und menschlichen Exkrementen. Der Gestank und „der Schrecken“ waren so furchtbar, dass fünf Männer an die zehn

Tage brauchten, um den schlimmsten Dreck zu beseitigen. „Allerdings vermag ich kaum zu sagen", fügt Friesenegger hinzu, „ob mehr wurde von Ausländern oder von Einheimischen gestohlen wurde" – so viele Söldner kamen und gingen, dass der Kreuzgang „stets voll war von Männern und Frauen, die stahlen, was auch immer sie wollten". Friesenegger, der zwischen dem „Heiligen Berg", wie man Andechs nannte, und seiner Pfarrei unten im Tal pendelte, verzeichnete in seinen Tagebüchern die Spuren, die der Terror hier wie dort hinterließ. Wie bereits im Falle der benachbarten Burg Mühlfeld setzten Soldaten in Erling alle Häuser in Brand. Als sie wieder abzogen, nahmen sie Wagen, Pflüge, Schafe, Schweine, alles Geflügel, 137 der 140 Pferde und 396 von 400 Stück Vieh mit.

Von dieser Zeit an war die gesamte Region ein Einfallstor für plündernde Armeen; und die „katholischen" Truppen des Heiligen Römischen Reiches standen den „protestantischen" Schweden und ihren deutschen Verbündeten in puncto Diebstählen in nichts nach. Hunger, Zorn und Armut waren es, die sich bei den Armeen beider Seiten in Habgier äußerten. Im Juli 1632 lag Erling noch immer größtenteils in Schutt und Asche. Im November kehrten die Schweden zurück, und die Erlinger flohen in den Wald; lieber wollten sie in Eis und Schnee vegetieren als noch einmal ihren Peinigern in die Hände fallen. Ende Dezember waren die Kroaten mit dem Plündern an der Reihe; sie fielen in alle Häuser ein, die in Erling noch standen. Und sie nahmen mit, was noch da war, sogar Garben von Korn. Wenige Tage später entkamen Dorf und Kloster nur knapp einer Plünderung durch 200 kaiserliche Kavalleristen, da München ihnen Schutz gewährt hatte.

Als der Winter begann, war Erling noch immer zur Hälfte zerstört, die Häuser, die noch standen, hatten keine Dächer, und ihnen fehlten zahlreiche Balken, die die Soldaten als Brennholz herausgerissen und fortgeschleppt hatten.

Zu Beginn des neuen Jahres entwurzelten schwere Stürme zahlreiche Bäume und rissen weitere Häuser nieder, und im Februar kehrten die Kroaten zurück. Sie brachen in die Erlinger Mühle ein und nahmen alles Korn und Mehl mit, trotz der Vereinbarungen zum Schutz des Dorfs.

1633 trafen wieder neue Diebe und hungrige Kavallerie-Kompanien ein. Im März griffen die Erlinger zu den Waffen, um eine Bande berittener Plünderer abzuwehren. Anfang April begannen Sie mit Hilfe ihrer letzten paar Pferde, die Saat auszubringen, waren dabei aber stets auf der Hut vor neuen Kavalleristen. Und schon Mitte des Monats mussten sie ihr Dorf wieder verlassen und in den Bergen Zuflucht suchen – wieder nahten schwedische Soldaten; den Wäldern um Erling herum trauten sie nicht mehr, denn dort schlichen inzwischen immer

wieder feindliche Soldaten umher, auf der Suche nach den Dorfbewohnern. Auf dem Heiligen Berg von Andechs zerschlugen die Schweden erneut alles, was aus Holz war und stahlen Geschirr, Kleidung, Weizen, Hafer „sowie alle Güter der Dorfbewohner, die sich im Kloster befanden". Als die Schweden vor der nahenden kroatischen Kavallerie flohen, versteckten sich zwei von ihnen in leeren Getreidekisten. Als die Dörfler sie später dort entdeckten, töteten sie einen der Schweden; den anderen begruben sie lebendig – zusammen mit seinem toten Kollegen.

Damals steckte Europa mitten in einer kleinen Eiszeit, und so gab es im Mai noch einmal klirrenden, tödlichen Frost. Die Getreide- und Brotpreise schnellten in die Höhe. Einzelpersonen und Konvois, die Getreide von A nach B karrten, mussten ständig damit rechnen, dass man sie angriff und ihre Wachen tötete. Und die Übeltäter konnten genauso gut kaiserliche wie schwedische Truppen sein.

Den ganzen Sommer und Herbst hindurch stahl man mit Vorliebe Pferde. Wie wir bereits gesehen haben, waren die Tiere oft unterernährt oder wurden von Reitern und Fuhrleuten übermäßig belastet, daher starben sie wie die Fliegen. Der September ging mit einer mehr als kläglichen Ernte zu Ende, und die Bauern zogen und schoben selbst ihre Karren, nun, wo ihnen die Pferde fehlten. Am 30. Mai fiel ein Regiment aus 1000 spanischen Kavalleristen des kaiserlichen Heers in Erling ein, und schon wieder flohen die Dorfbewohner. Im November und Dezember gaben sich durchziehende oder fliehende Soldaten und Plünderer die Klinke in die Hand, und alle stahlen sie weitere Pferde und Rinder. Wieder waren die Übeltäter zum großen Teil schwedische Kavalleristen.

Die Schweden saßen in der Nähe von Augsburg und wurden durch die Protestanten der Stadt unterstützt, während sie auf Raubzügen in der umliegenden Gegend Lebensmittel, Pferdefutter und Wertgegenstände erbeuteten. Am 21. Dezember zog eine gesamte Armee durch Erling; das Schauspiel dauerte einen ganzen Tag und die halbe Nacht lang.

Als er in die Gesichter der Soldaten blickt, fühlt sich Friesenegger abwechselnd neugierig, empört, entsetzt, schockiert; er ist tief bewegt, fühlt Mitleid und macht sich Gedanken. Doch eines wusste er ganz genau: „Andauernder Krieg macht aus Männern wilde Tiere." Er beobachtete den Verlauf des Kriegs in Bayern und im östlichen Schwaben sehr genau und versuchte zu verstehen, welches die Ursachen der immer wiederkehrenden militärischen Grausamkeit waren; und als in den Augen der Soldaten das gleiche Elend erkannte wie in denen der Erlinger, verstand er zumindest eine der Ursachen ihrer Brutalität. Und doch konnte er nicht anders, als sie zu verurteilen: Sie waren die Eindringlinge, die Fremden.

Seine allererste Sorge galt der Sicherheit seiner Gemeindemitglieder. Daher konzentrierte er sich bei seinen Darstellungen auf die Kriegsschäden, den Zusammenbruch der Landwirtschaft, die Auswirkungen von Hunger und Krankheit und auf die allgemeine Verelendung – halbnackte Bauern, hungrige und zerlumpte Soldaten, gestohlenes Saatgut und verlassene Dörfer auf den Marschrouten der Armeen.

Eine Szene Ende Dezember hat er sicherlich lange nicht vergessen können: die Ankunft eines Trupps Soldaten in Erling. Als sie „nichts als leere Häuser und keine Menschen [oder Lebensmittel] vorfanden, geschah etwas Schreckliches. Das ganze Dorf schien in Flammen aufgehen. Sie holten die Stühle und Bänke aus den Häusern, rissen die Dächer herunter und errichteten auf der Straße Scheiterhaufen. Das Dorf erfüllten sie mit solchem Geschrei, wie es nur Hunger und Verzweiflung hervorrufen kann". Ab und an bringt Friesenegger in seinem Tagebuch seine eigenen Ängste zum Ausdruck, und er nennt flüchtig die Namen von Generälen, niederen Offizieren und vielen anderen; nachhaltige, individuelle Porträts finden sich bei ihm indes nicht. Er war mehr daran interessiert, was geschah (der klassische Stoff solcher Ortschroniken), als an geschwätzigen Porträts von Einzelpersonen. Und wer konnte es ihm verdenken, wenn in dem endlosen Strom plündernder Fremder die einzelnen Gesichter verblassten oder miteinander verschmolzen?

Inmitten der Hungersnot beunruhigte ihn eine merkwürdige Behauptung, insbesondere, weil sie aus dem Mund kaiserlicher Obristen stammte. Diese hatten allen Ernstes erklärt: „Das Hab und Gut der Bauern gehört genauso gut den Soldaten wie den Bauern selbst." Und ein italienischer Oberst, ein Graf aus Mailand, hatte sich später ganz ähnlich geäußert: „Was den Bauern gehört, das gehört den Soldaten, und sie sind sehr hungrig." Diese Worte konnte man nur so deuten, dass die Soldaten in gewissem Sinne für die Bauern kämpften und somit ein natürliches Anrecht auf deren Ressourcen hätten, wie dürftig diese auch waren. Das war eine Haltung, die Friesenegger nicht akzeptieren konnte, auch wenn gerade zwei Soldaten verhungert waren.

Im Januar 1634 erhielt unser Tagebuchschreiber die deutlichsten Einblicke in den Moloch des Dreißigjährigen Krieges. In den Außengebäuden des Klosters Andechs drängten sich über 1000 Soldaten. Der Winter hatte sich, wie bereits der letzte, in einen eisigen Alptraum verwandelt. Genau wie in den Häusern des Dorfes rissen die Soldaten alles sichtbare Holz aus dem Kreuzgang, als Brennholz, um sich warm zu halten. Ihr Hauptquartier in München hatte ihnen versprochen, Proviant zu liefern, aber es kam keiner. Sie waren so hungrig, dass sie sich abermals auf das stürzten, was die

Dorfbewohner noch an Essbarem übrig hatten. Und nicht nur das – in einigen Fällen nahmen sie ihnen auch ihre Schuhe und Strümpfe ab. Als sie Ende des Monats endlich aufbrachen, standen die Dörfler wie auch die Mönche, so Friesenegger, einem furchtbaren Berg an Dreck und Abfall gegenüber, der schrecklich stank, im Kreuzgang wie auch in Erling, wo zudem sämtliche Betten, Bänke und Kommoden wie auch das Holz von Wagen, Karren und Pflügen zu Brennholz verarbeitet worden war. Doch jetzt, wo die Soldaten fort waren, „wandelte das Böse lediglich seine Gestalt", denn nun traten die Krankheiten auf den Plan: „Ruhr, Ungarisches Fieber, seltsame Pusteln, Schmerzen in den Gliedern und Schwellungen". Viele Dorfbewohner starben, aber „wie konnte es auch anders sein! Es gab keine Medikamente, keine Ruhe, kein Brot, keine Betten, kein Stroh, keine Öfen, kein Holz, und das alles inmitten der schlimmsten Kälte, die von November bis Februar dauerte, und durch alle Häuser pfiff der winterliche Wind." Und dennoch kamen schon bald wieder neue Soldaten nach Erling. Und im Juli brachten sie die Pest mit. Ein Haushalt wurde komplett ausgelöscht, andere verloren vier oder fünf Bewohner, und oftmals wollte niemand die Toten bestatten – die Lebenden hatten Angst davor, ihnen zu nahe zu kommen. Im nahegelegenen Dorf Kerschlach lagen „acht Menschen oder mehr sechs Wochen lang tot in einem Haus, einige wurden halb von Hunden aufgefressen". Ende des Jahres waren von den einst 500 Einwohnern Erlings nur noch 190 übrig, „und von 87 Ehepaaren blieben nur zwanzig".

Es ist schwer, ein Ende zu finden, wenn man sich auf diese Weise mit Frieseneggers Tagebuch beschäftigt. Das Leiden ging immer weiter, mal schlimmer, mal erträglicher, bis der Krieg vorüber war. Anfang der 1640er-Jahre begann sich Erling wieder aufzurappeln, nachdem die letzten Kriegsjahre noch einmal Tod und Verderben gebracht hatten – wobei sich zu den bereits bekannten Übeln noch ein paar neue hinzugesellt hatten.

In der Gegend hatte es schon lange keine Wölfe mehr gegeben; jetzt kamen sie in ganzen Rudeln, jagten das Vieh, und die Bauern konnten ihnen nichts entgegensetzen. Obendrein wurde die gesamte Region jahrelang von ganzen Horden hartnäckiger „Mäuse von unterschiedlicher Art und Farbe" heimgesucht, besonders zur Erntezeit. Besonders erstaunlich sind hier Quellen, die von Mäusen sprechen, die „so groß wie Katzen" gewesen seien. Friesenegger unterscheidet hier nicht und wird auch Wühl- und Waldmäuse gemeint haben, die sicherlich einen Anteil an der zeitweiligen Explosion der Nagetierpopulationen hatten. Die Tierchen überlebten den eisigen Winter, indem sie die Reste der Weizen- und anderer Getreidefelder leer räumten und unter der Erde Vorräte anlegten;

manche Bauern versuchten, sogar diese kleinen Mengen an Getreide wieder auszugraben.

Das Schicksal eines Dorfes wie Erling, das viel zu klein war, als dass es irgendeinen strategischen Wert gehabt hätte, interessiert Historiker in der Regel nicht. In diesem Sinne hat Frieseneggers Bericht über die Ereignisse in *historischer* Hinsicht nur wenig Bedeutung. Doch die meisten Europäer lebten damals in genau solchen Dörfern, und viele teilten das Schicksal der Erlinger. Allein zur Diözese Augsburg gehörten 400 verschiedene Pfarreien, und wenn eine Armee über Land zog, verteilten sich die Soldaten auf viele Quadratkilometer; sie arbeiteten sich systematisch durch die Dörfer und plünderten Lebensmittel, Futter, Pferde, Vieh und andere Beute.

Sicherlich war dem Verfasser unseres Tagebuchs gar nicht klar, dass er stellvertretend für hunderte anderer Dörfern in Bayern und Schwaben sprach – und, was das betrifft, natürlich auch für Dörfer in Württemberg, in der Rheinpfalz, in Hessen, Brandenburg, im südlichen Sachsen und in vielen anderen Regionen. Alle fielen sie der Gewalt und den Gräueltaten kaiserlicher, schwedischer oder (in der Endphase des Kriegs) französischer Armeen zum Opfer.

Frieseneggers Beschreibungen des dörflichen Lebens im Krieg findet sich so oder ganz ähnlich in anderen Schriften wieder, das denkwürdigste Beispiel ist dabei sicherlich das Tagebuch, das der Schuhmacher Hans Heberle zwischen 1618 und 1672 verfasste.

Heberle, seines Zeichens überzeugter Protestant, Mitglied der Bezirksmiliz, konservativ, verheiratet und Familienvater, lebte in dem schwäbischen Dorf Neenstetten, das von der Stadt Ulm aus verwaltet wurde. Mit dem Krieg wurde er zum ersten Mal im Jahr 1625 konfrontiert, als kaiserliche Truppen im Bezirk Ulm einfielen und mehrere Dörfer heimsuchten.

Im Jahr 1628 quartierten sie sich, zusammen mit ihren „Huren und Jungen“ und anderem Gefolge, zeitweise in fast allen Dörfern der Umgebung ein. Zu diesem Zeitpunkt wurde die Disziplin in der Armee noch hochgehalten, und Gewalt seitens der Soldaten wurde hin und wieder sogar mit dem Tode bestraft. Dennoch forderten die einquartierten Kavalleristen schon jetzt mehr als diejenigen Mengen an Stroh, Heu, Holz, Salz und Kerzen, die ihnen von Rechts wegen zustanden.

Heberle ernüchternde Informationen über die Mordlust der hungrigen Soldaten stammen vor allem aus den 1630er-Jahren, nachdem kaiserliche Truppen 1631 in den Bezirk Ulm zurückgekehrt waren und die Dörfer unsicher machten – sie plünderten, brannten Häuser nieder, erpressten Lösegeld. Die Folge war, dass Ulm besondere Kriegssteuern erheben musste. Auch in den folgenden zwei Jahren suchten Truppen des Heiligen Römischen Reiches die Gegend

heim. Aber niemand rechnete damit, was es für Folgen haben würde, als im August 1634 eine protestantische Armee unter dem Kommando des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar eintraf. Als protestantisches Dorf unternahm Weidenstetten – wo Heberle inzwischen wohnte – keinerlei Vorsichtsmaßnahmen, als man vernahm, dass sich Herzog Bernhard mit seinen Truppen auf dem Weg dorthin befand. Denn natürlich war er, als Protestant, ja kein Feind – auch wenn man ihn, wie jeden Soldaten in Kriegszeiten, sicherlich auch nicht gerade als Freund wahrnahm. Aber was die Dorfbewohner nicht wussten, war, dass Bernhard ein unglaublich ehrgeiziger Kriegsherr war, der sich in hohem Maße darauf verließ, seine Truppen durch Plünderungen zu finanzieren und an sich zu binden; und auf seine Armee konnte er nicht verzichten, denn er war wild entschlossen, sich mittels Waffengewalt einen eigenen Staat aufzubauen.

Da standen sie nun, die Menschen von Weidenstetten, und hatten weder ihr Vieh noch ihr sonstiges Hab und Gut in Sicherheit gebracht. Herzog Bernhards ausgehungerte und unbezahlte Soldaten fielen über sie her, stahlen Pferde und andere Tiere sowie *„brot, mehl salz, schmalz*, [Stapel von] *tuch, leinwath, kleider und all unser armut. Sie haben die leit ubel geschlagen, etliche erschossen, erstochen und zu todt geschlagen*“, und sie transportierten ab, so viel sie konnten. Da sich Bernhards Armee auf mehrere Dörfer verteilte, um so viel wie möglich plündern zu können, kam es auch anderswo zu den gleichen gewalttätigen Szenen. Bewaffneter Widerstand wurde mit Brandstiftung und Zerstörung beantwortet. In Weidenstetten gingen fünf Häuser und fünf Scheunen in Flammen auf.

Der Großraum Ulm wurde nun, vor allem nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen Anfang September 1634, regelmäßig zum Schauplatz vorrückender oder sich zurückziehender Armeen. Doch von nun an wussten die Bewohner Weidenstettens, was sie zu erwarten hatte, wenn der Terror nahte: Sobald sie erfuhren, dass eine Armee im Anmarsch war, packten sie ihre Karren und Wagen und zogen ins rund zwanzig Kilometer entfernte Ulm, wo sich dann jedes Mal tausende Bauern aus den umliegenden Dörfern versammelten, die nur ihre Häuser und ein paar Habseligkeiten zurückgelassen hatten. Während des langwierigen Kriegs mussten Heberle und seine Nachbarn dreißig Mal auf diese Weise in die Stadt flüchten und eine oder zwei Wochen dort bleiben, manchmal sogar mehrere Monate. Die Familien hausten zusammengepfercht in ihren Wagen – schmutzig, hungrig, zu arm für die unweigerlich steigenden Preise vieler Lebensmittel. Sie wurden krank, und im Winter froren sie. Wie lange sie in Ulm bleiben mussten, hing von der Gefahr ab, die eine bestimmte Armee darstellte. 1634/35 brach in Ulm die Pest aus und

tötete zahlreiche Einwohner. Heberle verlor zwei Söhne, drei Schwestern, einen Bruder und seine Stiefmutter. Und noch immer kamen Soldaten in die Dörfer, und jedes Mal zahlten die Einheimischen dafür, mit ihren letzten paar Gegenständen, mit Misshandlung, mit Flucht, mit ihrem Leben.

Eine Studie der Grafschaft Hohenlohe vermittelt uns ein deutliches Bild davon, wie wackelig die Fundamente bäuerlichen Lebens waren. Es handelte sich um ein bemerkenswert fruchtbares Fleckchen Erde, wo ein Scheffel Saatgut sieben oder acht Scheffel Getreide bringen konnte. Mit drei Hektar eines solchen Ackers konnte ein Bauer genug Getreide produzieren, um eine dreiköpfige Familie ein Jahr lang zu ernähren; eine Familie von acht bis zehn Personen benötigte für ihren Lebensunterhalt entsprechend zehn Hektar, Überschüsse gab es dann jedoch nicht. Dennoch hat Thomas Robisheaux festgestellt, dass in dem von ihm untersuchten Gebiet in Hohenlohe 52 Prozent der Haushalte „auf ihren kleinen Grundstücken nie genug Getreide produzierten, um sich selbst zu ernähren“, während weitere zwanzig Prozent oder noch mehr sich gerade einmal selbst versorgen konnten. In schlechten Jahren, wenn die Preise ohnehin schon stiegen, mussten solche Familien auch noch Korn dazukaufen, um zu überleben. Nur eine kleine Minderheit war überhaupt in der Lage, Überschüsse zu produzieren, die dann auf den Markt kamen.

Überträgt man diese Erkenntnis auf meisten anderen Gegenden, die nicht annähernd so fruchtbar waren wie Hohenlohe und in denen das Ertragsverhältnis 4:1 oder sogar nur 3:1 betrug, so wird schnell deutlich, dass die meisten deutschen Landbewohner ziemlich arm dran waren. Und im Prinzip galt das für die gesamte Landwirtschaft Europas. Um über die Runden zu kommen, arbeiteten viele deutsche Bauern als Knechte auf fremden Höfen, unterhielten einen Küchengarten, hielten sich ein, zwei Schweine für den Markt oder bauten Flachs an, den sie zu Garn spannen und verkauften. Doch selbst für die, die sich immer wieder etwas Neues einfallen lassen mussten, konnte sich quasi über Nacht alles zum Schlechten wenden, und sie standen am Rande eines Abgrunds. Denn sobald Soldaten in ihr Leben eindrangen, hatten diese Menschen nicht mehr genug zu essen. Hungersnöte waren die Folge, ganz zu schweigen von den Plünderungen und der Brandstiftung, die für manchen Kleinbauern das Aus bedeutete. Oft stahlen die hungrigen Soldaten sogar das Saatgut. Kein Wunder, dass manchmal beide Seiten verhungerten.

Bei ihren Feldzügen gegen die Zivilbevölkerung – die im Krieg im Grunde der Normalfall waren – kämpften die Armeen im Falle einer Belagerung vor den Mauern der Städte gegen die Landbevölkerung. Dies ist einer der blutigsten Aspekte des Kriegs, der beinahe an die *Ilias* erinnert. Und er rief nicht nur bei den Soldaten äußerste

Grausamkeit hervor, sondern hatte auf die belagerten Zivilisten, die das Gefühl hatten, dass sie um ihr Leben kämpften, denselben Effekt.

Zwischen Belagerern und Belagerten kam an der Stadtmauer stets zu unschönen Szenen: Die Soldaten draußen verkündeten, sie würden Mütter, Ehefrauen und Töchter vergewaltigen, wenn sie die Stadt einnähmen; die Verteidiger schossen zurück und schworen, sie würden alle, die in die Stadt eindrängen, kastrieren, häuten oder enthaupten. Bei religiösen Konflikten schmähte man zudem Heilige und Päpste oder den angeblich so besonderen Gott der Protestanten. Zwei kurze Szenen zeigen, wie extrem das Ganze werden konnte.

Bei der Belagerung von La Rochelle im Frühjahr 1573 zeichneten sich viele Frauen der Stadt durch ihre Tapferkeit an der Stadtmauer aus. Einigen von ihnen gelang es, unbemerkt aus der Stadt zu schlüpfen und „tote Feinde ihrer Waffen und Ausrüstung zu berauben“. Aber vor allem halfen sie bei der Verteidigung der Mauern, insbesondere indem sie „Kessel mit kochendem Pech und Teer mitten in die königlichen Truppen gössen“.

Ein äußerst dramatisches, durch Rache motiviertes Element der Verteidigung kam beim Kampf um Turin Ende August 1706 ins Spiel – einem Krieg, zu dem es aufgrund persönlicher Differenzen zwischen dem Herzog von Savoyen und König Ludwig XIV. kam. Nach einer mehrere Monate dauernden Belagerung unternahmen die Franzosen am 27. August einen groß angelegten Angriff auf die Mauern. 1300 französische Soldaten und 400 Savoyer starben dabei. Am Ende jenes Tages lagen hunderte verwundeter Franzosen in den Gräben rund um die Stadt; sie jammerten und flehten um Hilfe. Da warfen die Turiner tonnenweise Feuerholz, Pech und Öl auf sie hinunter und setzten die Menschen in Brand. Wer versuchte, davonzukriechen, den nahmen von der Mauer aus Scharfschützen ins Visier. Wir können sicher sein, dass sich weder Ludwig XIV. noch der Herzog von Savoyen ob dieser Szene graue Haare wachsen ließen.

Wenn die Gefühle, wie hier an den Stadtmauern, so hochkochten und dazu führten, dass Menschen auf die schmerzhafteste Weise getötet wurden, mit brennendem Pech und Teer, dann fand das Ganze in den Dörfern seine Entsprechung im Hass der dortigen Bewohner auf die Soldaten. Am 20. und 23. August 1617 ließ der Leipziger Oberst Caspar von Widmarckter (1566–1621) in zwei Ortschaften rund 20 Kilometer nordwestlich von Turin hunderte kranker Soldaten zurück. Er war wohl der Ansicht, dass sich die Einheimischen um seine Männer kümmern würden. Als sein Regiment den Ort wieder verlassen hatte, jagten die Dorfbewohner die kranken Soldaten davon; einige von ihnen setzten sie auf Heuwagen und zündeten sie an.

9 Töten für Gott

Die Anfänge

Im Frühjahr 1562 brachen in Frankreich die Hugenottenkriege aus. Für viele Städter lag Angst in der Luft. Religiös motivierte Morde und Gewalt – das war in den täglichen Unterhaltungen der Leute Thema Nummer eins. Bald flohen aus Rouen, der nach Paris größten französischen Stadt, die ängstlichen Bewohner. Einige versuchten, sich zu Hause zu verstecken, andere baten Verwandte oder Freunde, sie zu beschützen. Überall waren Furcht und Hass spürbar, und alles drehte sich um unterschiedliche religiöse Einstellungen.

Dasselbe unheilvolle geistige Klima wie in Rouen herrschte auch in Toulouse, Lyon, La Rochelle, Tours, Blois, Troyes und anderen Städten Frankreichs. Ende der 1550er-Jahre hatte die reformierte (calvinistische) Kirche so rasend schnell Zuwachs gefunden – unter anderem, was besonders heikel war, in den Reihen bestimmter Eliten des Landes –, dass viele der neuen Anhänger die man „Hugenotten" nannte, glaubten, sie würden der alten katholischen Kirche schon bald das gesamte Königreich aus den Händen reißen. 1560 kam es zu ersten Gewalttaten seitens der Hugenotten: In La Rochelle und an anderen Orten zerstörten oder verunstalteten sie religiöse Bilder.

Einige Jahre zuvor, 1534, waren die religiösen Gemüter schon einmal hochgekocht, als die Menschen in Paris und mindestens fünf weiteren Städten an einem Sonntagmorgen, dem 18. Oktober, auf dem Weg zum Kirchgang an exponierten Stellen Plakate erblickten; in Amboise hatte man eines dieser Plakate sogar an die Tür des königlichen Schlafgemachs geheftet. Auf den Plakaten war das „neue Wort Gottes" zu lesen: „Wahre Artikel über die schrecklichen, großen und unerträglichen Missbräuche der papistischen Messe, die in direktem Gegensatz stehen zum Heiligen Abendmahl unseres Herrn, des alleinigen Mittlers und Retters Jesus Christus." Dann folgten vier Absätze mit verächtlichen Worten über die Priester, die mitten ins Schwarze trafen, und das ganze mündete in einer flammenden Rede gegen die katholische Messe. Die Plakate waren wie ein Dolchstoß mitten in die Brust traditioneller religiöser Überzeugungen.

Die Hugenotten stellten nie mehr als etwa zehn Prozent der Bevölkerung Frankreichs. Dennoch beschlossen ein paar ihrer

militanteren Vertreter im März 1562, nach einem wahren Massaker an Hugenotten in der Nähe von Vassy in der Champagne, die Macht im Land zu ergreifen. Und das gelang ihnen auch, zumindest in Rouen, Lyon, Blois, Tours, Orléans, Bourges, Poitiers und einigen weniger bedeutenden Orten. Dagegen wurden sie in Bordeaux, Dijon, Aix-en-Provence und Toulouse nach blutigen Scharmützeln besiegt, in Toulouse sogar erst nach fünf Tagen heftiger Straßenkämpfe. Die glühende Leidenschaft der Kontrahenten machte deutlich, dass sich Religion und Politik (zumindest in der Vorstellungen der meisten Menschen der damaligen Zeit) nicht trennen ließen. Bereits im Dezember 1559 hatte man einen der führenden Pariser Rechtskundigen, den Calvinisten Anne du Bourg, als Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Er hatte sich aber auch nicht gerade Mühe gegeben, seine aufrührerischen Ansichten für sich zu behalten: Ein Pamphlet hatte er veröffentlicht, in dem er im Grunde genommen behauptete, dass in Frankreich kein Untertan verpflichtet war, die Legitimität eines Königs anzuerkennen, der gegen den Willen Gottes verstieß – soll heißen, einen König, der Anne du Bourgs religiöse Ansichten nicht teilte.

Anfang 1560 gaben die Protestanten von Rouen ihre heimlichen Treffen auf und gingen an die Öffentlichkeit. Bis Juli versammelten sich regelmäßig mehrere Tausend von ihnen, wie es scheint, um vor der prächtigen Kathedrale ihren Predigern zu lauschen. Und am 15. April 1562, etwa sechs Wochen nach den Morden in Vassy und wenige Tage nach einem Massaker an Protestanten in der Nähe von Sens, errangen die Hugenotten ganz plötzlich und ohne Vorwarnung die Kontrolle über die etwa 70.000 Einwohner zählende Stadt.

Rouen war ein wichtiges Zentrum des internationalen Handels und lag an der Seine, wo es von Seeschiffen angelaufen werden konnte. Es kam zu einem rasanten Wandel: Am 3. und 4. Mai zogen bewaffnete Hugenotten umher, um die gesamte Stadt mit Gewalt zum rechten Glauben bekehren. Sie gingen von einer Kirche zur nächsten, zerschlugen Taufbecken und Altäre, stahlen Objekte aus Edelmetall, warfen Statuen um, verunstalteten Bilder und steckten auf der Straße große Haufen von Notenbüchern, Wandteppichen, Kirchenbänken, Rednerpulten und anderen Dingen aus Holz in Brand. Katholische Gottesdienste fanden nicht mehr statt. Priester, katholische Kaufleute und Ortsbeamte verließen die Stadt. Im Juni schwappte die religiöse Gewalt von Rouen zu den Katholiken in Paris über: Sie warfen alle Hugenotten aus der Stadt.

Professionelle katholische und protestantische Armeen zogen ins Feld. Die Hauptleute und Soldaten waren Veteranen der 1559 zu Ende gegangenen Italienkriege, die seither arbeitslos gewesen waren. Umgehend erwiesen sich diese „Krieger Gottes“ als Meister in der

Kunst der groß angelegten Plünderung und Erpressung. Und wenn sie die Chance bekamen, irgendwo zu plündern, machten sie zwischen Katholiken und Protestanten oft keine Unterschiede mehr.

Im Sommer 1562 begannen katholische Truppen, die neuen Hugenotten-Hochburgen – darunter Lyon, Blois, Tours und andere – zu umzingeln. Die Belagerten schickten Hilferufe an andere protestantische Städte. Anfang Oktober beteten die Hugenotten von Rouen darum, dass endlich 6000 versprochene Soldaten aus England eintreffen mochten (die jedoch nie ankommen sollten) – aus dem einfachen Grund, dass sie einer königlichen Armee von 30.000 Mann gegenüberstanden. Am 21. Oktober durchbrachen die Belagerer die Mauern und stürmten die Stadt; die calvinistischen Anführer und Pastoren rannten um ihr Leben. Obwohl die Offiziere (angeblich) versuchten, sie zurückzuhalten, plünderten die Soldaten des Königs drei Tage lang die Stadt. Sie raubten die Häuser der Hugenotten aus, ließen Katholiken ihre Häuser freikaufen und plünderten sogar katholische Kirchen. Etwa 1000 Menschen verloren dabei ihr Leben, mehr als bei der „Spanischen Furie“, der Plünderung von Antwerpen 1576. Es kam so viel Beute zusammen, dass ganze Heerscharen von Pariser Kaufleuten in die Stadt strömten, die das Diebesgut zu Spottpreisen aufkauften, die ihnen ansehnliche Gewinne einbringen würden.

Soweit zu Rouen. Doch so oder ähnlich ging es im Sommer 1562 in vielen Städten zu, die die Armeen des Königs zurückeroberten.

***

Die Franzosen waren von rasender Wut gepackt gegen den Bildersturm der neuen Gläubigen, die die katholische Messe und das alte Pantheon der Heiligen verachteten. Für die Katholiken war klar: Hier herrschte eine Art religiöser Arroganz, die den Feind auch dazu angespornt hatte, in mehreren großen Städten die Macht zu übernehmen. Die Soldaten auf beiden Seiten sahen sich von Gott dazu auserwählt, für ihren Glauben zu kämpfen. Sie führten einen Heiligen Krieg, befeuert von „einem Versprechen göttlichen Beistands, das selbst dann zum Sieg führen würde, wenn die objektiven Chancen schlecht standen“. Dennoch war dieser Krieg von einer Intensität geprägt, die jede erdenkliche Gräueltat möglich machte – Kinder wurden ermordet, Schwangeren der Bauch aufgeschlitzt, abgeschnittene Körperteile auf bizarre Weise zur Schau gestellt. Und seltsamerweise schien sich Gott bei alldem überhaupt nicht einzuschalten.

In Europa war schon früher im Namen der Religion Blut vergossen worden. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts kämpften die Armeen von Päpsten und Kaisern gegeneinander, im Streit um die Ernennung von Bischöfen; hier erhob so mancher seine Stimme gegen den Klerus und

seine korrupten Kardinäle. In Frankreich begann das 13. Jahrhundert mit einem gnadenlosen Kreuzzug gegen die Albigenser und Katharer, Gemeinden christlicher Dualisten im Süden des Landes. Man sah sie als gefährliche Ketzer an, und es gelang beinahe, sie komplett auszulöschen. In den 1420er-Jahren zettelten Papst und Fürsten eine ganze Reihe bösartiger Übergriffe gegen die böhmischen „Hussiten" an, die neue Vorstellungen von Kommunion, Klerus und Ablasshandel vertraten. Doch die „Ketzer" wehrten sich. Zwischen 1420 und 1432 fügten die hussitischen Tschechen den hauptsächlich deutschen Invasoren immer wieder überraschende Niederlagen zu, vor allem durch den geschickten Einsatz ihrer berühmten „Kriegswagen" und durch neue Waffen, die Schießpulver verwendeten. Doch am Ende mussten sie sich der Orthodoxie beugen und sich anpassen. Zunächst jedoch spalteten sie sich auf in die radikalen Taboriten und mehrere gemäßigte Sekten; und dann mussten die Gemäßigten die Taboriten erst in blutigen Schlachten besiegen, bevor sie mit ihren Nachbarn Frieden schließen konnten.

Kämpferische Heiligkeit

Im Zuge des Ausbruchs der Hugenottenkriege in Frankreich brachten die Anhänger des militanten Calvinismus (und viele, viele Flüchtlinge) den Protestantismus in die Niederlande. Auch hier waren die 1560er-Jahre das Jahrzehnt, in dem sich die Geschicke des Krieges entscheiden sollten. In Genf, der Wiege des Calvinismus, wurden Pfarrer und Prediger ausgebildet, die man in die Welt aussandte, um mit Eifer das reformierte Wort Gottes zu verbreiten, und die wild entschlossen waren, die Strukturen der alten Kirche zu zerstören. Was sich die Protestanten und Katholiken jeweils angeblich im direkten Auftrag des Herrn gegenseitig an den Kopf warfen, blieb niemandem verborgen, ganz gleich, welcher sozialen Schicht er angehörte – vom einfachen Schuster oder Schneider in Flandern bis hin zum habsburgischen König von Spanien, Philipp II. (reg. 1556–1598), und dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, Ferdinand II. (reg. 1619–1637). Letzterer „schwor in Loreto feierlich, den Protestantismus in seinem Reich an der Wurzel auszurotten". Philipp II. war bereits von seinem Vater, Karl V., vor rebellischen Ketzern gewarnt worden, die versuchen würden, den König vom Thron zu stoßen. Philipp war sehr religiös, ja schon beinahe ein Asket; in Fragen der Religion ließ er neben der strikten katholischen Orthodoxie nichts gelten. Als sich seine Untertanen in den Niederlanden mit dem Virus der „Ketzerei" infizierten, war er untröstlich und schwor, niemals werde er über Ketzer herrschen – lieber wolle er seine Krone ablegen. Er musste

gemäß dem Willen Gottes handeln und sah sich als ein Werkzeug des Herrn.

In einer Zeit des Hungers (1565/66), als Brot so teuer wurde, dass kein Armer es sich mehr leisten konnte, fiel der Calvinismus im westlichen Flandern auf fruchtbaren Boden. Tatsächlich war es ziemlich leicht, der alten Kirche Verschwendung und Prunksucht vorzuwerfen, zumal die lukrativsten Posten stets mit Mitgliedern der wohlhabenden oder gut vernetzten Familien besetzt wurden. Mit einem Mal galt die Orthodoxie mit all ihren Insignien als Beispiel einer geradezu skandalösen Bequemlichkeit. Im Juni und Juli 1566 versammelten sich vor den Mauern zahlreicher Städte der Niederlande die Menschen, um den Worten calvinistischer Prediger zu lauschen. Mitte August entluden sich die Spannungen in einem veritablen Bildersturm, der „mehr als 400 Kirchen und Kapellen" betraf. Am 22. August erfasste diese Bewegung die großen Städte der südlichen Niederlande, und schon bald weitete sie sich auch nach Norden aus, auf Holland. Alle 42 Kirchen von Antwerpen wurden geplündert, und man stapelte die dort gefundenen Objekte „auf der Straße auf, um sie dort zu zerschlagen".

Der Angriff auf die Kirchen und ihre Ausstattung war das Werk organisierter Banden, denen je zwanzig bis fünfzig Randalierer angehörten. Mitunter waren arme Handwerker dabei, die Geld dafür erhielten, die Bilder und Statuen fachmännisch zu zerstören. Den Übergriffen folgte in der Regel ein großes Fressen: Man verzehrte alles, was man vor Ort an Speisen finden konnte – von den Getränken ganz zu schweigen. Aber interessanterweise kam es in den Niederlanden (anders als bei den Ikonoklasten in Frankreich) in keinem Fall zur Ermordung von Priestern; auch verschonte man die Insignien der politischen Herrschaft. Doch ganz egal: Für die spanischen Gouverneure war das Ganze nicht weniger als eine politische Meuterei, und so wurden die ikonoklastischen Orgien zum Auslöser des sogenannten Achtzigjährigen Kriegs. Ein Jahr später überquerte einer der besten Generäle der damaligen Zeit, der Herzog von Alba, die Alpen. Mit ihm kam eine Armee von 10.000 spanischen und italienischen Soldaten samt einem riesigen Gefolge. Im August 1567 erreichten sie den Süden der Niederlande und wurden in Brüssel, Gent, Antwerpen und ein paar kleineren Orten einquartiert.

Die Geschichte der militärischen Besetzung der Niederlande durch Spanien wird auf ganz brillante Weise etwa bei Geoffrey Parker wiedergegeben. Hier soll es genügen, die Tatsache herauszustellen, dass aus einem ursprünglich religiös motivierten Konflikt ein Krieg wurde, bei dem es am Ende primär um die Unabhängigkeit von Spanien ging. Doch die religiösen Untertöne verschwanden niemals ganz, und man sollte sie auch stets mit im Blick haben, denn sie gaben

dem Konflikt eine besonders grausame Note. In Holland und anderen Provinzen im Norden wurde die katholische Kirche zerschlagen und verboten. Und in den südlichen Provinzen unter spanischer Herrschaft taten die Gouverneure alles dafür, den Calvinismus auszumerzen. Etwa die Hälfte der Antwerpener Bevölkerung (also etwa 38.000 Protestanten) wanderte Ende der 1580er-Jahre nach Norden ab, nachdem man sie gezwungen hatte, „ihre Häuser und ihren unbeweglichen Besitz“ zu verkaufen.

Der eigentliche Krieg wurde zwischen Berufssoldaten ausgetragen, die, wie sich mit der Zeit herausstellte, im Grunde gar kein Interesse daran hatten, welches nun eigentlich der „rechtmäßige“ Glaube war. Sie waren in erster Linie Soldaten, und als solche wollten sie vor allem zweierlei: überleben und vom Krieg profitieren. Wenn es dann zu Plünderungen und gewalttätigen Übergriffen kam, scherten sich die hungrigen, unbezahlten Armeen beider Seiten herzlich wenig darum, welcher religiösen Strömung ihr Opfer anhing. Zugegeben, in den Reihen der Niederländer kämpften auch einige englische und schottische Soldaten aus Überzeugung, die dies mehr aus konfessionellen Gründen taten als dass sie auf den mickrigen Sold aus waren. Aber sie waren ganz klar die Ausnahme.

Die gnadenlose Gewalt, die oft mit der Einnahme von Garnisonsstädten wie Haarlem, Zutphen, Naarden und Maastricht einherging, entsprach dem sogenannten „Kriegsrecht“ und war nicht die bloße Folge religiöser Feindseligkeit. Wenn eine Stadt der Aufforderung zur Kapitulation nicht Folge geleistet hatte und danach gestürmt wurde, so musste sie alle Hoffnung auf Barmherzigkeit fahren lassen. Die Grausamkeiten, zu denen es in den Kriegen zwischen Spanien und der Republik der Sieben Vereinigten Provinzen kam, hatten stets einen religiösen Beigeschmack, doch waren religiöse Überzeugungen dabei nur ein Motiv unter vielen, und diese Motive konnte man meist nur schwer auseinanderhalten.

Ganz anders auf den Schlachtfeldern der französischen Bürgerkriege und des Dreißigjährigen Krieges: Hier standen einander alles andere überschattende religiöse Überzeugungen gegenüber, bis hin zum „Heiligen Krieg“. Am deutlichsten sichtbar war diese Tatsache bei den Belagerungen von La Rochelle, Sancerre, Paris, Magdeburg und Augsburg. Wie wir gesehen haben, wurde der Krieg hier mit solch extremen Mitteln geführt, dass es mitunter schien, als seien die Belagerten im Namen Gottes und der richtigen Konfession zum kollektiven Selbstmord bereit. Ihr Heiliger Krieg war für sie ein Kampf, den es bis zum letzten Mann, zur letzten Frau und zum letzten Kind zu kämpfen galt. Bei diesen fünf Belagerungen gab die jeweilige städtische Oligarchie, unterstützt durch Offiziere der Armee, den Ton an, und die Stadtoberen sahen es als rechtschaffen, ja geradezu als

gottgefällig an, wenn sie die Bewohner ihrer Stadt zur Verteidigung der „wahren“ Religion in den Hungertod schickten. Außer in Paris standen den Befehlshabern in den belagerten Städten auch stets protestantische Pfarrer zur Seite, die ihre Gemeinde nur allzu bereitwillig auf den Heiligen Krieg einschworen. Jeder Widerstand dagegen galt als Hochverrat und wurde mit dem Tode bestraft.

Im Sommer 1590 zeigte sich in Paris das hässliche Antlitz eines Kriegs *à l’outrance* – „bis zum Äußersten“. Hungernde wurden bespitzelt, durchsucht, verhaftet, eingesperrt und mitunter sogar aufgeknüpft, nur weil sie forderten, dass man sich mit Heinrich von Navarra aussöhnen solle, der Anspruch auf den französischen Thron erhob und dessen Armee die Stadt belagerte. Zu diesem Zeitpunkt hatte er seinen protestantischen Glauben noch nicht aufgegeben. Die Pariser waren schon lange fanatische Katholiken, und die Prediger wurden dazu angehalten den Gläubigen weiszumachen, dass selbst der Tod der Herrschaft von Ketzern vorzuziehen sei. Dennoch waren nur wenige Bewohner von Paris zum Martyrium bereit. Irgendwann brach die mörderische Belagerung den Willen der Pariser, und der nackte Überlebenswille ließ den Ruf nach einem Friedensabkommen lauter werden. Doch die Stadt wurde vom despotischen Rat der Sechzehn kontrolliert, und dahinter steckten die Köpfe der mächtigen Katholischen Liga, einer aristokratischen Vereinigung, deren Mitglieder sich geschworen hatten, Heinrich von Navarra den Thron zu verwehren – selbst wenn er zum Katholizismus konvertieren sollte. Dieses Gremium machte sich die Einwohner von Paris mit einer Mischung aus Prozessionen, Drohungen, kostenlosen Lebensmitteln und feurigen Predigten gefügig. Ein wenig Theatralik war auch dabei. Am 14. Mai, kurz nach Beginn der Belagerung, führten der Bischof von Senlis und der Prior der Kartäuser eine große Prozession an; hinter ihnen schritten „mit Büchsen, Hellebarden und Dolchen bewaffnete Mönche und Ordensbrüder“. Die Botschaft war klar: Auch sie waren bereit, bis aufs Blut zu kämpfen. Und um das auch dem Letzten klarzumachen, „marschierten sie in Reih und Glied, vier Mann nebeneinander“, die Soutanen gelüftet, die Kutten „bis zu den Schultern herabgezogen“, und „einige trugen einen Brustpanzer oder einen Helm“.

Um rebellische Tendenzen unter den Hungernden zu zerstreuen, versprachen die Kirchenmänner den Parisern das Blaue vom Himmel. Die Prediger verkündeten, es bringe einen „näher zu Gott“, wenn man verhungerte. Laut Pierre de l’Estoile, einem der – auch wenn er der gegnerischen Seite angehörte – wichtigsten Zeitzeugen, teilten sie den Menschen sogar mit, es sei „besser, die eigenen Kinder zu töten, als einen Ketzer als König zu akzeptieren“. Und er behauptete gehört zu haben, wie ein prominenter Katholik die Meinung vertrat, es berge

weniger Gefahren für das Jenseits, ein Kind zu essen, wenn einen der nackte Hunger dazu trieb, als einen ketzerischen König anzuerkennen.

Ein Heiliger Krieg war genau diejenige Art von Krieg – und vielleicht auch die einzige Art von Krieg –, bei dem man mit vollem Ernst und mit gutem Gewissen behaupten konnte, man müsse ihn bis zum Äußersten kämpfen.

Am Anfang war der Dreißigjährige Krieg ebenfalls ein religiöser Konflikt. An seinem Ausbruch trugen vor allem zwei äußerst kämpferische katholische Fürsten die Schuld: Kaiser Ferdinand II. und Maximilian, Herzog von Bayern. Ihre Zusammenarbeit in den Jahren 1618–1620 führte zum Sieg über den protestantischen Adel von Böhmen bei der Schlacht am Weißen Berg (1620). Die Verlierer, die Granden, galten als Rebellen, weil sie versucht hatten, Ferdinand das Königreich Böhmen abzunehmen und den Calvinisten Friedrich V. von der Pfalz als Herrscher einzusetzen. Ferdinands Soldaten fielen mit Unterstützung des Jesuitenordens in das tschechischsprachige Königreich ein, um es zurück ins Heilige Römische Reich zu bringen. Sechsundzwanzig aufständische Adlige wurden hingerichtet, alle anderen verloren ihren Grundbesitz. Die Hälfte der böhmischen Ländereien fand neue Eigentümer: führende Offiziere der Armee und Aristokraten, die Ferdinand und der römischen Kirche treu geblieben waren.

Im Jahr 1625 erhielten Ferdinand und Maximilian unmittelbare Unterstützung durch zwei militante Jesuiten: Wilhelm Lamormaini aus Belgien wurde Ferdinands Beichtvater in Wien, und der Deutsche Adam Contzen erhielt Zugang zum engsten Kreis um Maximilian, als dessen Beichtvater in München. Dies geschah zumindest teilweise, weil ihre religiöse Einstellung ziemlich genau derjenigen der beiden Fürsten entsprach. Maximilian war beispielsweise der Gründer des deutsche Zweigs der katholischen Liga. Inzwischen goss die Rekatholisierung von Böhmen Öl ins Feuer des andauernden Krieges, und mehrere protestantische Fürsten im Reich wandten sich gegen Ferdinand und Maximilian. Im Juni 1625 trat der Krieg in eine noch schärfere Phase ein, als der dänische König Christian IV., der selbsternannte Verteidiger der Protestanten, mit einer Söldnerarmee in Deutschland einfiel (nur um in mehreren Schlachten besiegt zu werden).

Militärische Erfolge der Katholiken im Norden Deutschlands befeuerten Ferdinands leidenschaftlichen Katholizismus, und im Zuge dessen erließ er das Restitutionsedikt (März 1629), das die Protestanten dazu aufforderte, alle Besitztümer im Reich, die sie seit dem Frieden von Augsburg (1555) „illegal“ in Besitz genommen hatten, der katholischen Kirche zurückzugeben. Gemäß dem Edikt sollten riesige Ländereien, die man von Bistümern, Klöstern, Kirchen

und Konventen beschlagnahmt hatte, den Besitzer wechseln. Allein das Herzogtum Württemberg drohte die Grundstücke von vierzehn großen Klöstern und 36 Konventen zu verlieren.

Mit dem Edikt ging eine tiefe Spaltung durch das Reich, und Ferdinand verlor die Unterstützung der protestantischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen. Aber die Ziele des Edikts spalteten auch die Katholiken und unter ihnen sogar die Jesuiten.

Die militanteren Katholiken begrüßten es, während die moderateren befürchteten, dass es den im Krieg bereits schwelenden Hass noch anfachen würde. Selbst der Papst in Rom, Urban VIII., zweifelte am Sinn des Edikts: Er hatte Angst, dass es die Diplomatie von mächtigen Realpolitikern wie Kardinal Richelieu zu sehr belasten könnte. Und auch der König von Spanien hielt nichts davon, denn er wusste, dass das Edikt in Deutschland zu schweren Unruhen führen und damit die Habsburger Allianz mit Spanien im Kampf um die Niederlande untergraben würde.

Wie sich herausstellte, ebnete das Edikt Gustav II. Adolf, dem König von Schweden, den Weg nach Deutschland im Jahr 1630. Auch wenn bereits Christian IV. und die Ränkespiele in Frankreich dem Krieg eine größere Dimension verliehen hatten – jetzt erst wurde er zu einer gesamteuropäischen Veranstaltung. Und während er zunächst ein „Heiliger Krieg" gewesen war, sahen die Gegner des Edikts den Konflikt nun auch zunehmend im Licht von Machtpolitik, neuen territorialen Ambitionen und einem alles dominierenden Habsburger-Kaiser, der sich zum Ziel gesetzt hatte, die traditionellen Freiheiten der deutschen Fürsten und der freien Städte zu zerstören. Kardinal Richelieu hatte nun Sorge, Frankreich könnte von den Habsburgern umzingelt werden, und er hatte keinerlei Bedenken, seine katholischen Überzeugungen hintanzustellen und die deutschen Protestantenfürsten zu unterstützen. In der hohen Politik kam die Religion erst an zweiter Stelle.

Nun trat Gustav II. Adolf auf den Plan, von Frankreich und Richelieu ermutigt und dann auch teilweise finanziert. Er stilisierte sich zugleich als Verfechter der deutschen Freiheit und des evangelischen Glaubens. Er ließ seine Militärpfarrer den Heiligen Krieg predigen. Seine Soldaten mussten sich zweimal täglich Gebete anhören, einmal pro Woche eine Predigt, und wenn sie in die Schlacht zogen, sangen sie Kirchenlieder. Zweifellos setzte der König alles daran, den Krieg mit der Kraft der Religion zu gewinnen. Für große und einflussreiche Teile der protestantischen Bevölkerung Deutschlands galt Gustav Adolf als von Gott gesandter „Anti-Papist" im Waffenrock. Die Stadt Magdeburg war eine der ersten, die sich ihm anschloss. Und doch dauerte es eine Weile, bis er sich die Loyalität eines größeren deutschen Fürsten sichern konnte. Wo immer er auf

Widerstand stieß, verwandelten sich seine Armeen in veritable Rammböcke. Die Herrscher, erklärte er, müssten sich entscheiden, ob sie für ihn waren oder gegen, für Gott oder für den Teufel – soll heißen: für oder gegen den Protestantismus. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Neutralität, so teilte er einmal Botschaftern aus Brandenburg mit, sei „nichts als Unrat, den der Wind davonträgt".

Beim Klang von Gustavs Trommeln erinnern wir uns daran, dass die Macht der Könige von Schweden zum großen Teil darauf basierte, dass sie im Schweden des 16. Jahrhunderts die römisch-katholische Kirche demontiert hatten. Das war ihnen auch komplett gelungen, und zwar (und dies ist eine Parallele zu England) indem der König alles kirchliche Eigentum beschlagnahmte. Dies brachte ihm das riesige Vermögen ein, das die katholische Kirche dort über mehrere hundert Jahre aufgebaut hatte.

Auch ein Heiliger Krieg wurde, wie alle großen Kriege, an zwei Fronten gekämpft: auf der Ebene der Herrscherhäuser und der Politik und in den Dörfern und den belagerten Städten, wo religiöse Differenzen in wilder Raserei endeten.

Durch ihre militanten Jesuiten-Beichtväter ermutigt, träumten Ferdinand II. und Maximilian von Bayern einen großen Traum – den Traum eines wieder vollständig zum katholischen Glauben zurückgekehrten Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Als Lamormaini und Contzen, die beiden Jesuiten, seitens führender katholischer Kleriker und Staatsmänner unter Beschuss gerieten, stellte sich der Generalsuperior des Jesuitenordens, der italienische Edelmann Muzio Vitelleschi, schützend vor sie. Er selbst begrüßte das Restitutionsedikt und konnte sich auch ein wieder komplett katholisches Europa gut vorstellen. Doch er war schlau genug, seine Ansichten für sich zu behalten und das Edikt nicht zur offiziellen Politik der Jesuiten zu machen, was in Spanien und Frankreich eine Welle politischer Kritik hervorgerufen hätte. Immerhin gehörten dem Orden über 16.000 Mitglieder an, die meisten von ihnen in den katholischen Ländern Europas.

Das Edikt sorgte an den Fürstenhöfen für reges diplomatisches Treiben, einen Krieg der Worte und der Empörung, mit viel juristischem Kräftemessen, Schuldzuweisungen und verschiedenen Arten von Erpressung. Aber im Feld, wo die Armeen aufeinandertrafen, bedeutete Heiliger Krieg in der Regel panische Flucht, Plünderei, Mord, Brandstiftung, Vergewaltigung und andere schlimme Gräueltaten. Daneben gab es auch im Feld einen Krieg der Worte: Flugblätter und Pamphlete, die die gleiche hasserfüllte Propaganda verbreiteten wie die Predigten der Priester und Pastoren. Vor allem die Calvinisten sahen die imperialistische Politik der Habsburger als Bedrohung für das gesamte protestantische Europa an.

In ganz seltenen Fällen trafen diese beiden Fronten des Heiligen Kriegs – die Gewalt in den Kirchengemeinden und die hohe Politik – aufeinander, wie beim Massaker in Paris am 24. August 1572, dem Tag des heiligen Bartholomäus. Mehrere von Frankreichs führenden Adligen ließen (wahrscheinlich mit Duldung von König Karl IX.) einen der prominentesten Anführer der Hugenotten, Gaspard de Coligny, brutal umbringen, und zwar quasi in aller Öffentlichkeit. Der Mord machte den Anschein, als besäße der Täter die Lizenz zum Töten, und das führte umgehend zu einer ganzen Reihe von Morden. In den folgenden Tagen ermordete man in Paris rund 2000 Hugenotten, viele von ihnen im eigenen Haus. Und dann griff dieses „Virus“ auf die Provinz über, wo in den folgenden Wochen noch einmal hunderte Hugenotten getötet wurden. Die Flüchtlinge strömten geradezu aus den belagerten Städten und in die vermeintlich sicheren Hochburgen der Hugenotten. Die Belagerungen von La Rochelle und Sancerre fanden in eben diesem Klima statt, einem mörderischen Klima, für das einzig und allein der höfische Adel verantwortlich war. Und die verabscheuungswürdige Selbstgerechtigkeit kannte keine Grenzen: Als die Nachricht vom Massaker der Bartholomäusnacht Rom erreichte, jubelten die Menschen, und Papst Gregor XIII. feierte den Anlass mit dem Lobgesang *Te Deum*.

In Deutschland wurde ein Heiliger Krieg nur selten mit ähnlich emotionaler Verve gefochten wie die Hugenottenkriege. Der Unterschied mag sein, dass es sich in Frankreich um reine Bürgerkriege handelte, und solchen Konflikten wohnt von vorneherein eine bittere Note inne. An den Schlachten des Dreißigjährigen Kriegs waren viel zu viele ausländische Armeen beteiligt, als dass man diesen epochalen Konflikt als Bürgerkrieg hätte wahrnehmen können. Außerdem war Deutschland im 17. Jahrhundert alles andere als ein Nationalstaat. Es war ein loser Staatenbund aus zahlreichen kleinen politischen Einheiten.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass sich die blutigsten Auswüchse des Krieges in religiös motivierten Belagerungen und Blockaden fanden. Hier kam es am ehesten vor, dass die Menschen inmitten einer schlimmen Hungersnot und unter Beschuss unzähliger Geschosse tatsächlich aufhörten ihre Toten zu zählen, denn sie wollten unbedingt glauben, dass Gott auf ihrer Seite war. Dieses Phänomen finden wir bei den Belagerungen von Augsburg, Magdeburg, La Rochelle, Sancerre und Paris wieder, vor allem in den fast schmerzhaften Zeugnissen der Überlebenden. Der unter den Belagerten herrschende Hunger war Anlass für Priester und Pfarrer zu verkünden, zum Wohle der eigenen unsterblichen Seele sei es besser zu sterben, als sich den Ketzern zu unterwerfen beziehungsweise (aus protestantischer Sicht) Frieden mit den Papisten zu schließen und sich

der Hure Rom zu fügen.

Die Belagerung von Magdeburg unterstreicht noch einmal die Extreme des Heiligen Kriegs in Deutschland. Magdeburg war die erste Stadt, die sich Gustav Adolf anschloss, auf dessen erstem Feldzug gegen Ferdinand II. und den römischen Katholizismus. Und der schwedische König war darüber hoch erfreut. Dass die Stadt dadurch dem Untergang geweiht war, stand auf einem anderen Blatt; nicht einmal ein Jahr später zeigte er keinerlei Dankbarkeit oder auch nur Mitleid dafür, dass Magdeburg erstürmt und niedergebrannt worden war. Im Gegenteil, er machte andere für die Tragödie verantwortlich, und er warf den Magdeburgern „Inkompetenz, Nachlässigkeit, Mangel an Energie, sogar Verrat“ vor. Ein paar Wochen, bevor Magdeburg fiel, wäre er in der Lage gewesen, seine Armee in Stellung zu bringen, um die Stadt zu verteidigen. Aber er hatte andere Prioritäten, und außerdem hatte er das Gefühl, dass die kaiserliche Armee der seinen überlegen war; und eine Niederlage wollte er nicht riskieren, war er doch gerade erst einmarschiert.

Das stolze Magdeburg galt als protestantische Hochburg in Deutschland. 1531 hatte es sich (als eine der ersten großen Städte) auf die Seite Luthers geschlagen, und nannte sich „unsers Herrgotts Kanzlei“. Zwei Beispiele echten kollektiven Heldentums mehrten zusätzlich den Ruhm der Stadt: der erfolgreiche Widerstand gegen eine Belagerung durch die Truppen Moritz’ von Sachsen (1550/51) und gegen die Armee Wallensteins (1629). Seither waren viele Lieder entstanden, man erzählte sich Geschichten, Legenden entstanden, und schließlich wurde Magdeburg in der öffentlichen Wahrnehmung zur protestantischen Hochburg schlechthin. Und das wiederum stärkte das Selbstbild der Magdeburger. Vielleicht lag es auch daran, dass es ihnen im Winter und Frühjahr 1631 gelang, Tilly, Pappenheim und die kaiserlichen Truppen zunächst abzuwehren.

Umso schockierender war für die protestantischen Zentren Deutschlands die Nachricht, dass die Stadt schließlich doch eingenommen worden war. Allein in den ersten sieben Monaten wurden nicht weniger als 205 Pamphlete und 41 Flugblätter veröffentlicht und machten aus der Neuigkeit tatsächlich so etwas wie ein Medienereignis. Dabei war es die unbeugsame Minderheit von radikalen Protestanten in der Stadt gewesen, die die Katastrophe der sogenannten „Magdeburger Hochzeit“ heraufbeschworen hatte: Sie hatten Tillys Angebot einer friedlichen Einigung abgelehnt, im festen Glauben, dass der Herr ihnen zu ihrer Rettung Gustav Adolf schicken würde. Und auch der Garnisonskommandant Dietrich von Falkenberg, der vielleicht standhafteste Protestant Magdeburgs, hatte dem Stadtrat immer wieder versichert, der König sei bereits im Anmarsch. Immerhin stellte er unter Beweis, dass er bereit war, sein Leben für

den rechten Glauben zu opfern. Doch wenn er sich so bereitwillig zum Märtyrer machte, wieso sollte man dann die anderen Magdeburger schonen? In letzter Konsequenz riss seine Opferbereitschaft an die 20.000 Menschen mit in den Tod.

Vom heutigen demokratischen Standpunkt aus mag man es kaum sagen, aber tatsächlich sind Terror, Angst und Schrecken in der Lage, religiöse Differenzen auszumerzen, und führen zu einem einheitlichen Glauben – zumindest war das der Fall im Europa des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Terror beendete die Ausbreitung der calvinistischen „Ketzerei“ in Frankreich. Anfang der 1560er-Jahre hatte sich die Bewegung so schnell ausgebreitet, vor allem in den Städten, dass viele Hugenotten schon überzeugt waren, bald würde ganz Frankreich konvertieren. Der Bürgerkrieg beendete ihren scheinbar unaufhaltsamen Vormarsch, und die Massaker von 1572 läuteten die Umkehrung des Prozesses ein. Im folgenden Jahrzehnt konvertierten viele aus Angst „freiwillig“ zurück zum Katholizismus, andere wurden dazu gezwungen. Natürlich wanderten zu dieser Zeit auch viele Hugenotten aus Frankreich aus und gingen in die Niederlande, nach Deutschland oder nach England; die, die blieben und sich an ihren Calvinismus klammerten, wurden im 17. Jahrhunderts immer weniger, und 1685 verbot Ludwig XIV. den Protestantismus schließlich komplett, als er das Edikt von Nantes widerrief.

In Deutschland beziehungsweise dem Heiligen Römischen Reich sah das ganz anders aus: Der Augsburger Religionsfrieden (1555) hatte festgelegt, dass jeder Fürst bestimmen durfte, ob sein Land katholisch oder lutherisch sein sollte (andere protestantische Strömungen wie der Calvinismus wurden dabei nicht toleriert). Rein rechtlich konnte ein Fürst also bestimmen, welche Religion Millionen von Menschen ausüben mussten. Diese direkte Verbindung zwischen Herrscher und akzeptierter Konfession entsprach voll und ganz dem, was sich die Habsburger Kaiser und die Könige von Spanien, Frankreich, Schweden und England vorstellten.

10 Leviathan erhebt sich: der Staat

Die militärischen Abenteuer
Amerikas werden mit geliehenem
Geld bezahlt.
John Gray, Black Mass

Bankiers und Staatsverschuldung

Große Kriege waren ohne Bankiers nicht möglich, und das Bankwesen der Frühen Neuzeit mit seinen geradezu kühnen Operationen wäre ohne Kriege nicht möglich gewesen.

Heutzutage springt mitunter der Staat ein, um die Banken eines Landes aus der Insolvenz zu retten. Im Europa der Frühen Neuzeit war das Gegenteil der Fall: Hier bewahrten immer wieder die Bankiers den Staat vor dem Bankrott.

Um eine Armee auszuheben, brauchte man Bargeld und Kredite. Damit wurden dann Söldner, Lebensmittel, Artillerie, Lasttiere, Futter und Wagen bezahlt sowie die Dienste derer, die das alles bereitstellten. Aber wenn die Angelegenheit dringend war, bekam man Steuern (die „Sehnen der Macht“) nicht schnell genug zusammen. Dazu brauchte man Zeit, selbst wenn man über eine effiziente Verwaltung verfügte; und die Staaten der Frühen Neuzeit waren weit entfernt von jeder Effizienz, zumal ein Krieg binnen weniger Monate sämtliche öffentlichen Einnahmen aus zwei oder drei Jahren verschlingen konnte. Doch wenn nicht vom Steuerzahler, woher bekam man dann das Geld? Vorhang auf für die Bankiers und Geldverleiher!

Natürlich gab es sie schon lange zuvor, und wie die wohlhabenden Kaufleute waren sie in Europa ein selbstverständlicher Bestandteil der urbanen Landschaft. Das Bankwesen war im Zuge des rasanten Aufstiegs der Städte im Spätmittelalter und des Fernhandels mit kostbarem Tuch, Gewürzen, Getreide und wertvollen Rohstoffe entstanden. Bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts, als die doppelte Buchführung aufkam, war es eine durchaus komplexe Angelegenheit – genau wie die Finanzierung eines Kriegs Viele der frühen Bankiers waren – nach unseren Maßstäben – Milliardäre, und sie verdienten ihr

Geld, indem sie an Fürsten und Städte Kredite vergaben. Das war unter anderem bei den Bankiersfamilien Medici, Strozzi, Fugger, Welser und Doria der Fall, die sich ihre Kredite durch Verfügungen über Steuereinnahmen oder Ähnliches absichern ließen. Schon lange vor 1500 bedienten sich Fürsten und städtische Oligarchen eines ausgeklügelten Systems des Geldverleihs und internationaler Finanznetzwerke: Ein König konnte sich in Antwerpen oder Lyon Geld leihen, das ihm dann in Mailand oder Neapel ausgezahlt wurde; oder er lieh es sich in Madrid und bekam das Geld in Brüssel und Wien.

Die Bankiers saßen sozusagen an den neuralgischen Punkten dieser Operationen; sie verwahrten das Geld von Edelleuten, Bischöfen, Händlern, hochrangigen Beamten, Nonnen, Witwen, Klöstern, Städten, Fürsten und sogar kleineren Geldverleihern und Pfandleihern. Oft taten sich ganze Bankierssyndikate zusammen, um ihre Ressourcen zu bündeln und so beispielsweise Königen Rekordkredite auszahlen zu können.

Allgemein können wir anhand der Kontobücher der Bankiers feststellen, dass die Einleger in der Regel fünf Prozent Zinsen p. a. erwarten konnten. Für Kredite kassierten die Bankiers zwischen 12 und 35 Prozent Zinsen, in Einzelfällen sogar bis zu 67 Prozent. Dennoch sollte man hier gleich betonen, dass diese hohen Zinsen überall in Europa kritisiert wurden; sie galten als Zeichen für Habgier, als Wucher, ja beinahe als Diebstahl und verstießen hier und da sogar gegen das Gesetz. Allein deshalb hängten die Bankiers ihre Gewinne und ihre hohen Zinssätze nicht an die große Glocke; Informationen darüber sind in der historischen Forschung extrem schwierig festzumachen. So wissen wir beispielsweise noch so gut wie nichts über den Profit der Bankiers der Päpste im 16. Jahrhundert.

Zuzüglich zu den Zinsen fielen bei Devisengeschäften, in deren Rahmen Kapital durch halb Europa bewegt wurde, lange Zeit Kosten von mindestens weiteren zwölf Prozent an. Vor allem die Finanzierung der Armeen Spaniens, Frankreichs und des Heiligen Römischen Reiches machte solche Transaktionen immer wieder nötig. In den 1540er-Jahren ließ Maria von Ungarn, die Schwester Kaiser Karls V. und Regentin der habsburgischen Niederlande, einmal auf diese Weise Geld zu ihren Truppen in Deutschland schicken. Die Summe wurde in Flandern zurückgezahlt, mit Mitteln aus Spanien, aber die gesamte Transaktion umfasste einen doppelten Währungstransfer, der letztlich vierzig Prozent des ursprünglich geliehenen Geldes verschlang.

Als der König von Spanien, der bei Bankiers in Genua Schulden hatte, im Jahr 1575 die Zinszahlungen auf seine Darlehen aussetzte, beklagte sich der Erzbischof von Genua, dass dadurch Klöster, Krankenhäuser, die Mittellosen und die Kleinsparer seiner Diözese in den Ruin getrieben würden. Das mag übertrieben gewesen sein, aber

es steckte sicherlich auch ein Fünkchen Wahrheit darin.

Einem der führenden Generäle des Dreißigjährigen Kriegs, Wallenstein, gelang es allein deshalb 100.000 Soldaten ins Feld zu führen, weil er in der Lage war, sich von dem berühmten Bankier Hans de Witte riesige Summen zu leihen. Die Augsburger Fugger waren die wichtigsten Bankiers des Habsburger-Kaisers Karls V., seines Zeichens in Personalunion der größte Kreditnehmer, Schuldner und Kriegsherr der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ihm folgte dichtauf der König von Frankreich, Heinrich II. (1547–1559), der sich das meiste Geld für seine Kriege von italienischen und französischen Bankiers lieh.

Am Ende seines Lebens beliefen sich Kaiser Karls exorbitante Schulden auf fast 30 Millionen Dukaten; das entsprach etwa den Gesamteinnahmen des habsburgischen Königshauses von fünf oder sechs Jahren. Doch wenn es ums Geldausgeben ging, stellte ihn sein eigener Sohn Philipp II., König von Spanien, noch in den Schatten: Seine schier unglaublichen Militärausgaben finanzierten ihm die führenden Genueser Bankiersfamilien Centurione, Grimaldi, de Negro und Spinola. Als er im Jahr 1598 starb, hinterließ er einen Schuldenberg von 100 Millionen Dukaten, dem Neun- oder Zehnfachen seiner Jahreseinnahmen.

Die Insolvenz der habsburgischen Könige von Spanien zeigt, wie die führenden Staaten ihre kriegerischen Aktivitäten bezahlten. In einem Staatshaushalt gab es nichts, das auch nur annähernd den Kosten eines Kriegs entsprach, weder die Verwaltung noch die Haushaltsaufwendungen eines Fürsten. Und um für diese Kosten trotzdem aufkommen zu können, entwickelte man ein Modell, das alles verändern sollte: die Konsolidierung und Finanzierung öffentlicher Schulden, das sogenannte *deficit spending*.

Die Wurzeln dieses Verfahrens lassen sich bis an die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert zurückverfolgen, als der finanzielle Bedarf der andauernden Kriege die großen Handelszentren Venedig, Florenz und Genua schwer belastete. Und in den freien Städten Deutschlands griff man im 14. Jahrhundert auf ähnliche Maßnahmen zurück.

Die italienischen Stadtstaaten waren mit die Ersten, die alle Staatsschulden bündelten, um sie durch Umwandlung in Staatsanleihen zu bezahlen. Bürger und Untertanen kauften mit diesen Anleihen Anteile an der Staatsverschuldung und erhielten dadurch jährliche Zinsen von etwa fünf Prozent; und in den ersten Jahren wurde das Grundkapital oft zurückgezahlt, es sei denn, ein Krieg brach aus und die Staatsausgaben gerieten außer Kontrolle. Dann stiegen die Schulden wieder unweigerlich, und es wurde schwieriger, das Kapital zurückzuzahlen. Inzwischen hatte man die Steuern an die Schulden gekoppelt, um so immerhin die jährlichen Zinsen zahlen zu

können – auch wenn es immer seltener vorkam, dass der Staat das investierte Kapital zurückzahlte. So wurden aus Staatsanleihen Jahresrenten, und wer genug Kapital investieren konnte, war in der Lage, von der Rendite zu leben. Somit war die langfristige Staatsverschuldung zu diesem Zeitpunkt wenig mehr als die Summe der Staatsanleihen.

Zwischen 1557 und 1662 gab es immer wieder schwerwiegende Finanzkrisen, und die Könige von Spanien allein meldeten ganze zehn Mal Konkurs an. In welchen Zahlungsverzug sie 1647 gerieten, wirft ein Schlaglicht auf eine ganz wichtige Maßnahme, die die damaligen Ereignisse prägte, und zeigt, dass man sich erstaunlich moderner Lösungen bediente.

Durch den Krieg stand die königliche Regierung kurz vor dem finanziellen Kollaps. Schon Ende des 16. Jahrhunderts war der ebenso unternehmungslustige wie hoch verschuldete Philipp II. mitunter nicht einmal in der Lage, seine Bediensteten zu bezahlen. Im Jahr 1647 jedoch sahen sich Philipp IV. und seine Finanzberater gezwungen, die Tilgungszahlungen für Darlehen von 33 Vertragsbankiers *(asentistas)* auszusetzen. Die Schulden beliefen sich auf mehr als 14 Millionen Dukaten. Alle Einnahmen aus den Zinserträgen kamen zum Erliegen, und das, obwohl es bindende Verträge gab, die sogar spezifische Einnahmequellen für die Zinszahlungen vorsahen, etwa bestimmte Steuern – von der Rückzahlung des Grundkapitals ganz zu schweigen.

Das führte zu einer Panik. Es gab eine allgemeine Untersuchung, gefolgt von beinahe achtzehn Monate dauernden Verhandlungen. Die Monarchie war „zu groß, um zu scheitern“, zu wichtig, als dass sie in einen unkontrollierten einseitigen Leistungsverzug schlittern durfte, einen Finanzkollaps, wie man ihn heutzutage euphemistisch als „Kreditereignis“ bezeichnet. Die Bankiers hatten in Spaniens Staatsschulden zu viel investiert, um untätig zuzusehen, wie der Staat pleiteging, denn zusätzlich zu den immensen Verlusten und dem schlechten Image, das ihnen das eingebracht hätte, wäre womöglich der wirtschaftliche Zusammenbruch des wichtigen Seehafens Genua die Folge gewesen – wenn sie alle Genueser gewesen wären. Doch wie sich herausstellte, stammten nur drei der Bankiers aus Genua. Von den anderen war einer ein Engländer, einer ein Flame, und ein weiterer kam aus Florenz. Die übrigen 27 waren allesamt „neue Christen“ aus Portugal, also Juden, die mit ihren Familien kürzlich zum Christentum konvertiert waren.

Die Finanzberater des Königs unterschieden nun ganz genau, mit wem sie welchen Deal ausarbeiteten. Für die Genueser und zwei der portugiesischen Banken wurde das Zahlungsmoratorium aufgehoben, und auch mit anderen traf man spezielle Vereinbarungen. Aber die generelle Lösung lag in der Entscheidung der Krone, die kurzfristigen

(„schwebenden“) Schulden bei den Bankiers in spezielle Staatsanleihen umzuwandeln, die sogenannten *juros*. Im Laufe der nächsten vierzehn Jahre wurden diese *juros* dazu verwendet, einen Teil des Kapitals zurückzuzahlen. Danach begann man, Zinsen auf die verbleibenden Anleihen zu zahlen. Effektiv machte man auf diese Weise aus kurzfristigen Krediten langfristige Verbindlichkeiten. Durch diese Umwandlung gelang es, die große Belastung der hochverzinsten Kredite zu lindern und die Steuern von den Hypotheken zu befreien, die bei diesen Darlehen festgesteckt worden war. Damit konnte man diese Steuern wiederum als Sicherheit zur Aufnahme neuer kurzfristiger Kredite verwenden.

Unterdessen sollten die speziellen an die Bankiers ausgegeben Anleihen einen jährlichen Zins von 7, 15 Prozent einbringen und nicht, wie die herkömmlichen Staatsanleihen, nur 5 Prozent. Die Bankiers durften ihre *juros* auch auf dem freien Markt verkaufen, aber damit hatten sie offenbar wenig Erfolg. Die Zinsen von 7, 15 Prozent wurden nur selten gezahlt. Und der Historiker James Boyajian wittert bei diesem ganzen Verfahren sogar einen groß angelegten Betrug. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts waren die Erben der Bankiers noch immer Gläubiger der Krone und verdienten dabei wahrlich fürstliche Summen.

Handelte es sich bei diesem Verfahren denn nun tatsächlich um Betrug? Möglicherweise. Und doch war die Lösung ein ganz modernes Verfahren. Wir sprechen heute davon, dass man Staatsschulden „managt“ oder „umstrukturiert“ – und genau das taten Spaniens Bankiers und Minister: Sie managten den Zahlungsverzug. Heutzutage versteht man darunter die Umwandlung ursprünglicher Schulden in neue Schulden mit dem gleichen Wert, aber mit einer längeren Laufzeit und einem niedrigeren Zinssatz.

Die wichtigsten Bankiers von Augsburg, die Fugger, verloren in ihren Geschäftsbeziehungen zu Karl V. zwar Geld, aber das war sicherlich nur ein Bruchteil dessen, was sie dabei über mehr als dreißig Jahre als Profit einstrichen. Diese Profite stammten beispielweise aus Rechten an den Silber- und Kupferminen von Tirol und aus dem Steueraufkommen im fernen Neapel. Der Bankier Hans de Witte beging Selbstmord, als sein größter Schuldner, Wallenstein, als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee entlassen wurde – zu groß waren die drohenden Verluste. Bei Bankgeschäften im großen Stil musste das Verlustrisiko immer mit eingerechnet werden, vor allem, wenn man es mit mächtigen Fürsten zu tun hatte. Aber gleichzeitig winkten auch so hohe Gewinne, dass man damit das Lösegeld für einen König hätte zahlen können. Und niemand wusste das besser als die Bankiers.

Ab dem Zeitpunkt, zu dem Philipp II. von Spanien das erste Mal in

Konkurs ging, 1557, war klar, dass es große finanzielle Risiken barg, sich auf Geschäfte mit ihm einzulassen. Seine Genueser Bankiers mussten mitansehen, wie die ihnen zugedachten Einnahmen – Steuern, an welche die Rückzahlung ihrer Kredite geknüpft waren – gegen die *juros* genannten Staatsanleihen ausgetauscht wurden. Die dadurch erzielten Einnahmen, beispielsweise Steuern auf Wein und Salz, wurden dann verwendet, um neue kurzfristige Kredite aufzunehmen – etwa zur Versorgung und Ausrüstung der spanischen Armee. Und doch schreckte dieses willkürliche Verfahren die Bankiers nicht ab, genauso wenig wie die Finanzkrisen von 1560, 1575 und 1596. Dabei wurde immer wieder behauptet, dass die Kreditbedingungen an Wucher grenzten. Nach kanonischem Recht traf das sicherlich auch zu. Die Genueser klammerten sich geradezu an den König, denn sie wussten, dass sie auf lange Sicht dabei weitaus mehr gewinnen als verlieren würden (und mehr, als sie mit Nah- und Fernhandel verdienen konnten). Immerhin steckten hinter dem Umgang mit den Schulden des spanischen Königs mehr als 200 Jahre Know-how im Bankwesen – ein Know-how, das auf der Erfahrung der Venezianer, der Florentiner und ihrer eigenen Vorfahren gründete. Mit Krisen und Katastrophen kannten sich die Bankiers aus, denn diese hatten eine lange Geschichte: Bereits in den 1340er-Jahren erlitten die großen Florentiner Bankhäuser Bardi und Peruzzi einen solchen Ansturm auf ihre Einlagen, dass ihr Geschäft komplett zusammenbrach. Schuld daran waren Gerüchte, sie hätten Eduard III., dem König von England, einen Kredit von rund 1, 3 Millionen Goldgulden zur Verfügung gestellt.

Ende des 16. Jahrhunderts genossen die Bankiers von Genua einen konkurrenzlosen Ruf. Sie veranstalteten die internationalen Finanzmessen in Besançon und später in Piacenza. Die acht Tage dauernden Messen, die viermal jährlich stattfanden und ihre Hochzeit 1579–1627 in Piacenza hatten, fungierten als Clearingstellen für Europas größte Bankiers und internationalen Händler. Hier verschaffte man sich „Körbe“ von Geld, zahlte Rechnungen, verlängerte Schuldverpflichtungen und diskontierte ausländische Wechsel. Wenn ein Deal zustande kam, dann gab der wichtigste Kreditgeber – also ein Bankhaus wie Centurione oder Lomellini – dem Kreditgeschäft seinen Namen und zahlte den größten Anteil der zu leihenden Summe aus. Aber auch andere Bankiers beteiligten sich mit ihrem Kapital an dem Investment, um das Risiko zu streuen. Wenn die Könige von Spanien mit ihren Zahlungen in Verzug gerieten, waren die Bankiers gezwungen, sich mit ihren Einlegern zu Hause auseinanderzusetzen. Dennoch muss man um die Genueser Bankiers keine Träne vergießen: Von den Gewinnen, die die Kriege ihnen einbrachten, lebten sie nicht schlecht. Sie trafen Arrangements, die ihnen Sonderrechte gewährten,

die sich nicht an ihre Einleger weitergeben mussten; eines der lukrativsten war das Recht auf den Export und Verkauf bestimmter Mengen an Edelmetall. Vor allem handelten sie mit Silber aus der Neuen Welt, das sie gewinnbringend in Gold umtauschten, denn gerade im Nahen Osten bestand eine große Nachfrage nach Silber. Daneben strichen die Genueser Bankiers bei Devisengeschäften kräftige Gewinne ein, beispielsweise wenn sie in Antwerpen, Brüssel oder Wien ihre Kredite auszahlten. Wenn es dabei um Sold für Armeen ging, zahlten ihre Kontaktpersonen die Kredite oft in Naturalien aus, vor allem in Lebensmitteln, aber auch in Waffen und anderen Versorgungsgütern. Auch dabei entstanden Profite, die dann teilweise den Bankiers in Madrid zugutekamen, in Form niedrigerer Gebühren.

Die Jahre von 1627 bis 1650 waren die Blütezeit der zum Christentum konvertierten portugiesischen Bankiers am spanischen Hof. 1626/27 gerieten die meisten Genueser Bankunternehmen ins Hintertreffen, und zwar fast ohne Vorwarnung. König Philipp IV. versuchte mit allen Mitteln, seine Kosten niedrig zu halten, und die neuen Männer aus Portugal machte das möglich. Sie verfügten über ein breit aufgestelltes Netzwerk von Verwandten und Bekannten, und das garantierte günstigere Bedingungen bei Geschäften mit dem fernen Hamburg, mit Rouen, Amsterdam, Konstantinopel, Venedig und sogar Brasilien, wo portugiesische Juden und Konvertiten den Zuckerrohrund Sklavenhandel dominierten. Mithilfe dieser sachkundigen Kontakte waren die Madrider *cristianos nuevos* in der Lage, der Krone bessere Kreditbedingungen und niedrigere Gebühren für Devisengeschäfte anzubieten – das war Grund genug für den König, seine Bankgeschäfte fortan nicht mehr mit den Genuesern abzuwickeln und stattdessen in neue Hände legen.

Aber auch wenn es den Königen von Spanien gelang, mit ihren kriegsbedingten Schulden mehr als hundert Jahre lang zu überleben, gab es durchaus auch Gegenbeispiele, bei denen solche Schulden zu einem Regimewechsel führten. Das war vor allem in kleineren Staaten der Fall.

Der Ruhm einer der berühmtesten Dynastien der Renaissance, der Familie Medici, gründete auf Krieg und Verschuldung. Anfang der 1430er-Jahre befand sich die Republik Florenz, die ohnehin bereits in großen finanziellen Schwierigkeiten steckte, am Rande eines Eroberungskriegs mit der benachbarten Stadtstaat Lucca. Die Florentiner stürzten Hals über Kopf in die Schuldenfalle. Der Krieg bedeutete eine schreckliche Belastung für das Steuersäckel und wuchs sich für die städtische Oligarchie zu einer schwerwiegenden politischen Krise aus. Nun trat Florenz’ reichster Bankier, Cosimo de’ Medici, auf den Plan, und er erwies sich als wichtigste Stütze der Stadt. Er scharte eine einflussreiche Fraktion um sich, und er wusste

genau, wie er sein Geld unter den führenden Bürgern und Unterstützern einsetzen musste. Unermüdlich taktierte er, um seine eigene politische Macht auszubauen. Er arbeite eng mit seinen Kumpanen im Stadtrat zusammen, und zusammen mit seinen Anhängern manipulierte er dreißig Jahre lang (1434–1464) die Wahlen zu diversen Regierungsämtern. Auf diese Weise wurden der Bankier und seine Familie immer mächtiger.

Cosimos direkte männliche Nachkommen verwendeten ihren ererbten Reichtum und Einfluss dazu, sich komplett der Politik zu widmen, sich (gegen Bargeld) wichtige Posten in der Kirche zu kaufen, die Bankgeschäfte aufzugeben, die wichtigsten Ämter der Stadt zu besetzen und die Republik Florenz einer quasi-fürstlichen Willkürherrschaft zu unterwerfen. Der berühmteste von ihnen, Lorenzo der Prächtige (1448–1492), bediente sich für sein Privatvergnügen sogar in großem Stil aus der Staatskasse. Der Aufstieg des Hauses Medici und der Tod der republikanischen Freiheit von Florenz waren also zurückzuführen auf einen irrsinnigen Krieg gegen Lucca, eine Kreditkrise und einen Bankier, der sich als skrupelloser Machtpolitiker entpuppte.

Im Zentrum der effektivsten Art und Weise der öffentlichen Finanzierung in Europa standen die konsolidierten Finanzverbindlichkeiten: eine geniale Erfindung, die es einfacher machte, Kredite für einen Krieg aufzunehmen, und zugleich Einzelpersonen beziehungsweise Bürger dazu brachte, den Staat zu unterstützen, indem sie in ihn investierten. Von nun an waren die wohlhabenderen Bevölkerungsteile, und zwar Einzelpersonen wie Unternehmensgruppen, die Gläubiger des Staates. In der Praxis ging es dabei vor allem um die Zahlung regelmäßiger Zinsen und weniger um die Zuteilung großer Summen, um Schulden zu tilgen oder zurückzukaufen. Nun war auch der Staat in der Lage, kurzfristige Kredite aufzunehmen, hochverzinsliche Anleihen für diese auszugeben und sogar das eingesetzte Kapital zurückzuzahlen, indem er den Kreditgebern im Gegenzug Steuern oder Sonderrechte übertrug. Bestimmte Einnahmequellen wie die Verbrauchsteuern auf Fleisch, Salz, Getreide oder Wein wurden für ein oder zwei Jahre verpfändet. Diese integrierten öffentlichen Schuldtitel ermöglichten dem Staat eine bemerkenswerte Mobilität, und oft genug steckte er die so gewonnenen Geldmittel (oder Kredite) sofort in Kriege.

Es gab keine Finanzverbindlichkeiten ohne Steuern und Rechte, die ein Einkommen für den Staat generierten, denn nur so konnte das nötige Geld produziert werden, um für die Staatsanleihen Zinsen zu zahlen oder sie auszulösen. Somit stellten die Steuereinnahmen die andere Hälfte der Maschinerie der öffentlichen Finanzierung dar.

Bis etwa Mitte des 13. Jahrhunderts verfügten die Herrscher

ausschließlich über Einkommen aus ihren Ländereien, aus Feudalabgaben und aus dem, was ihnen die örtliche Justizverwaltung einbrachte. Dazu kamen dann ortsbezogene Abgaben, und einige Fürsten (wie auch viele freie Städte) beanspruchten das Monopol auf die alte Salzsteuer für sich. In Spanien mit seiner religiösen Frontstellung gegenüber dem Islam stand der Krone für den Krieg gegen die Muslime ein großer Teil des Einkommens der Kirche zu.

Im 14. und 15. Jahrhundert wurden die Volkswirtschaften reicher, die Ambitionen stiegen, und so kam es zu zahlreichen bewaffneten Konflikten um die Erweiterung territorialer Grenzen. Und dazu mussten höhere Einnahmen her. Aber der Adel und die städtischen Eliten nutzten ihren politischen Einfluss und verhinderten, dass Steuern auf Grundstücke und Einkommen erhoben wurden oder zumindest als allerletztes Mittel der Steuererhebung galten. Der schnelle Anstieg öffentlicher Einnahmen stammte also vor allem aus den so genannten indirekten Steuern: Zöllen und Abgaben auf alle Arten von Lebensmitteln, vor allem auf Bier und Wein, Fleisch und Getreide, aber auch auf Industriegüter, hier vor allem Tuch. Und solche Abgaben belasteten vor allem die ärmeren Schichten der Gesellschaft. Eine Steuer auf Mehl, Fleisch, Salz oder Wolle konnte einem Landarbeiter, Handwerker oder städtischen Tagelöhner ganz schnell die Taschen leeren.

Bei allgemeinen Betrachtungen zu Steuern müssen wir jedoch immer bedenken, dass sie sich von Region zu Region oder von Land zu Land deutlich unterschieden. In Dänemark, Ungarn, Böhmen und Teilen von Österreich und Deutschland (wie etwa Brandenburg und Sachsen) behandelte man ohnehin privilegierte Adlige bevorzugt und befreite sie von der direkten Besteuerung. Der französische und der spanische Adel genossen ebenfalls weitgehende Steuerfreiheit, und viele tausend reiche Bürger, die öffentliche Ämter versahen, mussten ebenfalls keine direkten Steuern zahlen. Die französische *taille* des 16. und 17. Jahrhunderts war eine direkte Steuer auf Vermögen und Einkommen und betraf hauptsächlich ländliche, nichtadlige Grundbesitzer; so musste in Burgund kein Edelmann jemals die *taille* bezahlen. Bis in die 1630er/40er-Jahre hinein blieb ein Großteil der in den französischen Grenzprovinzen *(*den *pays d'états)* erhobenen *taille* dort hängen und erreichte nicht die Staatskasse des Königs. Eine kastilische Steuer, die *servicio*, betraf ausschließlich die einfachen Leute, so dass man klar zwischen *pecheros* (Steuerpflichtigen) und Adligen unterschied.

Hand in Hand mit der wachsenden Häufigkeit von Kriegen und dem Wandel in der Kriegstechnik begann sich im 14. Jahrhundert die regelmäßige Besteuerung auszubreiten; Ausgangspunkt waren zunächst nur als vorübergehende Maßnahme geplante Umsatzsteuern

wie die *aides* in Frankreich, die *alcabala* in Spanien, die Verbrauchssteuern in Teilen Deutschlands und deren Äquivalente in den italienischen Stadtstaaten. All dies machte Nahrungsmittel, Getränke und Waren teurer. Hier und da führte man auch eine Herd- oder Kopfsteuer ein. Die immensen Kriegskosten sorgten dafür, dass die Umsatzsteuern zu einer dauerhaften Einrichtung wurden und bald als „normale" Methode der Besteuerung galten. Nebenbei bemerkt gab es zwischen Schweden, Dänen und Polen heftige Auseinandersetzungen um die Häfen an der Ostsee, weil man dort hohe Zölle kassieren konnte.

Die Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts führten dazu, dass die Herrscher, wie wir festgestellt haben, immer höhere Einnahmen benötigten; wenn Spanien, Frankreich oder Deutschland Krieg führten, gab es daher immer wieder Momente, in denen auch die Adligen zur Kasse gebeten wurden – sei es mittels Notfall-„Beiträgen" oder indem die Zinszahlungen für ihre Anteile an der öffentlichen Verschuldung ausgesetzt wurden. In Deutschland sorgte der Dreißigjährige Krieg dafür, dass selbst die weniger bedeutenden Fürsten begannen, ihre widerstrebenden Reichsstände dazu zu zwingen, ihre eigenen Armeen aufzustellen und zu finanzieren – eine Armee war noch immer das teuerste aller staatlichen Projekte. Dies bedeutete eine dauerhafte steuerliche Neuausrichtung für Europa, wenn es um militärische Belange ging. Und Brandenburg-Preußen setzte sich in Sachen militärischer Aufrüstung bald an die Spitze. Mehr denn je rückten dabei die Steuern ins Zentrum der politischen Bemühungen.

Um es kurz zu machen: Hier, in der Entstehung des Steuern verschlingenden Gemeinwesens, lag die Geburtsstunde des modernen Staates. Dabei konnten die modernen Staaten durchaus ganz unterschiedliche Herrschaftsformen haben – von der absoluten Monarchie, wie sie Preußen im 18. Jahrhundert verkörperte, über die konstitutionelle, eingeschränkte Monarchie, wie in England nach 1660, wo das Parlament maßgeblich an der Erhebung von Steuern beteiligt war, bis hin zu republikanischen Staaten wie Venedig und vor allem der Niederländischen Republik.

Armeen und Steuern – das waren die größten Sorgen frühneuzeitlicher Staaten, und das galt gegebenenfalls natürlich auch für Seestreitkräfte. Die allererste und dringendste Aufgabe des Staates bestand darin, Steuern zu kassieren. Mit den Steuern bezahlte der Staat die Kriege, und die Armeen sollten ihm neue Territorien, mehr Sicherheit und Einfluss einbringen, neue Handelsmöglichkeiten und neue Steuerquellen auftun. Dennoch übertrug er im Rahmen der Steuerpacht das Recht, Steuern zu erheben, an Finanziers. Dadurch legte der moderne Staat eine seiner wichtigsten Funktionen in private Hände und gab so nicht nur einen ganz entscheidenden Aspekt seiner

Verwaltung auf, sondern verlor dabei sowohl Geld als auch Kontrolle. Natürlich erhielt er im Gegenzug auch etwas: Der Steuerpächter streckte dem Staat Geld vor, damit er wieder eine Weile Krieg führen konnte. Doch die Steuerpacht war immer ein Notbehelf, eine kurzfristige Lösung zum Ausbügeln von Problemen, die entstanden waren, weil die Verwaltung versagt hatte – auch wenn man das meist ungern zugab. Und teuer war sie auch, denn einen Großteil der Einnahmen fiel dem privaten Profitstreben zum Opfer. Ende des 17. Jahrhunderts nahm der englische Staat seinen Steuerpächtern ihre Pachten fort und machte das Erheben von Steuern zum integralen Bestandteil seiner expandierenden Bürokratie.

Ausgaben

Die Italienkriege (1494–1559) trieben die Ausgaben des französischen Königshauses in bisher ungekannte Höhen, und das, obwohl Frankreichs Armeen in Italien weitgehend von dem leben mussten, was sie in den besetzten Gebieten vorfanden. Die Lücke zwischen Einnahmen und Ausgaben klaffte immer weiter auf, und Anfang der 1520er-Jahre begannen Bevollmächtigte von König Franz I. damit, auf den Finanzmessen in Lyon bei ausländischen Banken Kredite aufnehmen. Als Sicherheit bot der König einige der königlichen Einkommensquellen an. Zu einem Zeitpunkt hatte Franz I. Schulden bei 87 verschiedenen italienischen Bankiers, davon 45 aus Florenz und siebzehn aus Lucca. Die Regierung begann, langfristige Kredite durch den Verkauf von *rentes*, Anteilen an den königlichen Schulden, zu finanzieren, und versprach den Käufern eine stetige jährliche Rendite. Aber weder diese Anleihen noch die Darlehen der Banken noch die unbelasteten Steuern brachten genug ein, um die Kosten des Krieges zu decken. Da begannen die Minister, Regierungsämter zu verkaufen – eine Entscheidung, die für den französischen Staat weitreichende Folgen haben sollte. Der Verkauf von Ämtern wurde schnell zu einer der wichtigsten Geldquellen des Staates. Zwar war dieses Phänomen hier und da bereits im 15. Jahrhundert zu beobachten gewesen, aber zu einem wirklich großen Geschäft wurde der Ämterverkauf erst ab 1520, und er dauerte bis ins 18. Jahrhundert an.

Doch es half alles nichts: All die verschiedenen Methoden brachten den Königen nicht genug ein, um ihre horrenden Ausgaben zu decken. Im Jahr 1559 belief sich die Staatsverschuldung in Frankreich auf 43 Millionen Livres – das war das Dreifache des staatlichen Jahreseinkommens. Und die Zinsen fraßen noch einmal acht Millionen Livres pro Jahr auf, weit mehr als die Hälfte der jährlichen Einnahmen. Im Jahr zuvor war es König Heinrich II. gelungen, eine

Armee von fast 50.000 Mann aufzustellen, und mehr als 20.000 davon waren teure deutsche und Schweizer Söldner; viele Soldaten in dieser Armee erhielten dagegen gar keinen Sold. Kein Wunder also, dass sich die Krone im Jahr 1559 gezwungen sah, die Zinszahlungen an ihre Gläubiger und die Besitzer von *rentes* auszusetzen. De facto meldete der Staat damit Konkurs an. Von diesem Zeitpunkt an hatte die Regierung regelmäßig Schwierigkeiten, *rentes* zu verkaufen oder bei den Banken Kredite aufzunehmen, es sei denn, sie war bereit, exorbitante Zinsen zu zahlen.

Und dann machte der Ausbruch der Hugenottenkriege (1562–1598) dem Staat in steuerlicher Hinsicht vollends den Garaus: Kommandanten im Feld, Hugenotten wie Royalisten, bedienten sich einfach bei den Steuerkassen und gaben alle Gelder aus, deren sie habhaft werden konnten. Bis 1576 wuchs der königliche Schuldenberg auf 100 Millionen Livres an. Die Könige von Frankreich standen durch die Kriege finanziell mit dem Rücken zur Wand. Sie bekamen einfach nicht genug Geld oder Kredite zusammen, um Armeen aufzustellen, die stark genug gewesen wären, die Hugenotten zu besiegen und den Kriegen ein Ende zu machen. Da halfen auch kein Betteln und kein Flehen. Der Staat befand sich mehrmals kurz vor dem Bankrott, und 1585 und 1598 stoppten die Minister sogar die Auszahlung der Zinsen für die *rentes*. 1602–04, 1648 und 1661 war Frankreich tatsächlich insolvent, während die Steuerbelastung in den 1630er- und 1650er-Jahren zeitweise so hoch war, dass sie die Wirtschaft lahmte.

Inzwischen ging der Verkauf von Ämtern weiter, und die Zahl der Amtsträger stieg von 4.041 (1515) auf 11.000 (1600), dann auf 46.047 (1665), und gegen Ende des 17. Jahrhunderts waren es sage und schreibe 60.000. Viele dieser Beamten, bei Hofe beispielsweise, waren ausgebildete Juristen und stammten aus wohlhabenden Familien mit gesellschaftlichen Ambitionen. Daneben gab es gekaufte *officiers* im Finanzministerium, im Steuernetzwerk, in der Verwaltung und auf noch niedrigeren sozialen Ebenen; es gab sogar „Beamte“, die als Fischhändler arbeiteten.

Dieses ganze Procedere spielte für den Steuerhaushalt nicht nur deshalb eine so große Rolle, weil der Verkauf von Ämtern Geld in die königliche Kasse spülte (in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts immerhin mindestens 28 Prozent der regulären Einnahmen), sondern auch, weil man die frisch gebackenen Inhaber gekaufter Ämter mitunter zusätzlich zwang, der Krone im Gegenzug für *rentes* Kredite zu gewähren; das war vor allem Mitte und Ende jenes Jahrhunderts der Fall. Somit waren die Inhaber gekaufter Ämter durchaus wichtige Rädchen im Getriebe der öffentlichen Finanzen. Theoretisch erhielten sie im Gegenzug für ihre Investition ein jährliches Einkommen *(gages);* allzu oft führten steuerliche Notfälle jedoch dazu, dass diese nicht

ausgezahlt werden konnten und die Beamten stattdessen nur *rentes* als Vergütung erhielten. Desweiteren konnten sie gegen Zahlung einer bestimmten Jahresgebühr erreichen, dass sie ihr Amt vererben durften. In diesem Fall hatten sie ein offensichtliches Interesse daran, dass der Staat zahlungsfähig blieb und sie ihn zugleich finanziell ausnutzen konnten – ein scheinbarer Widerspruch, bei dem Krieg und Staatsverschuldung gegen das private Einkommen, die Ehre und die Steuerbefreiungen ausgespielt wurden, die eine Tätigkeit als Beamter mit sich brachten.

Auch in Spanien lebten die Beamten im Widerspruch zwischen dem Streben nach persönlicher Gewinnmaximierung und dem Bedürfnis nach einem zahlungsfähigen Staat. Allein in Kastilien zählten 1665 die Inhaber gekaufter Ämter, dort vor allem in den Kommunen, etwa 30.000. Das war ein Verhältnis von „einem Amtsträger auf je 166 Einwohner". In Frankreich dagegen gab es 1665 46.047 *officiers*, und das bedeutete ein Verhältnis von „einem Amtsträger auf je 380 Einwohner". Wenn wir den französischen Beamtenapparat also als Staat innerhalb des Staates betrachten wollen, müssen wir stets beachten, dass die Zustände in Spanien weitaus alarmierender waren und umso mehr auf einen von Grund auf fehlerhaften politischen Apparat hinweisen.

Im 15. Jahrhundert beschuldigte der große Florentiner Humanist Leon Batista Alberti die Händleroligarchie seiner Stadt, mit dem Staat umzugehen, als sei er ihr eigener Krämerladen: nichts weiter als eine Quelle für Geschäftemachern und Profit. Er verkündete (und das stimmte!), die Geschäftsleute spekulierten auf die konsolidierten öffentlichen Schulden der Republik und verwendeten die Gewinne daraus als Mitgift für ihre Töchter. In Frankreich gingen die Amtsträger ähnlich vor, auch wenn ihr Procedere ein wenig komplizierter war: Die Privatisierung ihrer Ämter beeinträchtigte das Potenzial des Landes zur Zentralisierung, dabei gingen ihre wirtschaftlichen Interessen in eine ganz andere Richtung – sie brauchten einen zahlungsfähigen Staat, um selbst liquide zu bleiben. Im Zuge dieser außergewöhnlichen Dialektik lauerten gleich zwei unterschiedliche Gefahren: Einerseits versuchten die Inhaber gekaufter Ämter, so viel Profit wie möglich aus dem Staat herauszupressen; andererseits liefen sie dabei selbst Gefahr, zur Tasche gebeten zu werden, beispielweise indem man sie verpflichtete, dem Staat Geld zu leihen, ihnen statt ihres Einkommens nur *rentes* auszahlte oder ihre Ämter sogar aussetzte, damit sich der Staat finanziell erholen konnte.

Steuern waren die ultimative Einnahmequelle für den Staat, doch das Steuersystem war inzwischen komplett verzerrt – Beamte wurden bevorzugt und viele andere Menschen benachteiligt, die sich die Umsatzsteuern, die speziellen Kriegsabgaben und die außer der Reihe

zu entrichtenden Kosten für die Einquartierung von Soldaten kaum leisten konnten. Immerhin bekamen im 17. Jahrhundert manchmal aber auch die Beamten die Last des Steuerapparats zu spüren: Das Frankreich Kardinal Richelieus (1624–1642) und Ludwigs XIV. (1661–1715) brauchte immer größere Armeen für immer neue Kriege. Die Folge waren explodierende Steuern und horrende öffentliche Schulden, und das führte zu Unzufriedenheit und Empörung. In den 1630er- und 1640er-Jahren musste die Regierung mit ihren Truppen mehrfach gegen die eigenen Landsleute vorgehen: zunächst gegen aufständische Bauern und dann gegen eine Revolte von Adligen, die sich 1648–1653 zu einem regelrechten Bürgerkrieg auswuchs (der sogenannten Fronde).

Die Ursachen dieser Aufstände lagen in der Korruption, in der gewaltsamen Einquartierung von Soldaten und in der drückenden Steuerlast. Die Geschichte der Kriegsfinanzierung in Frankreich, besonders unter Ludwig XIV., birgt leider viel zu viele Feinheiten, als dass wir sie hier eingehender behandeln können. Ein paar grobe Zusammenfassungen müssen reichen. Beim Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697) und beim Spanischen Erbfolgekrieg (1702–1714) schickte Frankreich Armeen von 320.000 beziehungsweise 255.000 Soldaten ins Feld. Diese kolossalen Zahlen erforderten Summen, die man allein mit Steuern nie und nimmer abdecken konnte, und das obwohl sich die Soldaten auf Kosten der eigenen Zivilbevölkerung oder der Bewohner besetzter fremder Territorien versorgen mussten.

Um diese exorbitanten Summen aufzubringen, taten Ludwigs Finanzminister neue Einkommensquellen für den Staat auf, die ihm tatsächlich hunderte Millionen zusätzlicher Livres einbrachten. Sie verkauften neue *rentes* und Leibrenten, sie entwerteten die Währung und sie beschäftigten ganze Geldgebersyndikate, die Adelstitel verkauften, zahlreiche neue Ämter erfanden und verkauften und „aus gegenwärtigen Amtsträgern Zwangsanleihen herauspressten". Darüber hinaus stoppten sie die Auszahlung von *rentes*, senkten die Zinsen und kürzten sogar die Kapitalbeträge alter *rentes*, die schon längst ausgezahlt wurden. Nun fühlten sich die Beamten wirklich gegängelt, und als Reaktion darauf behinderten sie im 18. Jahrhundert aktiv die Fähigkeit der Krone, ihre Kriege zu finanzieren.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts betrugen die Jahreseinnahmen des französischen Staates etwa 98 Millionen Livres; Mitte des Jahrhunderts war diese Summe bereits auf mehr als 500 Millionen Livres gestiegen. Die Grenzprovinzen wie die Provence, das Languedoc oder die Dauphiné waren auf Linie gebracht worden, und ein Großteil ihrer Einnahmen aus der *taille* floss nun in die königliche Kasse. Mit Hilfe einer neuen Kopfsteuer stiegen die Einnahmen noch weiter, nicht so jedoch der verfügbare Reingewinn: 1714 sorgten die Kriege

Ludwigs XIV. dafür, dass dieser Reingewinn nur noch 27 Prozent der tatsächlichen Einnahmen ausmachte. Der Rest versickerte im „Schulddienst“, in den Einnahmen, die an andere übertragen waren, und vor allem in der Verwaltung, beispielsweise für die Gehälter der Inhaber gekaufter Ämter. Als Ludwig im Jahr 1715 starb, saß Frankreich Schätzungen zufolge auf einem Schuldenberg von 1, 7 bis 2, 5 Milliarden Livres.

Zum Vergleich möchte ich einen Seitenblick auf Russland werfen: Dort gab es eine Vielzahl direkter und indirekter Steuern, unter anderem auf Grundstücke und Kapital. In den 1670er- und 1680er-Jahren flossen über sechzig Prozent der Einkünfte des Zaren in die Armee. Die gewaltsamen Einquartierungen und zu militärischen Hilfsarbeiten gezwungenen Bauern sind dabei natürlich außen vor – wenn man diese nämlich auch noch bezahlt hätte, wäre vom Geld des Zaren gar nichts mehr übrig geblieben. Das Ende vom Lied war, dass die Zarenarmee „zu Hause wie auch im Ausland zu einem großen Teil ‚vom Land‘ lebte“. Auf ganz ähnlich Weise schaffte es Gustav Adolf zu Beginn des 17. Jahrhunderts, den schwedischen Staat in vergleichsweise geringe Unkosten zu stürzen, als er sein militärisches Imperium zusammenzimmerte. Seine Armeen in Deutschland waren gezwungen, vom Plündern zu leben, von in bar und in Naturalien ausgezahlten „Beiträgen“ und von Subventionen ihrer Alliierten. Bedenkt man Schwedens geringe Bevölkerungsdichte und karge Staatseinnahmen, war diese räuberische Maßnahme geradezu unabdingbar. In den 1630er-Jahren phantasierte das schwedische Finanzministerium von einem „Kriegsbudget von 4.377.732 Reichstalern“; die tatsächliche Zahl lag wahrscheinlich eher „im Bereich zwischen zwanzig und dreißig Millionen“.

Angesichts der agrarisch ausgerichteten Wirtschaft des Landes und der materiellen Armut, die in Schweden herrschte, erscheinen die Siege der Schweden im Dreißigjährigen Krieg fast wie ein Wunder. Doch abgesehen davon, dass die schwedischen Armeen von brillanten Generälen wie Gustav Adolf selbst, Johan Banér, Gustav Horn, Hermann Wrangel und Lennart Torstensson angeführt wurden, verdankten sie ihre großen Siege vor allem Söldnern aus Deutschland und anderen Ländern, nicht der relativ kleinen Zahl schwedischer Soldaten, die zum größten Teil in Garnisonen stationiert waren. Dennoch: Das Ganze war absolut beispiellos.

Keinem deutschen Fürsten, keiner deutschen Stadt, die am Kriegsgeschehen Anteil hatten, gelang es, den Dreißigjährigen Krieg ohne die Anhäufung eines lähmenden Schuldenbergs zu überstehen. In vielen Fällen beschlossen die Schuldner kurzerhand, die Raten- und Zinszahlungen auszusetzen oder komplett zu verweigern. Andere zahlten ihre Schulden noch bis ins 18. Jahrhundert zurück, und in

Einzelfällen kassierten die Erben der Gläubiger sogar noch im 19. Jahrhundert! Während des Krieges und der damit verbundenen finanziellen Engpässe zwang man Städte und Gemeinden, an kaiserliche oder schwedische Truppen so hohe Summen an Schutz- und Lösegeld zu zahlen, dass sie dafür hohe Kredite aufnehmen mussten. Städte gaben in der Regel verzinsliche Anleihen aus, wodurch sie sich selbst für die bevorstehenden Auseinandersetzungen mit ihren eigenen Fürsten in eine ziemlich schwache Position versetzten. Schon bald sollten sie fühlen, wie sich der wachsende Absolutismus der Fürsten und die steigende Bedeutung der von den Fürsten kontrollierten stehenden Heere wie eine Schlinge um ihren Hals zuzog.

Nach dem Krieg waren auch viele Fürsten verschuldet; aber oft zwangen sie ihre Land- oder Reichsstände, an ihrer Stelle dafür aufzukommen. Einer der führenden Magnaten beispielsweise, Johann Georg, Kurfürst von Sachsen, konnte irgendwann die zehn Millionen Gulden an fälligen Zinsen nicht mehr zahlen, und als er 1656 starb, hinterließ er Schulden in Höhe von 25, 2 Millionen Gulden. Diese erstaunliche Summe entsprach etwa 16, 8 Millionen Talern – um ermessen zu können, wie viel das war, soll der Hinweis genügen, dass sich die Kosten für das 63.700 Mann starke schwedische Heer in Deutschland im Jahr 1649, kurz nach Ende des Kriegs, auf 500.000 Taler pro Monat beliefen; insgesamt kamen Kosten von 15 Millionen Talern zusammen.

***

Wenn es um die öffentlichen Finanzen im Zusammenhang mit den in Europa tobenden Kriegen geht, so musste sich auch die Niederländischen Republik immer wieder mit demselben inneren Feind auseinandersetzen: den Schulden.

Einem Experten zufolge gingen den größten Teil des 17. Jahrhunderts über „fast neunzig Prozent des Budgets der [Niederländischen] Union in die Kriegführung“ – zuerst für den Kampf um die Unabhängigkeit von Spanien und später, in den 1670er-Jahren, für den Kampf gegen die Franzosen und die Habgier Ludwigs XIV.

Bis etwa 1648 dienten in den Armeen der Niederländischen Republik jeweils 40.000 bis 75.000 Mann, die meisten davon ausländische Söldner. Die durchschnittlichen jährlichen Kriegskosten beliefen sich in den letzten Jahrzehnten des Kriegs gegen Spanien (1621–1648) auf rund 24 Millionen Gulden. Aber der Schuldenberg stieg unaufhörlich, und allein Holland, die reichste der sieben Vereinigten Provinzen, musste mitansehen, wie sein Anteil an den Kosten auf jährlich 16.527.948 Gulden kletterte. Dabei hatte die

Provinz jährliche Einnahmen von gerade einmal 10.847.690 Gulden zu verzeichnen.

Natürlich unterschieden sich in den Niederlanden die einzelnen Details von Provinz zu Provinz, doch der Großteil der Steuereinnahmen stammte aus der Umsatzsteuer auf Salz, Bier, Seife, Brot, Fleisch, Obst, Fisch, Essig, Getreide, Kohle, Bohnen, gemahlenes Getreide und Wolle; sogar auf Baumaterialien, auf Würfel, Spielkarten und Brennholz wurden gesonderte Steuern erhoben. Zwar standen die Niederländer in dem Ruf, ihre Söldner pünktlich zu bezahlen, aber dabei muss man bedenken, dass deren Sold nur etwa die Hälfte dessen betrug, was ein ungelernter Arbeiter verdiente – oder noch weniger. Und außerdem erhielten auch die Söldner der Niederländer (dem guten Ruf ihrer Dienstherren zum Trotz) ihr Geld manchmal viel zu spät, vor allem, wenn eine oder mehrere der Vereinigten Provinzen versäumten, ihren vereinbarten Anteil an den Militärausgaben beizusteuern. Und das kam gar nicht so selten vor. Vor allem schottische und englische Soldaten in Diensten der Niederländer beschwerten sich immer wieder über deren Zahlungsmoral.

Im Jahr 1648, als der Krieg gegen Spanien zu Ende ging, hatte allein Holland über 125 Millionen Gulden an Schulden angehäuft, und die Zinsen dafür verschlangen mehr als 53 Prozent der staatlichen Einkünfte. Dabei hatten die Niederländer, ganz allgemein gesagt, noch Glück: Die Zinsen, die sie zahlen mussten, stiegen niemals über sechs Prozent, denn die Eigentümer von Schuldtiteln hatten großes Vertrauen in die kollektiven finanziellen Entscheidungen der Vereinigten Provinzen und ihres Staatsrats.

Der Staat

Die „souveränen“ europäischen Staaten gingen aus einer dichten Ansammlung mittelalterlicher Mikro- und Semi-Staaten hervor – Mini-Königreichen, feudalen Lehen, kleinen Fürstentümern und Stadtstaaten. Die Größeren und Umtriebigeren unter ihnen, wie Venedig oder das Frankreich der Kapetinger, absorbierten benachbarte Kleinstaaten, durch Waffengewalt, Verteidigungsabkommen, politische Forderungen, Erbfolge oder dynastische Ehen. Ganze Länder wurden aufgekauft oder gewaltsam einverleibt, und am Ende dieses Prozesses stand, in der Zeit vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, die Entstehung des modernen Staates.

Aber der Prozess hinterließ eine Spur, eine Fährte sozusagen. Denn der Staat kann – zumal in Kriegszeiten – auch ein Monstrum sein, und dieser Ansicht waren viele Zeitgenossen, wie Maurus Friesenegger, Alexandre Dubois und viele, viele Hugenotten. Die obersten

politischen Instanzen, die den Staat verkörperten, hatten viele verschiedene Gesichter. Und auch heute noch nehmen wir Staaten mitunter als regelrechte Monstren wahr.

Am ungeheuerlichsten gebärdeten sich in der Frühen Neuzeit freilich die europäischen Großmächte. Wie wir gesehen haben, ließen sie große Armeen losmarschieren, ohne dass sie es sich leisten konnten, sie an ihrem Zielort auch zu unterhalten, es sei denn durch Diebstahl und Gewalt gegen das eigene Volk – ganz zu schweigen von dem, was die Soldaten anderen Völkern antaten. Der Staat behandelte seine einfachen Soldaten oft wie den letzten Dreck, brach all seine Verträge mit ihnen, sah tatenlos zu, wie sie ausgepeitscht, verstümmelt, gebrandmarkt oder als Galeerensklaven verschleppt wurden und ließ sie aufknüpfen, wenn sie desertierten. Und dennoch hatten die Soldaten dem Staat gegenüber stets loyal zu sein. Die Armen, Arbeitslosen und anderweitig an den gesellschaftlichen Rand Gedrängten wurden, genau wie gewöhnliche Kriminelle, als Kanonenfutter verheizt, was einer Politik der sozialen Säuberung gleichkam. Die Staaten überließen es geschäftstüchtigen Offizieren, Armeen auszuheben, und gaben dadurch ein paar entscheidende Elemente aus der Hand: nämlich die Zahlen und Qualität ihrer Soldaten und die Kosten für ihr Heer. Die Belagerung von Städten, die furchtbarste aller kriegerischen Handlungen mit den am hartnäckigsten anhaltenden negativen Folgen für die Zivilbevölkerung, wurde für sie in Kriegszeiten zur Norm. Genauso wurde es für die Großmächte zur Norm, ihre unbezahlten, hungrigen Armeen ländliche Gemeinden plündern und verwüsten zu lassen. Und wenn es im Krieg um Fragen der Logistik ging, zeigten sich die Staaten zumeist gnadenlos überfordert.

Die Staaten der Frühen Neuzeit taten, was sie konnten, um zur Finanzierung ihrer Kriege Einkommensquellen aufzutun. Doch dabei begingen sie einen entscheidenden Fehler: Sie legten die Erhebung der Steuern in private Hände, und das öffnete Profitgier, Korruption und Verbrechertum Tür und Tor. Die Staaten gingen stillschweigende Verträge mit den eigenen Untertanen ein, in denen sie die periodische Zahlung von Zinsen auf deren Investitionen in die öffentlichen Schulden versprachen, brachen dann aber jene Verträge immer wieder, indem sie ihre Zahlungen plötzlich einstellten. Sie nahmen kurzfristige Kredite von Bankiers auf und versuchten dann, die skandalösen Zinsen dafür vor den verantwortlichen Landtagen und Versammlungen geheim zu halten. Auf der hektischen Suche nach Mitteln und Wegen, ihre Schulden zu bezahlen, werteten Spanien, das Heilige Römische Reich, Frankreich, Polen und England ihre Währung ab, indem sie weniger wertvolle Metalle in ihre Silbermünzen mit einschmolzen, was zu Inflation und Chaos auf den Märkten führte.

Daneben verkauften die Staaten der Frühen Neuzeit Regierungsämter und wandelten damit das, was von Rechts wegen eigentlich in den Bereich der öffentlichen Verwaltung und der Politik gehörte, in Privateigentum um.

Da stellt sich unweigerlich die Frage der Verantwortlichkeit. Denn waren die Könige und Fürsten von Frankreich, Spanien, Deutschland und anderswo absolute Herrscher, die nur ihrem Gewissen gegenüber Rechenschaft ablegen mussten? Ganz und gar nicht. Sie alle unterlagen Strukturen, die ihre Autorität leiteten und einschränkten: Sitten und Gebräuchen, Vertretungsorganen, Räten, Gesetzen und der schwelenden Gefahr von Aufständen und Rebellion.

Diese Einschränkungen betrafen vor allem die Steuern. Fast immer musste sich der Fürst mit irgendwelchen Vertretungsorganen herumschlagen, die das Recht für sich beanspruchten, Steuern zu erheben. Dies war in Spanien der Fall, in Frankreich, England, Schweden, Dänemark und Polen, in den meisten Gegenden von Italien und genauso unter den deutschen Fürsten. Doch als das Mittelalter zu Ende ging, und mehr noch im 16. und 17. Jahrhundert, konnten sich die Fürsten auf die Kriegswirren verlassen, wenn sie die Volksvertretungen einschüchtern und dahingehend manipulieren wollten, ihnen einen Teil der Staatseinkünfte für ihre Armeen bereitzustellen. Allerdings stets nur einen Teil, niemals die gesamten Einkünfte. Ihre stärksten Argumente dabei waren sicherheitspolitische Bedenken und dynastische Ansprüche.

In Deutschland zeichnete sich bei den öffentlichen Finanzen im Kurfürstentum Brandenburg eine Art Muster dessen ab, was die Zukunft bringen würde: Hier war die Hälfte der Bevölkerung diversen Epidemien und den grausamen Geschehnissen des Dreißigjährigen Krieges zum Opfer gefallen, und viele landwirtschaftliche Betriebe lagen noch Jahre nach Kriegsende brach. Brandenburgs Kurfürst konnte sich auf seine höhere Gewalt berufen, um eigene Steuern zu erheben und ohne Zustimmung des Landtags eine kleine Armee auszuheben. Nach 1648 kehrte Brandenburg dann kurzzeitig zum traditionellen Besteuerungsverfahren zurück. Aber im Jahr 1653, als sich der Zweite Polnisch-Schwedische Krieg (1655–1660) bereits abzuzeichnen begann, brachte nach einigem Hin und Her Friedrich Wilhelm, der „Große Kurfürst“, seine Stände dazu, ihm für sechs Jahre eine kleine Armee zu finanzieren, im Gegenzug für die Erweiterung der Privilegien des Adels. Das brachte Steuerbefreiungen für Adlige mit sich und die Erlaubnis, in Brandenburg die Leibeigenschaft weiter zu verschärfen. Im Rahmen seines späteren Feldzugs zur Eroberung von Pommern und Preußen ignorierte er seinen Landtag, verordneten unilateral neue Abgaben, vergrößerte sein stehendes Heer und setzte sogar seine Soldaten dazu ein, die Steuern einzutreiben. Binnen zwölf

Jahren (1660–1672) wuchs das brandenburgisch-preußische Heer von 7000 auf 12.000 Mann. Aber als Friedrich Wilhelm 1688 starb, verfügte Brandenburg-Preußen dafür auch über ein stehendes Heer, das in ganz Europa einen herausragenden Ruf genoss. Es zählte 20.000 bis 30.000 Soldaten, was im krassen Widersprich zur bescheidenen Wirtschaftskraft des Fürstentums und seiner geringen Bevölkerungszahl stand. Die jährlichen Steuereinnahmen hatten sich verdreifacht und betrugen nun etwa 3, 4 Millionen Taler. Hier entstand gerade der ehrgeizigste Staat einer ganzen Epoche, und er war zugleich der europäische Staat mit den höchsten Steuern.

Dass die Staaten der Frühen Neuzeit sich so lange so kriegerisch gaben, hatte mit der Welt um sie herum zu tun. Einflussreiche Fürsten waren aus dem Spätmittelalter als Kriegsherren hervorgegangen, waren also de facto wenig mehr als offizielle Bosse von Schlägertrupps; und dieser Hintergrund haftete ihnen noch lange Zeit an. Einschüchterung und Aufschneiderei gehörten zur politischen Landschaft und verliehen manchen Fürsten einen Nimbus, den sie nicht wieder loswurden – so Heinrich VIII. von England, Heinrich von Navarra, Gustav Adolf und diversen Adligen aus Nordeuropa. Was aber noch wichtiger ist: Die angeblichen dynastischen Rechte, die die Fürsten so vehement verteidigten, wurden zu einem Motor für die europäischen Auslandsbeziehungen. Und die ganze Zeit über nörgelten die Fürsten herum, dass sie nicht genug Einkünfte, nicht genug Soldaten, nicht genug Rechte hätten.

Trotz all seiner Angestellten, Agenten, Sekretäre und Beamten war der staatliche Verwaltungsapparat der Frühen Neuzeit ein poröses Gebilde. Persönliche Protektion, Sonderinteressen, Unerfahrenheit, die hemmende Kraft überkommener Privilegien und der Ämterhandel verhinderten ausgerechnet in den zwei heikelsten Bereichen – Krieg und öffentliche Finanzen –, dass die anstehenden Aufgaben fachgerecht angegangen wurden. Die Erhebung von Steuern und die Rekrutierung von Soldaten lagen oft im Verantwortungsbereich der Gemeinden, da die Regierung nicht über entsprechende Ressourcen verfügte. Im Gegensatz dazu stellten das Gerichtswesen oder die Gesetzgebung keine besonders großen Herausforderungen dar. Kurzum: Die entstehenden Nationalstaaten scheuten davor zurück, Steuern zu erheben, und sie waren nicht in der Lage, ihre immer größer werdenden Armeen zu disziplinieren. Wir haben das hier zur Genüge beobachten können. Und die Minister waren sich ihres Scheiterns durchaus bewusst. Die französische Krone führte ein Netzwerk von „Steuerintendanten“ *(intendants des finances)* ein, deren Aufgabe es war, in den Provinzen die Steuerverwaltung zu überwachen. Aber im 17. Jahrhundert wurden die Stimmen lauter, die diese Intendanten als notorisch korrupt bezeichneten, und

allenthalben vermutete man, dass Frankreichs gesamte „zentrale Finanzverwaltung an einer permanenten betrügerischen Verschwörung beteiligt war“. Zwei der mächtigsten Minister ihrer Zeit, die Kardinäle Richelieu und Mazarin, besaßen am Ende ihres Leben Privatvermögen, die jenseits von Gut und Böse lagen: Richelieu besaß 22 Millionen Livres, der gierige Höfling Mazarin 37 Millionen. Es ist kaum anzunehmen, dass ihr Lebensstil dazu angetan war, in ihren Untergebenen den Glauben an die Ehrlichkeit zu stärken.

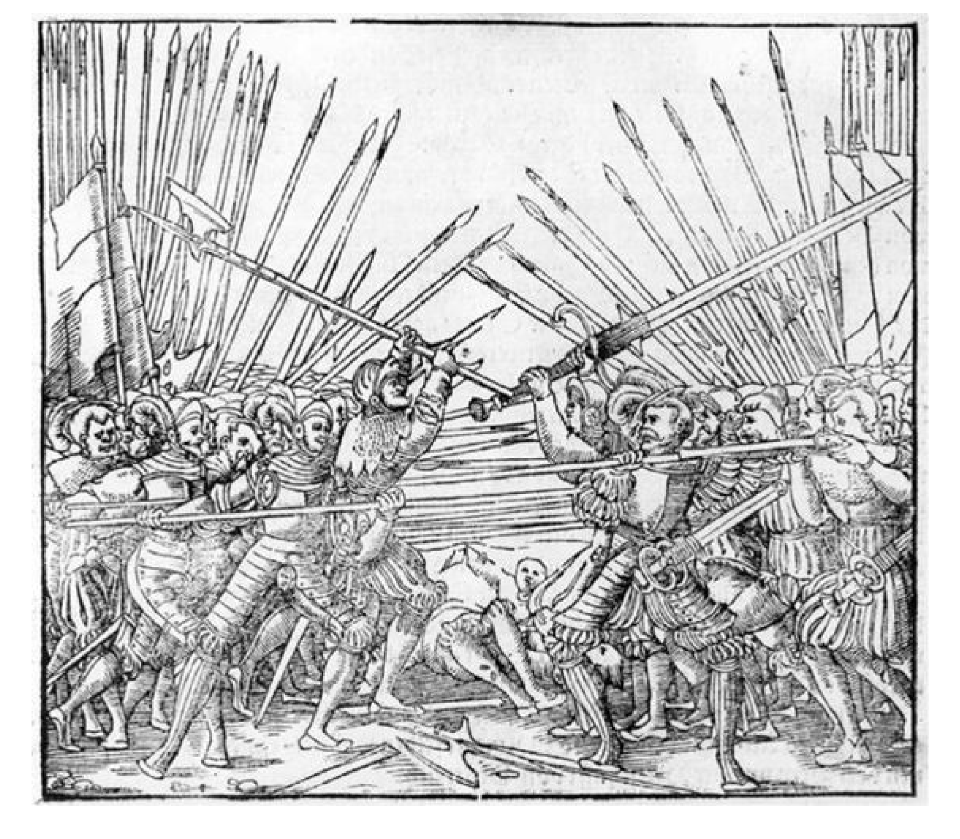
Die kleinen Adelsrepubliken Venedig und Genua waren die ersten, die Krieg und Steuern miteinander verknüpften und koordinierten. Aber auf der Landkarte der europäischen Machtpolitik waren sie nur kleine Flecken. Weitaus erfolgreicher war die Verknüpfung von Krieg und Steuern in der Niederländischen Republik mit ihren riesigen Reserven kommerziellen und maritimen Kapitals – hier ist vor allem die Provinz Holland zu nennen. Fast ebenso erfolgreich in dieser Hinsicht waren die Fürsten von Brandenburg-Preußen: Kurz nach 1650 verschafften sie sich die strikte Kontrolle über ihre öffentlichen Finanzen, indem sie sie direkt an die militärischen Bedürfnisse koppelten. Um ihre politische Macht zu bündeln, richteten sie ein System von „Kommissaren“ ein, die durch die Gegend zogen und die Verwaltung von Steuern und Militärwesen überwachten. Im 18. Jahrhundert wurden diese Beamten, von denen viele eine juristische Ausbildung genossen hatten, zu Schlüsselfiguren in der Organisation des preußischen Staates.

Die Ländereien der Kirche spielten für die Geschicke eines militärisch orientierten Steuerstaats eine nicht unerhebliche Rolle. England, Schweden, die Niederländische Republik, die Kurpfalz, Brandenburg, Hessen-Kassel und andere protestantischen Staaten bezahlten ihre Armeen zum Teil mit dem Reichtum, den sie der katholischen Kirche abgenommen hatten. Laut dem Historiker R. I. Frost hätte der schwedische Militärstaat nicht funktioniert „ohne die Reformation“ und all den Kirchenbesitz, der so „in den Besitz der Krone gelangte. Im Jahr 1523 besaß sie 3.754 Bauernhöfe, die Kirche 14.340, der Adel 13.922 und die [steuerpflichtigen] Bauern 35.239; im Jahr 1560 besaß die Krone 18.936 Bauernhöfe, die Kirche keine, der Adel 14.175 und die Bauern 33.130“. Doch damit nicht genug: Nachdem die Fürsten ihre lutherischen und calvinistischen Landeskirchen unter Kontrolle hatten, wurden diese bald ganz unverblümt dazu instrumentalisiert, die politischen Ziele der Fürsten zu verfolgen. Für katholische Fürsten war das nichts Neues; Priester und Prälaten hatten es seit Menschengedenken getan.



Bauern überfallen und massakrieren Soldaten, als Rache dafür, was Soldaten ihnen angetan haben. Kupferstich von Israel Henriet nach Jacques Callot (1592–1635): *Die Rache der Bauern;* Tafel 17 aus *Elend und Unglück des Krieges*, 1633 (Sammlung Grosjean, Paris/Bridgeman Art Library)

Ein Gemälde mit Vergewaltigung und Mord im Krieg, wie sie auf die Landbevölkerung übergriffen. Der Reitersoldat im Vordergrund ist eindeutig ein Offizier. Sebastian Vrancx (1573–1647): *Plünderung eines Dorfs* (Louvre, Paris/ Giraudon/Bridgeman Art Library)



Eine Kampfszene mit Landsknechten, mit Hellebarde, Zweihänder, Arkebuse und einem dichten Wald aus Piken. Deutsche Schule (16. Jahrhundert), ca. 1550 (Deutsches Historisches Museum, Berlin/© DHM/Bridgeman Art Library)



Kanonier mit schicker Kleidung und Schießpulverbeutel an der Taille. Kanoniere waren fast immer bürgerlich und keine Adligen. Deutsche Schule (16. Jahrhundert): Laden einer Kanone, Illustration aus Wolff de Senftenberg: *L'Art de l'Artillerie*, Ende 16. Jahrhundert (Ministère de la Défense-Service Historique de l'Armee de Terre, Frankreich/Giraudon/Bridgeman Art Library)



Der Tod als Allegorie, illustriert durch Glanzlichter auf einem Schädel und auf dem Bein, der riesig wirkenden Hand, dem Gesicht, der Rüstungen und dem Schwertgriff eines toten Soldaten. Was es ausdrücken soll, ist, dass der Krieg, auch wenn er den Tod bringt, eine edle Komponente hat – eine solche Haltung war typisch für die militärisch-politischen Eliten Europas. *Ein toter Soldat* (17. Jahrhundert) (© National Gallery, London/Art Resource, New York)



Mörderische Szenen zwischen Soldaten und Zivilisten, die um Beute kämpfen; im Hintergrund wütet der Krieg, eine Stadt brennt. Gillis Mostaert (ca. 1534–1598.): *Eine Szene von Krieg und Feuer*, 1569 (Louvre, Paris/Foto: Erich Lessing/Art Resource, New York)

Eine Stadt im Krieg. Das Gemälde heißt *Titus erobert Jerusalem*, doch was es zeigt, ist das Blutvergießen in einer Landschaft, wie man sie in der Heimat des Künstlers in Nordeuropa fand. Wiener Meister der Maria von Burgund (fl. ca. 1470–80): *Titus erobert Jerusalem* (Museum voor Schone Kunsten, Gent/© Lukas – Art in Flanders VZW/Foto: Hugo Maertens/Bridgeman Art Library)



In Vasaris Bild zeugt der Krieg von Kraft und Bombast – in Wirklichkeit waren Pferde und Soldaten mager, hungrig und zerlumpt. Giorgio Vasari (1511–74) und seine Werkstatt: *Die Niederlage der Pisaner am Turm von San Vincenzo*, 1569, im

Salone dei Cinquecento (Palazzo della Signoria, Florenz/Bridgeman Art Library)

Mitunter stammten im Spanien des 16. und 17. Jahrhunderts etwa 18 bis 25 Prozent aller königlichen Einnahmen aus einer Steuer auf die Geistlichkeit (der *subsidio)*, aus dem sogenannten „Kreuzzugs“-Geld (einer päpstlichen Finanzspritze für den Kampf gegen den Islam) und aus dem Reichtum der großen militärisch-religiösen Orden von Santiago, Alcántara und Calatrava.

Die Jesuiten zogen den Hass ihrer Zeitgenossen auf sich, gerade weil sie sich (so die öffentliche Wahrnehmung) in die Politik einmischten. Man nahm an, dass sie als Beichtväter von Königen und Kaisern eine ganz bestimmte weltliche Agenda verfolgten, die sie ihren mächtigen Büßern einflüsterten. Und wenn sie der hohen Politik in die Quere kamen, wie bei der Auseinandersetzung zwischen den Bourbonen und den Habsburgern in den 1630/40er-Jahren, um nur ein Beispiel zu nennen, trat ein Kardinal Richelieu höchstpersönlich auf den Plan, um die jesuitischen Beichtväter König Ludwigs XIII. in ihre Schranken zu weisen. In Rom indessen wandelte der Edelmann Muzio Vitelleschi, Generaloberer der 16.000 Priester des Ordens, auf dem schmalen Grat zwischen gemäßigter und aggressiverer weltlicher Politik, zumal unter dem jesuitischen „Fußvolk“ wahrscheinlich ganz unterschiedliche politische Ansichten vertreten waren.

Kurz gesagt, besetzte der Staat nun in protestantischen wie auch in katholischen Ländern einen weltlichen Raum, den früher einmal die Kirche, die Päpste und ein riesiges Netzwerk von Prälaten besetzt hatten, die mit den Königen hatten wetteifern wollen.

Souveränität und Kriegspolitik

Bereits im 14. Jahrhundert ergaben intensive Studien des Römischen Rechts zusammen mit einer reichen Literatur juristischer Kommentare zu den Befugnissen des Papstes eine umfassende Vorstellung von Souveränität und politischem Absolutismus. Dennoch sollte es noch bis in das 16. Jahrhundert dauern, bis ein europäischer Staat stark – beziehungsweise ehrgeizig – genug war, um die solchermaßen anvisierte „Machtfülle“ auch auszuüben.

Was die Frage der Souveränität betraf, so war das Heilige Römische Reich Deutscher Nation eine ziemlich seltsame Erscheinung. Es war zwar eine Art Staat, aber es war nicht souverän, denn es bestand aus diversen Staaten, die ihrerseits beinahe souverän waren. Die Kaiser Karl V. und Ferdinand II. versuchten zwar, ihre Befugnisse zu erweitern, doch das war vergebens. Das Heilige Römische Reich verfügte praktisch über kein eigenes Heer; seine einzelnen Fürsten

hatten Armeen, die sich gelegentlich zusammentaten und dadurch sozusagen kaiserliche Streitkräfte bildeten. Es gab keine zentrale Besteuerung; diese oblag den einzelnen Fürsten und Reichsstädten. Und das Heilige Römische Reich konnte seine Fürsten und Städte nicht mittels Verträgen zu irgendetwas verpflichten, es sei denn, diese stimmten zu. Die deutschen Fürsten betrieben sogar ihre eigene Außenpolitik und schlossen ihrerseits Verträge ab, was lediglich bedingte, dass sie keine Bündnisse eingingen, die sich gegen den Kaiser richteten. In militärischer Hinsicht wurde das Heilige Römische Reich erst dann zu einer Großmacht, wenn sich dem Kaiser beispielsweise die Kurfürsten von Bayern und Sachsen anschlossen. Doch nach 1650 wurden solche Allianzen immer seltener.

Ende des 16. Jahrhunderts waren die wichtigsten europäischen Staaten auf dem besten Wege, souverän zu werden. Die Könige Frankreichs und Spaniens setzten sich gegenüber dem jeweiligen Papst durch, und nicht selten gelang es ihnen sogar, den Heiligen Vater für ihre Zwecke einzuspannen. Die protestantischen Staaten sprachen dem Papst ohnehin jede Autorität ab und nutzten die Macht der reformierten Kirchen für ihre eigene politische Agenda. In den katholischen Ländern wiederum stellte sich der neue Staat allmählich den Ansprüchen regionaler Versammlungen und mächtiger lokaler Herrscher entgegen und strebte ein Steuer- und Gewaltmonopol an. Gesetze erlassen und Recht sprechen durfte er ohnehin schon – das war Teil seiner Souveränität.

Ganz automatisch stellt sich dabei die Frage: Fanden in den Prozess der voranschreitenden Souveränität des Staates auch politische Theorien Eingang, die als aktive Kraft gewirkt hätten? Die Antwort ist: Ja, aber nur dort, wo der Widerstand gegen den Staat zu intellektuellen Auseinandersetzungen führte. Dann mussten Minister und Juristen Argumente austauschen, und die aus diesen gelehrten Disputen erwachsenden Positionen hielten Einzug in die Foren der Öffentlichkeit, wo man Gedanken austauschte und mit neuen Ideen und Anregungen anreicherte.

Im Frühjahr 1420 kam es zu einer erbitterten verbalen Auseinandersetzung zwischen zwei florentinischen Botschaftern und den Geheimräten ihres mächtigen Nachbarn im Norden, des Herzogs von Mailand. Für die Florentiner war es wie ein Schlag ins Gesicht, als einer von ihnen, seines Zeichens auch noch Anwalt für Kirchenrecht, plötzlich sagte: „*Ius in armis est*", „das Recht liegt in den Waffen" – soll heißen: Der Stärkere hat recht. Die Botschafter waren schockiert. Und doch wussten sie beziehungsweise müssen sie gewusst haben, dass die Politik in den Beziehungen zwischen zwei Staaten jenseits der Feinheiten der Diplomatie immer genau darauf hinauslief. Genau so liefen schließlich seit 200 Jahren die Konflikte zwischen den

italienischen Stadtstaaten ab. Offenbar reagierten die Florentiner aus einer Art verletztem diplomatischem Anstandsgefühl heraus, denn auch wenn in internationalen Konflikten am Ende stets rohe Kräfte walteten, war es doch mehr als unschicklich, das auf diese Weise zu verbalisieren. Diplomatie war schließlich etwas ganz anderes: Da ging es darum, dass man das, was man eigentlich meinte, hinter kunstvollen Worten versteckte.

Kurz nach 1500 tauchte neben den dynastischen Ansprüchen ein neues Prinzip auf der Bühne der internationalen Politik auf: das „Gleichgewicht der Kräfte" *(balance of power)* in den Beziehungen zwischen den Staaten. Dahinter steckte ein ganz einfaches Konzept der regionalen Sicherheit: Keine der führenden Mächte Europas dürfe so stark werden, dass sie für die anderen eine potenzielle Bedrohung darstellte. Anders als beispielsweise beim Recht der dynastischen Nachfolge hatte dieses neue politische Prinzip keinerlei gesetzliche Grundlage. Aber das war auch gar nicht nötig: Es genügte, dass ein Staat über Waffen und Streitkräfte verfügte, und schon funktionierte das Ganze. Gelehrte Zeitgenossen entdeckten, dass man das bereits in der Antike so gehandhabt hatte. Doch so weit musste man gar nicht zurückgehen, um ein aufschlussreiches Beispiel zu finden: Im Italien des 15. Jahrhunderts, so stellte man fest, hatten die führenden Staaten – Neapel, der Kirchenstaat, Mailand und die Republiken Florenz und Venedig – eine Zeitlang nach einer Lösung für ihre Streitigkeiten gesucht. Sie wollten ein allgemeines Gleichgewicht erreichen, und jeder sollte seinen Anteil daran haben. Und das gelang zunächst auch, wurde jedoch bald gestört durch die Italienkriege (1494–1459) zwischen den Habsburgern und dem Haus Valois, die darüber Krieg führten, wer dynastische Ansprüche auf das Königreich Neapel und das Herzogtum Mailand anmelden dürfe. Diese Ansprüche waren mehr als weit hergeholt, aber ihre bewaffneten Streitkräfte waren den Kontrahenten Argument genug.

Hier erwiesen sich die dynastischen Argumente und das „Gleichgewicht der Kräfte" als krasse Gegensätze. 1589, als die Hugenottenkriege langsam zu Ende gingen, setzten sich die Anhänger des damals noch protestantischen Königs Heinrich IV. wütend gegen die Bestrebungen des Königs von Spanien, des Habsburgers Philipps II., zur Wehr; sie fürchteten, dass Frankreich bald komplett von Einflussgebieten der Habsburger umgeben sein könnte. Philipps Armee besetzte die südlichen Niederlande, einer seiner Habsburger-Vettern war in Deutschland Kaiser und Philipp versorgte die kompromisslosen Anhänger der Katholischen Liga in Frankreich mit Geld und Truppen – Männer, die mit allen Mitteln gegen Heinrich IV. und seinen Anspruch, rechtmäßiger König von Frankreich zu sein, kämpften. Aufgrund seiner calvinistischen Gesinnung galt er als

Ketzer, und diese Tatsache setzte nach Ansicht seiner Gegner alle dynastischen Rechte außer Kraft.

Ein paar Jahrzehnte später bemühte sich Kardinal Richelieu (in den Jahren 1624–1642 Frankreichs Erster Minister) um ein funktionierendes Kräftegleichgewicht auf dem Kontinent, und dazu erkor den Kampf gegen die Macht der Habsburger zur Schlüsselaufgabe seiner Außenpolitik. Er verfolgte sein Ziel mit Armeen, Geld, Propaganda, Spionen, Botschaftern und Bergen von Briefen. Die steigenden Steuern und Militärausgaben brachten Frankreich an den Rand einer Rebellion gegen den Kardinal, und für mehrere führende Magistrate war die Beteiligung am Dreißigjährigen Krieg einzig und allein *seine* Sache. Im Jahr 1636 „hackten Landarbeiter einen Zöllner und einen Chirurgen, den sie mit einem Finanzbeamten verwechselt hatten, in Stücke“. Doch nichts und niemand brachte Richelieu von seinem Kurs ab. Er unterstützte die Niederländische Republik in ihrem Kampf gegen Spanien und wurde angesichts der schwindenden Macht der Habsburger in Deutschland zu einer zentralen Figur bei den Verhandlungen über den Eintritt Schwedens in den Dreißigjährigen Krieg. Im Rahmen seiner Politik nahm er es auch mit den Jesuiten auf und schreckte selbst vor einem Konflikt mit dem Papst höchstpersönlich nicht zurück.

Richelieu praktizierte eine neue Lehre, die auf einer ganz alten Praxis beruhte: die „Staatsräson“. Kurz gesagt bedeutet das, dass alle Handlungen im Interesse des Staates allein dadurch gerechtfertigt sind, dass sie dem Staat dienen, auch wenn sie unmoralisch erscheinen. Wenn ein König beispielsweise seinen Gardisten befahl, aus Gründen der „Staatsräson“ mehrere hochrangige Richter zu töten, dann taten sie gut daran, so zu handeln, wie ihnen geheißen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts begann man, diese Art der Argumentation Niccolò Machiavelli zuzuschreiben, dem großen politischen Vordenker aus Florenz, ganz so, als hätte er dieses Konzept selbst erfunden.

In seinem schmalen Band *Der Fürst* (*Il Principe*, 1513) hatte Machiavelli dem formellen politischen Diskurs und den noblen Ratschlägen der traditionellen „Ratgeberliteratur“ für fürstliches Idealverhalten die Maske heruntergerissen. Das Hauptgeschäft des Fürsten, so argumentierte er, waren der Krieg und die Aufrechterhaltung der eigenen Macht. Und am besten verkörperten dies jene „neuen“ Fürsten, die weitaus mehr als diejenigen, die ihren Titel ererbt hatten, mit allen verfügbaren (auch unfairen) Mitteln kämpfen mussten, um die Macht zu ergreifen und an der Macht zu bleiben. Nebenbei bemerkt, war es dabei aber auch kein Nachteil, Untertanen und Bürger auf seiner Seite zu haben.

Viele Historiker haben die Bedeutung ererbter dynastischer Rechte innerhalb der Politik des frühneuzeitlichen Europa herausgestellt und

darauf hingewiesen, dass diese allgemein als „ideologisch unantastbar“ galten. Machiavelli hingegen erklärt in seinen Reflexionen über politische Macht die dynastischen Ansprüche implizit für null und nichtig, indem er argumentiert, in Zeiten der Unsicherheit und des Umbruchs reichten die Geburtsrechte eines Fürsten möglicherweise nicht aus, um einem Staat das Überleben zu sichern. Dafür bräuchte man eine Streitmacht und außergewöhnliche politische Fähigkeiten. Und auch wenn das dynastische Prinzip die europäische Diplomatie über 400 Jahre lang dominiert hatte, dann auch, weil mächtige Herrscherfamilien (wie die Valois, Habsburger, Bourbonen, Hohenzollern, Wasa und Romanow) ihre dynastischen Ansprüche mit Waffengewalt untermauern konnten. Ohne ihre Armeen und die Unterstützung ihrer Verbündeten wären all ihre Argumente in puncto Gebietsansprüchen und Blutlinien wenig wert gewesen; stattdessen wäre es verstärkt um „natürliche“ Grenzen gegangen, oder Fragen der Sicherheit oder der wirtschaftlichen Notwendigkeit hätten die Diplomatie und Außenpolitik dominiert.

Machiavelli hatte seine Kenntnisse und Erfahrungen in den politischen Ausschüssen von Florenz gesammelt, wo es ziemlich brutal zugehen konnte, man aber trotzdem auf subtile Feinheiten zu achten hatte. Er hatte mitansehen müssen, wie Italien von ausländischen Armeen überrannt wurde, wie Fürsten sich ganze Staaten einverleibten, wie Regierungen ihrer Funktion beraubt wurden, wie mit Papst Alexander VI. einer der korruptesten Priester überhaupt auf den Heiligen Stuhl kam und wie italienische und anderen Herrschern ohne jedes Schamgefühl ihren politischen Zynismus zur Schau stellten. Als im Jahr 1512 die Medici die Republik Florenz an sich rissen, verlor er sein Amt; als Opfer der Politik musste er fortan in einem bescheidenen Landhaus leben, und dort machte er sich Gedanken über das Wesen politischer Macht.

Zwar war er selbst Republikaner, doch ließ er in *Der Fürst* seiner Enttäuschung und seiner Phantasie freien Lauf und konstruierte ein lebensechtes Porträt der Voraussetzungen, die ein Fürst mitbringen musste, um einen Staat zu lenken. Macchiavelli beschrieb, was es *wirklich*, in der Praxis, bedeutete, absolute politische Macht auszuüben. In seiner Beschreibung kleidet er die ohnehin bereits alltägliche Realität der Staatsräson in ein aktuelles Gewand. Auf jeden Fall fand in seiner Schrift die Erklärung der Mailänder den florentinischen Botschaftern gegenüber ihren Widerhall: „Macht schafft Recht.“ Und hier haben wir es mit einem neuen Aspekt zu tun, der wiederum zahllose Fragen aufwirft und eine umfangreiche Literatur gezeitigt hat.

Was war der Staat, und was war seine Macht? Wie war er entstanden? Wem nützte er? Oder besser gesagt: Wozu war der Staat

eigentlich gut? Welches Verhältnis hatte er zum „Naturrecht“, zum „göttlichen Recht“, zur Kirche, zu den Königen, zum „Volk“? War es möglich, kriminelle Aktivitäten im Interesse des Staates in etwas Akzeptables und Rechtsgültiges zu verwandeln? Hatte die Welt der Politik ihre ganz eigenen Werte, die sich von jeder christlichen Moral entkoppeln ließen? Stellten der Fürst oder der oberste politische Rat auf irgendeine Art und Weise die Verkörperung des Staates dar? Was war Tyrannei? Durfte man einen tyrannischen Fürsten ermorden? Sollten sich diejenigen, die an der Spitze des Staates standen, mit dem Volk, den Gemeinden, den Untertanen beraten? Was sollte als Hochverrat gelten?

Fragen über Fragen – und ebenso viele Antworten, in Abhandlungen, Geschichtswerken, Handbüchern und Pamphleten. Allein die Literatur zu diesen Fragen würde bereits ausreichen, um beredtes Zeugnis von den allumfassenden Zielen abzulegen, die sich der neue Staat gesetzt hatte, der nun seinen Schatten über Europa warf, indem er die Steuern anhob, die Armeen vergrößerte, ihre Soldaten bei Zivilisten einquartierte, mehr Beamte einstellte, auf politische Notfälle reagieren musste und die Bürger dazu aufrief, in Staatsanleihen zu investieren.

Man machte sich nun ernsthafte Gedanken über die vermeintliche Herkunft und Macht des Staates, betonte aber zugleich die Vorteile des Absolutismus. Einige politische Vordenker verwiesen jedoch auch auf die Gefahren absoluter Macht, insbesondere, wenn sie durch die Person eines einzelnen Fürsten verkörpert wurde. Sie forderten, dass man dem obersten Exekutivorgan das „Zaumzeug“ anlegen sollte, am besten durch Versammlungen, an denen sich Adlige, Geistliche und Stadträte beteiligten. Man forderte also, kurz gesagt, eine Form der eingeschränkten Monarchie. Inmitten der Wirren der Hugenottenkriege schrieb der bedeutendste Verfechter des Absolutismus vor Thomas Hobbes, Jean Bodin († 1596), es gebe keine andere Lösung, um den Schrecken des Bürgerkriegs ein Ende zu setzen, als die starke Hand des Absolutismus. Doch selbst er musste zugeben, dass man die Zustimmung der Regierten einholen sollte, wenn es galt, neue Steuern zu erheben. Das begründete er damit, dass das Konzept des Privateigentums a priori im „Naturgesetz“ verankert sei. Und woher konnten die Steuereinnahmen kommen, wenn nicht aus dem Privateigentum?

Konflikte zwischen Protestanten und Katholiken warfen weitere Fragen auf: Durfte man einen König als Ketzer verurteilen oder ihm vorwerfen, er handele gegen die „Gesetze“ Gottes? Erhielten Könige ihre Macht direkt von Gott oder vom „Volk“ – oder auf irgendeine seltsame Weise von beiden zugleich? Und wenn ihre Herrschaft tatsächlich „gottlos“ oder „ketzerisch“ war, durfte man sie absetzen?

Und wer sollte das tun? Durfte man sie sogar umbringen? Und durfte das dann wiederum eine Einzelperson tun, oder musste ein Königsmord durch irgendeine amtliche Stelle autorisiert werden?

Die religiösen Hardliner – Männer wie François Hotman, Théodore de Bèze, Philippe du Plessis-Mornay, Guillaume Rose und Juan de Mariana – hatten die extremsten Antworten auf diese Fragen auf Lager. Diese spezielle Debatte fand ihren Höhepunkt gegen Ende des 16. Jahrhunderts, verlor dann aber schnell wieder an Bedeutung. Niemand hatte Argumente, die nachhaltig überzeugen konnten. Die Forderung, gottlose Könige abzusetzen oder ketzerische „Tyrannen“ zu töten, fand bei den Gemäßigten beider Konfessionen kaum Beifall. In einer Welt, in der noch immer gesalbte Könige „von Gottes Gnaden“, mächtige Edelleute, Oligarchen und auf Linie gebrachte Kirchen den Ton angaben, waren es die gebildeten Klassen schlichtweg gewohnt, ehrfürchtig der Obrigkeit zu gehorchen, und kamen nicht auf die Idee, gegen die Fürsten und die mächtigen Eliten den Aufstand zu proben.

Und doch gab es in diesem Zusammenhang einen extremen Vorfall, der hier nicht unkommentiert bleiben darf: die Hinrichtung des Königs von England, Karls I., im Jahr 1649. In der gesamten Epoche gab es keinen vergleichbaren Vorfall (es sein denn, man kann dieses Ereignis in irgendeiner Weise als Attentat werten). Und doch passt diese Hinrichtung in den größeren politischen Zusammenhang, denn in einer eingeschränkten Monarchie sollten sich König und Landtag oder Parlament zusammen um die wichtigsten Angelegenheiten des Staates kümmern. Im Falle von Karl I. hatte jedoch ein Bürgerkrieg zur einer tiefen Spaltung innerhalb des Staates geführt: Am Ende dieses blutigen Konflikts zwischen König und Parlament in den 1640er-Jahren zog Karl den Kürzeren; er wurde vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt und enthauptet. Hätte er sich im Bürgerkrieg durchgesetzt, wären fraglos auf der anderen Seite die Köpfe gerollt, wenn auch wohl auf etwas weniger dramatische Weise. Verglichen mit der Enthauptung eines Königs hätte man den Tod einer Clique von Parlamentariern kaum als eine derartige Herausforderung für die Autorität „des Staates“ angesehen.

Etwa fünfzig Jahre zuvor hatte es in Frankreich einen Vorfall gegeben, der ganz ähnlich hätte enden können: Im August 1589 wurde König Heinrich III. von einem Dominikanermönch ermordet, so dass in der Thronfolge der protestantische Fürst Heinrich IV. von Navarra nachrückte. Damit trat der Bürgerkrieg in Frankreich in eine neue, noch blutigere Phase ein, und der neue König hätte durchaus – auch wenn man sich das kaum vorstellen mag – auf dem Schafott enden können, wäre er wie Karl I. besiegt und auf dem Schlachtfeld gefangen genommen worden. Er sah sich einer gewaltigen Allianz gegenüber, zu der die Stadt Paris mit ihrem Parlament, die mächtige Katholische

Liga, die Universität von Paris und eine Reihe katholischer Granden gehörten, die allesamit aus der Ferne durch den Papst und den spanischen König unterstützt wurden. Der französische Staat war in sich gespalten: Das Verhältnis zwischen dem König und den Vertretern der Eliten war zerrüttet. Die Differenzen ließen sich erst beilegen, als Heinrich IV. öffentlich zum Katholizismus konvertierte.

Aber auch wenn sich die Fürsten den Grenzen ihrer Autorität beugten, indem sie Volksversammlungen oder Landtage darum baten, die Steuern erhöhen zu dürfen – als Kriegsherren traten sie noch immer mit geballter Macht und Autorität auf. Trotz ihrer begrenzten Mittel gelang es ihnen immer wieder, Kriege vom Zaun zu brechen oder zu provozieren und ihr Volk vor vollendete Tatsachen zu stellen. Sobald ein Krieg begonnen hatte oder eine Invasion drohte, brauchte es nur noch den Hinweis auf die aktuelle Lage, um den Landtag davon zu überzeugen, dass der Staat mehr Geld brauchte. Ob in den Italienkriegen, in den Hugenottenkriegen, in den Niederlanden, im Dreißigjährigen Krieg oder in den Polnisch-Schwedischen Kriegen rund um die Ostsee – immer und immer wieder schickten Fürsten Armeen ins Feld, obwohl sie ganz genau wussten, dass das, was sie dazu am dringendsten brauchten, ganz schnell zur Neige gehen würde: Bargeld und Kredite. Zwar kamen bald mehr Steuern in die Kasse und man nahm kurzfristige Kredite auf, aber all das reichte niemals aus, um zu verhindern, dass die Armeen zu Banden verzweifelter Verbrecher mutierten. Die unweigerliche Folge war, dass die Soldaten sich schließlich das, was sie auf einem Feldzug zum Überleben brauchten, mit Gewalt nehmen mussten – in den Häusern feindlicher Zivilisten, von der eigenen Landbevölkerung und armen Städtern oder, wenn es ganz schlimm kam, aus den Taschen der Eliten.

Nachwort

Vor vielen Jahren, als junger aufstrebender Historiker an der Harvard University, glaubte ich, die anspruchsvollste Art der Geschichtsforschung liege darin, die Verbindungen von Hochkultur, Sozialstruktur und Politik zu untersuchen. Dort, so schien es mir, lag eine ganz besondere Art der Historie – eine, die den Intellekt und die historische Vorstellungskraft an ihre Grenzen führte. Andere junge Geschichtswissenschaftler in Harvard sahen das genauso. Für uns war „Militärgeschichte" die Domäne der Einfallslosen und der einfach Gestrickten. Daher war sie es auch nicht wert, dass wir uns mit ihr beschäftigten. Ich brauche kaum zu betonen, dass ich inzwischen festgestellt habe, wie albern diese Ansicht war.

In meinem späteren Berufsleben habe ich zunächst zu historischen Problemen geforscht, die weit entfernt waren von Kriegen und Armeen. Ich hoffte, dass ich den Krieg, wenn ich mich ihm dann doch einmal zuwenden würde, aus einer gewissen Distanz wahrnehmen könnte, die es mir ermöglichen würde, eine unverbrauchte, neue Perspektive einzunehmen – eine Perspektive, die nicht durch die eingeschränkte Sicht eines spezialisierten Militärhistorikers getrübt war.

Jahrelang waren gesellschaftliche Strukturen, Ideengeschichte, Politik, Literatur und Kunst alles, wofür ich mich interessierte. Doch genau diese problematischen Bereiche waren es, die mich, sozusagen auf der Suche nach Substanz, dazu brachten, mich mit dem Krieg zu beschäftigen, und zwar eben an jenen Stellen, wo sich Waffengewalt tatsächlich *ereignete*. Daraus wurde schließlich eine Studie über Soldaten und ihre Opfer. Ich erkannte bald, dass den Kriegen im Europa der Frühen Neuzeit viel mehr Zivilisten als Soldaten zum Opfer fielen. Und je mehr ich forschte, desto deutlicher wurde mir, dass jede Analyse der militärischen Dynamik als einer Art „Kartografie der hohen Politik" (wie es in den Lehrbüchern und in der politischen Geschichte heute noch üblich ist) bedeutete, diese Kriegsdynamik lediglich aus der Sicht der Herrschenden zu präsentieren. Wenn man das tut, löst sich ein Krieg auf in dynastische Rechte, Diplomatie, Persönlichkeiten, Überlegungen zu Machtverhältnissen, Strategien der Generäle und große Schlachten. Dann ist ein Krieg bloß noch das Geschäft von Fürsten und Ministerpräsidenten; er wird zu einer

rational-praktischen Angelegenheit, und das bedeutet für die verantwortlichen Konfliktparteien immer eine Art Freibrief, der das Blutvergießen und alles Hässliche beiseiteschiebt, trotz der Tatsache, dass ein Krieg, wie wir gesehen haben, meistens zu geradezu erstaunlichen *praktischen* Problemen führte und gerade dadurch zu einem komplett irrationalen Unternehmen mutierte.

Glücklicherweise jedoch gibt es inzwischen eine neue Art der Militärgeschichte, die unter anderem versucht, sich eingehender mit dem Leben der Menschen zu beschäftigen, deren Dörfer und Kleinstädte von Soldaten überrannt wurden und die in die furchtbaren Kampfhandlungen rund um die Mauern von Städten und Festungen hineingezogen wurden. Doch jeder Krieg besteht eigentlich aus zwei Kriegen: dem blutigen Krieg auf dem Schlachtfeld einerseits, und dem Papierkrieg der Strategie und der hohen Politik andererseits – der letztere, und in der Regel nur dieser, ist der Krieg der Herrscher und Staatsmänner.

Am Ende seines Lebens gestand Ludwig XIV. sich ein, er sei „zu sehr in den Ruhm vernarrt" gewesen. Damit meinte er, dass er den Krieg und das Siegen zu sehr geliebt habe (denn so definierte er die *gloire* für sich). Dürfen wir wirklich annehmen, dass jemand wie Ludwig XIV. auch nur die entfernteste Ahnung davon hatte, wie grausam sich seine Armeen in den kleinen Marktflecken und Landgemeinden aufführten? Das wird ihm nicht einmal 1688/89 klar gewesen sein, als er und sein Minister Louvois anordneten, alle Städte und Gemeinden der Pfalz, darunter Heidelberg, Tübingen, Speyer, Worms, Mannheim und Esslingen, in Brand zu stecken, wodurch tausende Menschen aus ihren Häusern vertrieben wurden. Natürlich war dies ein Extremfall, aber Ludwigs Reaktion verrät uns viel über eine unter europäischen Herrscher weit verbreitete Haltung: In ihrer Selbstdarstellung blendeten sie alles aus, was mit Leid und Blutvergießen zu tun hatte.

Wenn sie ihre Truppen in den Krieg schickten, beriefen sie sich dabei stets auf vermeintliche Rechtsansprüche, behaupteten, die Gerechtigkeit wahren zu wollen, oder gaben vor, im Namen der politischen Stabilität Europas zu handeln. Die vorgeschobenen Gründe hatten selten etwas mit der Sicherheit oder dem Wohlbefinden ihrer Untertanen zu tun. Und wenn sie, wie Mitte und Ende des 16. Jahrhunderts, aus religiösen Gründen oder um der „Gewissensfreiheit" willen Krieg führten, hatten sie kein Problem damit, unzähligen Menschen mit Waffengewalt ihre eigenen Überzeugungen aufzuzwingen. Dabei handelten sie – so die geltende Begründung – nach menschlichem und gottgegebenem Recht. Oder gemäß dem Augsburger Religionsfrieden von 1555.

Der Papierkrieg, wie ich ihn nennen möchte, nahm dem blutigen

Krieg weitgehend seine bohrenden moralischen Fragen. Und wenn diese doch einmal gestellt wurden, war es an den politisch und militärisch verantwortlichen Ministern, die angeblichen Gräueltaten zu verharmlosen, anzuzweifeln, zu leugnen, zu entschuldigen oder wegzudiskutieren. Und damit sind wir wieder bei der Staatsräson, bei der die politischen Ziele und die Hoheitsgewalt alles andere übertreffen; schließlich ist die Souveränität zugleich Kennzeichen und rechtliche Voraussetzung einer großen selbstbestimmten Gemeinschaft. Eine solche Staatsform muss doch für jeden das Ziel sein, oder? Sind es nicht die *failed states*, die „gescheiterten Staaten", in denen unter der Zivilbevölkerung der Horror regiert? Nun, auch erfolgreiche Staaten können durchaus Schauplatz solcher grauenhafter Szenen sein.

Ein Dorf in Schutt und Asche zu legen war nichts gemessen am großen Ziel eines Kriegs, mit Hilfe dessen ein dynastisches Recht durchgesetzt oder das Kräftegleichgewicht wiederhergestellt werden sollte. Und selbst falls es sich herausstellte, dass diese angeblichen dynastischen oder auf die Wiederherstellung der Ordnung gerichteten Ziele dreiste Lügen waren – sie reichten aus, um jede Militäraktion zu rechtfertigen. Währenddessen gab es nirgends Staatsminister, die in Kriegszeiten Gründe dafür gesehen hätten, ihre Armeen mit moralischen Fragen in Verbindung zu bringen, und das trotz der verbreiteten Annahme, dass jede fürstliche Autorität gottgegeben war. Gottes Wege waren nun einmal unergründlich.

Es gab ab Ende der 1580er-Jahre tatsächlich eine Schule von Denkern, allen voran der Jesuit Giovanni Botero, die versuchten, christliche Moral und rücksichtslosen politischen Realismus miteinander in Einklang zu bringen: In der einen oder anderen Form lässt sich ihre Art der Argumentation, dass Krieg und moralische Güte zusammenhängen können, bis in unsere Zeit verfolgen, zum Beispiel in der Ansicht, dass die Ideale von Freiheit und Selbstbestimmung, dass „Menschenrechte" und die Absicherung gegen Terrorismus einen Krieg rechtfertigen können. Behauptet man das, dann impliziert das eine ganz offensichtliche moralische Agenda. Aber von dem Moment an, in dem es aus eben solchen Gründen zum Krieg kommt, werden die vielgepriesenen Ideale sofort von politischen Befindlichkeiten verdrängt oder zumindest infiziert. Dann tritt die Frage der Moral in den Hintergrund oder wird von der Machtpolitik instrumentalisiert.

Da der Papierkrieg der Frühen Neuzeit die verzweifelten Armeen außerhalb der Grenzen aller üblichen Moral stellte, kollaborieren wir automatisch mit der Staatsräson, wenn wir uns dieser Geschichte nähern, als wären wir Experten für Außenpolitik. Immer wieder lassen wir es zu, dass die hohe Politik unsere Sicht darauf, was eigentlich in einem Krieg geschah, verstellt, und wir befassen uns mit bewaffneter

Gewalt, als fände sie in einer Welt jenseits von Gut und Böse statt. Das Ergebnis ist, dass es dabei viel um irgendwelche Fürsten und Kriegsherren vergangener Zeiten geht, aber nicht um die gewöhnlichen Menschen, die unter den Übergriffen verzweifelter Soldaten zu leiden hatten.

Bei der Planung dieses Buchs entschied ich mich für diese andere Sichtweise – eine Geschichte der einfachen Soldaten, der Dorfbewohner und der Bewohner der belagerten und geplünderten Städte. Dadurch rückten ganz neue Aspekte in mein Blickfeld: verhungernde Armeen, Hungersnöte, Kannibalismus, massive Plünderungen von Lebensmitteln und Vieh, misshandelte Kinder und Frauen, geplünderte Kirchen, verwüstete Bauernhöfe, zerstörte und zu Brennholz verarbeitete Häuser, abgeschlachtete Menschen. Dies alles – und nicht etwa das, was die Herrscher behaupteten – war das wahre Gesicht des Kriegs.

Doch wenn man sich mit den verheerenden Auswirkungen des Krieges beschäftigt, dann geht das nicht, ohne dass dies auch moralische Fragen aufwirft. Und diese beginnen dann, einen Schatten zu werfen, den man zunächst kaum bemerkt, der dann aber immer deutlicher zutage tritt – einen Schatten auf die Politik der Eliten und der Fürsten. Beim Anblick sterbender Armeen wenden sie sich ab, während die von ihnen ausgesandten Truppen blindwütig und von Pest und Typhus gezeichnet durch irgendeine Stadt, irgendein Dorf taumeln und die Menschen dort drangsalieren und infizieren. Und wenn wir als Historiker versuchen, uns in jene Lebenswelten hineinzuversetzen, fragen wir uns unweigerlich, wie es sein kann, dass die Fürsten und Befehlshaber keine größeren Anstrengungen unternahmen, ihre Soldaten in Schach zu halten.

Um es noch einmal festzuhalten: Zu jeder Armee gehörte ein Tross von Mitläufern, die um Nahrung und Schutz bettelten. Da stellt sich bereits eine weitere Frage: Mussten die Dorfbewohner auch diese Mitläufer ernähren und einkleiden? Soldaten marschieren in eine Stadt, auf der Suche nach einer Unterkunft. Einige Häuser lassen sie dabei aus. Warum? Bei den Dörfern, die sie heimsuchen, lassen sie einige aus. Warum? Hatten bestimmte Ortschaften Kontakte zum Hof? Bezahlten sie für das Privileg der Immunität? Oder wurden die verantwortlichen Offiziere bestochen, damit sie ihre Soldaten anderswohin führten?

Wir haben gesehen, wie Soldaten Tag für Tag Dorfbewohner und Städter überfielen, ausraubten und ihnen in die blutverschmierten Gesichter brüllten. Inmitten von solchem Leid verlieren die taktischen Fähigkeiten von Generälen jegliche Bedeutung – für die Dorfbewohner genauso wie für den Historiker. Zu wissen, welche „Waffensysteme“ zur Anwendung kamen, wird nahezu bedeutungslos. Dynastische

Rechte sind nur mehr juristische Abstraktionen. Die „Ehre“ der Fürsten wird zur hohlen Phrase. Die Staatsräson – der „Gott“ der hohen Politik – isoliert sich selbst und stellt sich an den Pranger. Kurzum: Entkoppeln wir die Sozialgeschichte des Krieges von Politik und Diplomatie, dann fallen von diesem Moment an alle Schranken, die bislang verhindert haben, dass man sich mit der Frage der Moral beschäftigt.

Doch seltsamerweise kehrt sich unsere Absicht an dieser Stelle auf einmal um, und wir sind wieder bei der Politik. Denn die Notwendigkeit, moralische Fragen aufzuwerfen, gibt dem Historiker die Freiheit, die Politik infrage zu stellen, die politischen Entscheidungen der Staatsmänner moralisch zu bewerten, ihre tragischen Fehler und ihre Momente blinder Arroganz zu untersuchen – kurz: über ihre Taten zu urteilen. Die Entscheidungen von Fürsten und Ministern sind alles andere als sakrosankt, und es gibt überhaupt keinen Grund für uns anzunehmen, dass irgendeine Form der ewigen politischen Weisheit hinter ihnen steckte.

Anhang: Geld

Die Gold- und Silbermünzen des vorindustriellen Europa kann man nicht in moderne Äquivalente umrechnen, um Vergleiche in puncto Lebensstandard anzustellen, denn der Goldwert schwankt, und wesentlichen Kosten, zum Beispiel für Arbeit und Brot, waren ganz anders als alles, was wir heute kennen. Ein gebrauchtes Kleidungsstück aus Seidenbrokat oder Samt konnte immer noch so teuer sein, dass ein Fachhandwerker zwei Jahre dafür hätte arbeiten müssen. Rechtsanwälte, Regierungsangestellte, Universitätsprofessoren und selbst einfache Geschäftsleute hatten Diener, in einigen Fällen ganze Mannschaften. Man musste hart arbeiten im frühneuzeitlichen Europa. Ungelernte und angelernte Kräfte (und das waren bis zu 35 oder 40 Prozent der arbeitenden Bevölkerung) konnten sich kaum jemals ein paar neue Schuhe leisten. Und da die meisten Menschen den größten Teil ihres Verdienstes für Lebensmittel ausgaben, reichten schlechtes Wetter und dadurch steigende Getreidepreise, dass man im Handumdrehen alle Ersparnisse wieder ausgeben musste – wenn man überhaupt in der Lage gewesen war, etwas Geld anzusparen.

In Europa war eine Fülle verschiedener Münzen in Umlauf, mit ganz unterschiedlichem Gold- und Silbergehalt. Dies zwang Kaufleute und Bankiers dazu, in ihren Rechnungsbüchern imaginäre beziehungsweise fiktive Währungen wie *pound Sterling, lira* oder *livre tournois* zu verwenden. Diese Währungen gab es einzig und allein in der Kontoführung. Doch Handel und Banken kamen ohne sie nicht aus, denn sie wiesen den realen Währungen wie Dukaten, Écu, Groschen, Talern oder Gulden einen praktischen Marktwert zu. Hatten die Buchhalter einmal einen Wechselkurs mit dem fiktiven Geld festgelegt, konnte man all diese unterschiedlichen Münzen leicht miteinander tauschen.

Fazit: Wenn in diesem Buch große Geldsummen vorkommen, sollte der Leser versuchen, deren Wert in Relation zur billigen Arbeit, zu instabilen Preisen für Getreide, zu den sehr hohen (für viele zu hohen) Preisen für neue Schuhe und oft auch für Brot zu setzen und stets bedenken, dass nur eine winzige Minderheit der Händler, darunter die Bankiers, täglich mit Goldmünzen zu tun hatten. In der Tasche der meisten Menschen befanden sich Münzen aus Kupfer oder Kupfer-Silber-Legierungen, die gegenüber den Gold- und Silbermünzen, mit

denen die großen (Bank-)Geschäfte abgewickelt wurden, so gut wie keinen Wert besaßen.

Und all das Geldverdienen und -ausgeben fand statt innerhalb sozialer Strukturen und religiöser Ideale, die Autorität, Respekt und Gehorsam forderten und förderten. Auch dies beeinflusste die Preise, da diese Strukturen die Kosten für Arbeit niedrig hielten.

Danksagung

Ich schulde einer ganzen Reihe von Historikern immensen Dank. Die Bibliografie und vor allem meine Anmerkungen legen beredtes Zeugnis davon ab. Wenn man auf ernsthafte Weise Geschichtsschreibung betreiben will, so kann das nur im Kollektiv gelingen.

Ich glaube, dass kein Historiker jemals sein Handwerk perfektioniert, genau wie kein Romancier es jemals vermag, die Kunst der Schriftstellerei auf den Gipfel der Vollkommenheit zu führen. Daran ist nichts weiter verwunderlich, doch es ist auch Grund genug, vor Abschluss eines Werkes die Einsicht und das Urteil erfahrener Leser zu suchen. Im Licht dieser Erkenntnis möchte ich meinen Verleger und Lektor hervorheben: Peter Ginna, dessen Vertrauen mir durch eine schwierige Zeit geholfen hat und dem ich für sein untrügliches Gespür für den Aufbau historischer Argumente danken möchte.

Die erste Leserin dieses Buchs war die Schriftstellerin Julia O’Faolain, und ihr gilt, wie immer, mein tief empfundener Dank. Und auch meinem zweiten Leser, Dr. H. M. Serros, kann ich nicht genug danken; bei seiner Reise durch den Text fielen ihm zahlreiche Unklarheiten und unglückliche Formulierungen auf.

Abschließend möchte ich mich herzlich bei meinem fachkundigen Korrekturleser Michael O’Connor für den Hinweis auf einige weitere stilistische Patzer bedanken.

Anmerkungen

Diese Anmerkungen enthalten Hinweise auf die Quellen, die ich auf den angegebenen Seiten verwendet habe, nennen aber nur jeweils den Nachnamen des Autors und die Seitenangabe. Die kompletten Details finden sich in der Bibliografie. Wenn sich ein Eintrag auf einen Autor bezieht, von dem zwei oder mehr Titel aufgeführt sind, ist zusätzlich das Erscheinungsjahr angegeben. Beispiele: G. Parker (2004), Wilson (2009), Lynn (1997).

Vorspiel

Für Quellenmaterial über den Staat siehe meinen Kommentar zu Beginn der Anmerkungen für Kapitel 10.

7 Vorfall bei der Brücke: Bourdeille, II, 132 sowie Wood, 305–6; Lynn (2008), 71.
7 Berichte über die Bürgerkriege: zum Beispiel Bonney (1991), 164–72.
8 Vorfall mit den Dorfbewohnern bei Mantua: Quazza (1926), I, 526 und (1933), 184.
9 Florenz, 10.000 Söldner: Martines (2006), 44.
10 Zur Folter: Fiorelli; Langbein; Peters.
14 Einen großen Dank schulde ich den folgenden Personen für ihre Arbeiten zu den spanischen Armeen: Geoffrey Parker, I. A. A. Thompson, Fernando González de León und Ruth Mackay; zu den französischen Armeen: John Lynn, James Wood, David Parrott und Guy Rowlands; zu den deutschen Armeen: Peter Burschel, William Guthrie, Peter Wilson, Fritz Redlich, Otto Büsch, Bernhard Kroener, Ralf Pröve und Christopher Clark; zu den Polnisch-Schwedischen Kriegen: R. I. Frost; zu Gustav Adolf: Michael Roberts; zur russischen Armee: John Keep und Lindsay Hughes; zu den italienischen Armeen: Maria Nadia Covini, William Caferro, Mallet/Hale, Mallett/Shaw und Gregory Hanlon; zu den englischen Armeen: Roger Manning und Mark Fissel; zu den Armeen der Republik der Niederlande: Marco van der Hoeven; zu La Rochelle: Kevin Robbins; zu Kaiser Karl V. und dem Krieg: Tracy (2002); und eher allgemein: Frank Tallett und M. S. Anderson.

Kapitel 1: Ein Kriegsmosaik

17 Ein Bauernjunge: Wagner, 53.
18 Pierre La Sire: Lynn (1997), 397.
19 Französische Armee, Bedarf an Mannschaften: Lynn (1997), 55; Rowlands, 1.

19 Peter der Große, Brandmarkung: Keep, 107.
19 Prinz Eugen, Zitat: M. S. Anderson (1988), 130.
19 Florenz gegen Pisa: Buoninsegni, II, 790–803; Najemy, 194–97.
20 „Das Gras … nutzlose Menschen“: Capponi, 273.
21 Katapultierte Soldaten: Salviati, 248–49; Nachricht auf dem Leichnam, Palmieri, 42–44.
21 Brandmarkung und Verstümmelung: Capponi, 264–66.
22 Versprechen an Söldner: ebd. 264
22 „Abstoßend … Raubvögel“: Palmieri, 56.
23 Rumegies: Fakten und Zitate in Dubois, 41, 102, 124, 131–32, 151, 153, 156, 162, 166, 172–73.
27 Tierhäute: Léry, 135–39.
28 La Rochelle und dortige Pioniere: Wood, 263.
28 Der Schuhmacher: Heberle, *Zeytregister*.
28 Zum Dreißigjährigen Krieg: Wilson (2009); G. Parker (1997); Asch (1997).
29 „gefräßige Tiere … Marktplatz“: Heberle, 129, 119–20.
29 Zu Gustav Adolf: M. Roberts (1953–58).
29 Schwedische Garnisonen: G. Parker in Repgen, 303.
30 Bygdeå und Zitate: ebd., 404; Lindegren, 310–12.
30 Mangel an erwachsenen Männern: Lindegren, 317.
31 Schotten in Deutschland: G. Parker in Repgen, 305.
31 „Selbst der schmutzigste Bauer … auf der Erde herumliegen konnten“: Palmieri, 42.
31 Lautrecs Armee: Zinsser, 253. Mallett/Shaw, 167, 205 geben an, Lautrec habe 20.000 Mann gehabt.
32 Wallenstein-Feldzug: Mann, 290–92.
32 Juli 1649: Parrott, 521.
32 Gewalt in Moulins: ebd.
33 Zu Monluc: siehe Monluc; Courteault; Sournia.
34 „zierte die Bäume … ins Verderben“: Sournia, 262–71.
35 Josias Rantzau: Wilson (2009), 592.
35 Vorfall bei München 1633: Friesenegger, 31, 35.
36 „stets der Feind … ließen“: Monro, 15, 252.
36 Mansfelds Soldaten: Tallett, 157.
36–37 „schwarze … gekleidete Leute“: Friesenegger, 37.
37 Die Armeen Ludwigs XIV.: Lynn (1997), 171.
37 1573 und 1576: Wood, 262, 36.

Kapitel 2: Pöbel und adlige: Soldaten

39 Adel, gute Ausgangspunkte: H. M. Scott, 2 Bd.; Kamen (2000), Kap. 4.
39 Armeen, soziale Identität: siehe Anmerkung zu Seite 14.
40 Karl V., Zitat: Packard, 203. Zu Alba: Hale, 98.
40 Castillo de Bovadilla: Mackay, 154.
40 Worte von Saint-Germain: widergegeben bei M. S. Anderson (1988), 163.
40 Worte Wellingtons: Coates, 67–68; Holmes (1996), 279–80.
41 Barnes und Palmer: zitiert nach Manning, 44.
42 Sprichwort aus Chester: McGurk, 35.
42 Krankheiten in den Garnisonen in Derry: ebd., 241.
43 Meuterei bei Chester: Fissel, 95.
43 Bericht aus Bristol und nachfolgende Zitate: McGurk, 33, 34, 39.

43 Zwangsrekrutierung in England: Stearns (1972); bis ins frühe 18. Jahrhundert: Brewer, 49–50.
44 Zwangsrekrutierung in Schottland, bösartige Hyperbel: Manning, 50, 65.
44 Rekrutierungslotterie in Kastilien: Mackay, 133–35.
45 Grobe Fehleinschätzung: Thompson (1976), 112.
45 Zitate und Ereignisse in Burgos, Zamora, Salamanca, Béjar, Murcia, Albuquerque und Portugal: Mackay, 78, 79, 154, 167, 170–71.
45 Ereignisse in Katalonien, Zitat, sechs Erntehelfer: Corteguera, 143, 147–48.
46 Katalanische Soldaten, Zitate: ebd., 151, 154–55.
46 Russische Armee, Bedingungen, Rekruten, Peter I., Zitate: Hughes, 70; Keep, 83, 146.
48 Schweden im Dreißigjährigen Krieg, Wehrpflichtige, Sterblichkeit, arme Jungen: Frost, 205–08.
48 Italienische Deserteure bei den Schweden: G. Parker in Repgen, 307.
49 Verlassene Märkte: Lynn (1997), 361.
49 Märkte, Zwangsrekrutierung, Zitate: ebd., 361, 363; M. S. Anderson (1988), 124.
50 „Zwangen persönlich Männer“, Polizeifunktionär, *racoleurs:* Rowlands, 257–58.
51 Zu Wolfenbüttel und der Rekrutierung Krimineller: Burschel (1994), 94–96; Bröckling/Sikora, 74; Redlich (1964), II, 173–74 und Kapser, 73–74.
51 Zitat Hilke Wessels: Burschel (1994), 105–107. Zitate Preußen: Büsch, 5.
51 Landsknechte: siehe Baumann.
52 Fahnenflucht in Deutschland: Bröckling/Sikora; Delbruck (1990), 252. Liste der Deserteure: Sikora in Bröckling/Sikora.
53 Kurze Biografien von Generälen aus dem Dreißigjährigen Krieg gibt es bei Findeisen: zum Beispiel 443–51 (Werth), 147–58 (Tilly), 274–84 (Pappenheim), 309–16 (Gallas) und 432–36 (Banér). Zum obskuren Gil de Haas: Wilson (2009), 396–97.
53 Die *condottieri:* Hale, 148.
53 Zu Caspar von Widmarckter und seinem Feldzug-Tagebuch: Gräf, 8–14, 71–72, 78, 101–50, beschäftigt sich mit den Hauptpunkten meiner biografischen Skizze.
55 Bernhard von Sachsen-Weimar: Findeisen, 285–93; Asch, 160–61.
55 Bernhards Vertrag mit Ludwig XIII., Zitate: Symcox (1974), 117–21.
56 Bernhard, Unterhalt durch „Beiträge“: herausgestellt bei Guthrie, II, 97.
56 Italiener, Streben nach Aufstieg in hohe Offiziersränge: Bilotto, 367–96, 397–419. Aufstrebende „noblesse de robe“ in Frankreich: Rowlands, 155–56, 169–70.
56 Zu Spinolas Darlehen: G. Parker (2004), 102.
56 Die Flandernarmee: G. Parker (2004).
57 Fugger: Haberer, 72–76, 240–327, 341–46.
58 Italienische Söldnertruppen: Mallett (1974); Caffero (1998); Covini (1998) und Mallett/Hale.
58 Die Italienkriege: Oman, 105–207, Mallett/Shaw.
58 Militärische Unternehmer: siehe Redlich (1964).
59 Zitate und die Familie da Varano: Gesetz in Frankreich, 95–98.
59 Zitat zu Metz: Contamine (1984), 162.
60 Mazarin und Graf von Marsin: Helfferich (2007), 480–86.
60 Hauptleute und Kompanien: Guthrie, I, 9.
61 In den 1590ern, Zitat: Thompson (1976), 121.
61 Lebensmittelrationen: Lynn (1997), 113–23; (1993), 139–40; Smith, 39, FN 10; Burschel (1994), 187–88; Creveld, 21.
61–62 Sold wie aufgeführt: Baumann, 86–89; Thompson, 105–107; Mallett/Hale,

495–96; Keep, 103, 110. Siehe auch Hale, 109–12.

62 Zum Brot: *Cambridge Economic History of Europe*, IV, 393; G. Parker (1985), 25. Zahl 75 Prozent: Cunningham/Grell, 211.

62 Schwedische Armeen, Bezahlung in Naturalien: Guthrie, I, 260; II, 31.

62 Oxenstiernas Zahlungsmethode: Mortimer (2004), 106.

63 Meutereien: Guthrie, I, 260; M. S. Anderson (1988), 53.

63 Söldnerheere der Niederlande, Zitate: „Tagelöhner“: Van der Hoeven, 49 und „regelmäßiges Einkommen“: Guthrie, ii, 187. Beschwerden gegen Sold in den Niederlanden: Manning, 32–33.

64 Das gestohlene Silber: Wood, 277.

64 Sforza-Soldaten (Mailand): Covini (1998), 389–90.

64 Details zu den Landsknechten: Baumann, 88–89.

65 In diesem finanziellen Verwirrspiel: siehe Redlich (1964); Rowlands, 204–207, 212–13; Wood, 99; Thompson (1976), 111.

67 Korruption in der Garnison von Mailand: Ribot in Donati/Kroener, 155–96.

67 Betrug unter Offizieren: Wood, 275–76; Rowlands, 259–63; Parrott, 248–50, 281–86; Hale, 113; Kroener (1992), 58–59.

Kapitel 3: Geplünderte Städte

70 Weniger bedeutende Plünderungen: Alfani, 51–53.

70 Brescia, Quellen: Frati, 3 Bd.

70 Bevölkerung von Brescia: Pasero, II, 279. Frati, II, 681, schätzt die Bevölkerung von Brescia auf 50.000.

70 Hintergründe, die zur Plünderung führten: Pasero, II, 251–59.

72 Vier Stunden später: ebd., 262–67.

73 Stadt in Aufruhr: ebd., 267–69.

73 Bericht von Anselmi: Frati, I, 29–30.

74 Bericht von Casari: ebd., I, 52–60.

75 Venezianische Soldaten und dritter Zeuge, Zitate: ebd., I, 245–46, 175.

76 Beute, 4000 Vehikel: Pasero, II, 269.

76 Mehr Hinrichtungen: Berichte durch Chronist in Frati, I, 135.

77 Worte von Tartaglia: ebd., I, 167–68.

78 Antwerpen: Die grundlegende Dokumentation wurde von M. P. Génard (1876) veröffentlicht.

79 Bildersturm in den Niederlanden: Arnade, 90–107; in Antwerpen: Wegg, 53–85 und Voet, 170–73.

80 Ein „Grande“, Zitat: Israel (1998), 156.

81 Verhaftung von Ratsmitgliedern: Génard, 103–105.

81 Zusammensetzung der Flandernarmee: ebd., 247; G. Parker (2004).

81 „Geld her! Geld her!“ Génard, 409.

82 Samstag, 3. November: ebd., 446–57.

82 Die „blasphemische“ Flagge: ebd., 464.

83 „Es war geradezu erstaunlich“: Gascoigne, 156.

83 Angriff und Feuergefecht: Génard, 464–69.

84 Auftreten der englischen Truppen (von Gascoigne ignoriert): ebd., 466, 476–77.

84 Zahlen der Kriegsopfer: Gascoigne, 157; Génard, 468, 514–15, 522, 564; Wegg, 201;Voet,203.

84 Gascoigne, Zitat, 159.

85 Kriegsbeute, Wert: Wegg, 201; Génard, 472–73, 475–76, 522; Vasquez de Prada, 252.

85 Wandteppiche und Taufen: Voet, 200, 204.
85 Marie de Soeto: Génard, 472.
86 Erkenntnisse moderner Forschung: Voet, 203; Israel (1998), 185.
86 Magdeburg: Wolters alte Gesamtdarstellung der Magdeburger Stadtgeschichte (1845) bietet eine zuverlässige Wiedergabe der Ereignisse vor der Plünderung. Im englischsprachigen Raum behandeln den Dreißigjährigen Krieg besonders gut Wilson (2009), Asch, G. Parker (1997) und Guthrie, 2 Bde. Herausragend ist auch Golo Manns Wallenstein-Biografie.
88 Zu den verschiedenen politischen Strömungen in Magdeburg: Wolter, 272–79; Ballerstedt, 14–21; Volkholz, 2–6, 16–17; Mann, 459–61. Lohmann und Neubauer haben Berichte der wichtigsten Zeugen veröffentlicht.
88 Am frühen Morgen des 20. Mai: Guericke, 77–78; Volkholz, 19.
88 Worte Ackermanns: in Mortimer (2002), 67.
89 Beleidigungen an den Stadtmauern: Bandhauer, 272; Guericke, 83.
89 Kanonen, Mörser, Geschosse und Mangel an Schießpulver: Wolter, 280–81. Volkholz bestreitet, dass es einen Mangel gab, und wirft Guericke vor, gelogen zu haben: Volkholz, 50–55.
90 Zu Vorzeichen und Schicksal: Dieses Motiv, das Magdeburgs Bedeutung für die deutschen Protestanten hervorhebt, behandelt Medick in Krusenstjern/Medick, 377–407.
90 Wie schnell Falkenberg starb, ist umstritten: Volkholz, 22–24.
91 Worte Guerickes: Guericke, 83.
91 Zitat zu St. Ulrich usw.: Guericke, 87.
91 Wie das Feuer ausbrach, ist umstritten. Siehe Guericke, 83–84. Volkholz, 48–91, sieht Pappenheim als Schuldigen. Medick (1999), 389–90, tendiert zur Ansicht, dass es von den Verteidigern Magdeburgs entfacht wurde.
91 Durch Feuer umgekommene Plünderer: Bandhauer, 275–76.
92 Arme müssen Plünderern helfen: Helfferich (2009), 110.
92 Die Elbe war „voll von den Leichen der Opfer“: M. Roberts (1953–58), II, 496.
92 Volkszählung von 1632, „bis 1720 in Trümmern“: Wilson (2009), 479.
93 Menschliche Überreste in die Elbe geworfen: Mortimer (2002), 70.

Kapitel 4: Waffen und Fürsten

95 Souveränität: Zum Thema gibt es eine große Menge an Literatur. Siehe Martines (1968), Kap. 4, 9–11.
95 Entstehung des modernen Staates: Chittolini (1994); Tilly; Ertman; Thomson; Tuck.
95 Parlament in England: Brewer, 43.
95 Neue Waffen: Pepper/Adams; Hall; Arnold.
97 „Ein Durcheinander … Kunstwerk“: Guthrie, I, 4, 6–7.
98 Hussiten: siehe Kaminsky.
98 Schlachten von Atella und Cerignola: Oman, 52–53; Mallett/Shaw, 33–34, 64–65.
98 Englischer Beobachter, Zitat: Arnold, 94.
99 Funktionsweise der Radschlosspistole: Hall, 191.
99 Geschwindigkeit von Geschossen: ebd., 136.
99 Zur Muskete oder dem „Füsil“: Childs, 147, 152–53.
100 Neue Formen der Befestigung: Duffy, 2; Hale, 206–209, 250–51; Pepper/Adams; Pollak.
101 Zitat „vollständig bastioniert“: Pepper/Adams, 29.

101 Mittelalterliche Kriegführung: Contamine (1984).
102 Italienkriege, wichtigste Schlachten: Oman, 105–243; Mallett/Shaw, passim.
102–103 Schweizer Pikeniere und spanische *tercio:* Arnold, 76–82; Oman, 59–62, 69–73. Ohrenbetäubende Trommeln: Benedetti, 151.
103 Verhältnis Pike/Muskete: Wilson (2009), 90–91; Guthrie, I, 9–10; II, 33.
104 Opfer der Belagerung: Van der Hoeven, 13; Duffy, 88–89; Robbins, 214, 355.
105 Waffenproduktion, Vorreiter Niederlande: Vogel, 197–210.
105 Zitat, „Arkbusen … Chargen zu je 500 Stück": Pepper/Adams, 17.
106 Zum Kauf durch Christian von Braunschweig-Wolfenbüttel: Van der Hoeven, 201.
106 Lohn hoch qualifizierter Handwerker: Zanden, 47, 129; Israel (1998), 353. Meine Berechnung von 8, 5 Prozent Steuereinnahmen basiert auf Gelderblom, 147.
107 Steuern, Bankiers und entstehender Staat: siehe Kapitel 10.
108 „1000 unterschiedliche Gravuren": W. Shaw, 7–8.
109 Zu Spanien, Zitat: Lovett, 19.
113 Worte Karls V.: *Memoires de Charles Quint*, 203.
113 Von deutschen Bankiers geliehene Summe: Lovett, 219. Meine Berechnung von 24.00 Soldaten basiert auf Mallett/Hale, 495–96.
113 „Impresario des Krieges": Tracy (2002).

Kapitel 5: Belagerungen

115 Belagerung, Hintergrund: Cantagalli; Hook (1977) und zur Belagerung selbst: Pepper/Adams, Kap. 6. Mein Bericht fußt hauptsächlich auf Cantagalli und Sozzini.
117 Datum des Eintreffens Monlucs in Siena: Monluc, 256; Sozzini, 265.
117 Essensrationen und Strozzis Pech: Cantagalli, 305, 326–27; Sozzini, 270–71; Pepper/Adams, 130.
118 Militärische Praxis hinsichtlich „nutzloser Münder": Rocca, 206–207.
118 August 1554, angedrohte Strafen (und Reiche verlassen die Stadt): Cantagalli, 327–28, 341; Sozzini, 274–75, 283–84.
118 Geschmückte Bäume: Pepper/Adams, 131.
119 Rat der 150, Zitat: Cantagalli, 335.
120 Dritte Septemberwoche, arme Leute, Krankenhaus, Kinder und Scipione Venturi: ebd., 338–39, 345; Sozzini, 299–302.
121 Monluc an die Zivilbehörden: Monluc, 294–99.
121 Deutsche Soldaten, Leichen fressende Hunde: Cantagalli, 382, 386; Sozzini, 419.
121 Monluc, 335–37, verlässt Siena, macht irrtümlich den 22. April zu seinem Abreisedatum, siehe Cantagalli, 400.
121 Kapitulationsurkunde, Bevölkerung: Cantagalli, 402–406.
122 Inneneinsicht: Monluc, Buch III.
122 Der Ritter von Malta war ein gewisser Mario Donati: Sozzini, 300.
122–123 „Im Schweiße ihres Angesichts … schrecklich wie eine Hungersnot": Monluc, 317–18.
123 Herzog Cosimo und Karl V.: Cantagalli, 404.
124 Sancerre: Cunningham/Grell, 228–31, bietet eine grobe Skizze der Belagerung.
124 Zu Léry: *Dictionnaire, vol. E-L, 1377–1379*.
125 Bewaffnete Frauen: Léry, 60.
125–126 Alle Zitate: ebd., 65.
126 Ende Januar, Zitate: ebd., 72.

126 Ab 21. Februar Kanonaden, Zitat: ebd., 77, 81–83.
127 Das getroffene Mädchen: ebd., 101.
127 Esel- und Pferdefleisch, Katzen und Hunde, Zitate: ebd., 133–34.
128 Vertreiben der Armen: ebd., 135.
128–129 Leder, Tierhäute, Pergament, „wie Kutteln“: ebd., 135–37.
129 Exkremente: ebd., 145.
129 Kannibalismus, Zitate: ebd., 146.
129 Potard und l’Emerie:ebd., 146–48.
129–130 Kannibalismus, Zitate: ebd., 155, 156. 132 Kapitulationsbedingungen: ebd., 210–13.
132 Sancerre in den Händen der Katholiken: ebd., 220–26.
133 Paris: Die Hugenottenkriege werden besonders gut beschrieben bei Knecht (2002) und Holt (2005). Das „apokalyptische“ Klima analysiert Crouzet erschöpfend.
134 „30.000 Bauern … üblich war“: Corneio (1837), 246.
135 Zu Mendoza und den religiösen Orden: ebd., 251; *Brief Traité*, 274–76.
135 Heinrichs zerlumpte Truppen bemerkte nicht einmal Sully, der bei der Belagerung anwesend war: Sully, I, 203–04.
135 Zitate: *Brief Traité*, 273–74.
136 Zitate bis „Stadtwappen zeigte“: ebd., 276–77.
137 Zitat: ebd., 277.
137 Zitat: Bitten, ebd., 274.
138 Zitate: Corneio (1837), 248–49, 262.
138 Zitate bis „Kämpfer und Soldaten“: Corneio (1590), 36.
138 Volksaufstand am 9. August: Roelker, 191.
138 Zitate: „lagen an manchen Tagen“ und „pulverisierte Knochen“, Corneio (1837), 261.
139 Zitate, gegessene Kinder: Roelker, 193.
140 Umgebendes Land „kahlgefressen“: Oman, 510–11.
140 Versuchte Erstürmung, Zitat: ebd., 511.
140 Von der Hand in den Mund leben: Herlihy/Klapisch-Zuber, Kap. 4, in Florenz; Burschel (1994), 70–71 zu Lübeck und Hamburg; Wilson (2009), 795 zu Augsburg und G. Parker (1985), 25 zu den Niederlanden.
141 Ausgaben für Nahrung in den USA: *Time* (10. Okt. 2011), 33.
141 Augsburg: Mein Bericht über diese Belagerung fußt auf Bernd Roeck, *Eine Stadt* und Jakob Wagners *Chronik*.
142 Bevölkerung: (1987), 73–78.
142 Unruhen wegen Brotknappheit: ebd., 105.
142 Maßnahmen gegen Katholiken: Wagner, 11, 18, 21, 25.
143 Wehrbauten, Sold, Einquartierung: ebd., 19–24.
143 Bäume fällen: ebd., 22–23.
144 „Klägliche Summen“: ebd., 31.
144 Massaker an 400 Menschen: Rebel, 9.
145 Oxenstiernas Umgang mit Herrschaftsgebieten: Guthrie, I, 260.
145 Finanzielle Einbußen: Wagner, 44; Heberle, 165. Der Flickschuster Heberle kaufte 1627 ein Haus nahe Ulm für 740 Gulden und verkaufte es 1636 während der kriegsbedingten Wirtschaftskrise für nur noch 300 Gulden. Immobilien in der Stadt waren natürlich wertvoller.
146 „von Gott gegebenen … Güter“: Wagner, 46.
146 Unzufriedene: Roeck (1989), I, 16; II, 748.
146 „Gnadenlose“ und „in Stücke schneiden“: Wagner, 53, 55.
148 Kannibalismus, Zitate: Roeck (1989), I, 18.
149 Kapitulationsbedingungen von Löwenberg: ebd., II, 763–67; Wagner, 59–64.

Kapitel 6: Wandernde Städte, sterbende Städte: Armeen

153 Bevölkerung der Städte: Nicholas, 17–20, 69; Kamen (2005), 52.
153 Französische Truppen in Florenz: Martines (2006), 43–48.
154 Armee Karls V.: Tracy (2002), 197.
155 Spinolas Armee bei Mainz: Eckert, 55–56.
155 Zu Marlborough: Holmes (2008); Konstam; und zum berühmten Marsch zur Donau: Weigley, 82–85.
157 Frau von C. Davies (1743), 66–67; eine weitere Expedition nennt Holmes (2008), 277–78. „Wir plünderten auf übelste … Preis machte“, Daniel Defoe (1855), *Roxana; or, The Fortunate Mistress: and The Life and Adventures of Mother Ross*, New York.
157 Buckinghams Expedition: Stearns (1978); und aus französischer Sicht: Vaux de Foletier, 95–138.
159 10.000 Pfund und sterbende Soldaten, Zitate: Manning, 116; Fissel, 263.
159 Alan Apsley, Bärengrube, Zitate: Stearns (1978), 122, 123.
161 Zu „Münder“: G. Parker (2004), 79.
161 Tonnen Getreide für Brot: Fissel, 201.
162 Russische Studie: Perjés, 4–5.
162 Niederländischer Versorgungszug: Tallett, 256, FN 106.
162–163 Belagerung von La Rochelle: Details bei Robbins, 210–14; Wood, 263, zur Versorgung.
163 Ambroise Paré zu Metz: Packard, 182–84.
163 Polen in Pskow: Frost, 62.
163–164 Marschroute durch die Alpen und *munitionnaires:* G. Parker (2004), 70–90; Lynn (1997), 108–12.
164 Britische Streitkräfte in Irland, Zitate: Gillespie, 169, 176.
165 Brotrationen, Kalorien: G. Parker (2004), 136; Smith, 39, FN 10.
166 Rückzug nach Calais, Zitate: C. S. L. Davies, 238–44.
166 Deutsche Truppen in Spanien: Thompson (1976), 211.
166 Wagen und Karren, Zahlen: Delbruck (1990), 66; Tallett, 34; Creveld, 6.
167 Kleidung adliger Offiziere, Zitat: González de León, 194.
168 Zu wandernden Städten: Perjés, 11.
169 Handwerksmeister, Löhne: Lane/Mueller, 249–52.
169 Frühjahrsmessen in Italien: Covini (1998), 369–70.
169 Wert eines „schwarzen Galeerensklaven“: Stradling, 241–42.
169 Bericht der britischen Armee: Smith, 45.
169 Wütender kroatischer Soldat: Benecke (1978), 56.
169 Last und Nahrung für Pferde: Smith, 45.
170 Pferde „starben … in großer Zahl“: González de León, 24.
170 Torstenssons Kavallerie: Guthrie, II, 141.
170 „Der Mangel an Futter“ und „die 30.000 Mann“: Lynn (1997), 129; (1993), 141–42.
170 Tausende Männer auf Futtersuche: Hagendorf, 296–97.
171 Feldzug gegen die Hugenotten, Zitat: Wood, 241–42.
171 Kriegspferde wurden geführt: Covini (1998), 366.
171 Allgemein zum Gefolge von Heereszügen: Lynn (2008); Engelen; Hagemann/Pröve; Kroener/Pröve; Burschel (1994); Wilson (1996).
171 „Wenn man heute ein Regiment …“ und Erklärung Karls VIII.: Lynn (1997), 338, 337.
171 Frauen setzen über den Kanal: Tallett, 132.

172 Gefolge von Heereszügen in der Flandernarmee und dem Dreißigjährigen Krieg: G. Parker (2004), 252; Burschel (1994), 226–58; Wilson (2009), 401; Kroener, in Bussmann/Schilling, I, 285–90.
172 Begleiterinnen und Heirat in der preußischen Armee nach 1660: Engelen, 43–55, 88, nennt für die Regimenter von Berlin Ende des 18. Jahrhunderts Heiratsquoten von bis zu vierzig Prozent.
172 Zu Marketendern: Grimmeishausen. (1964a); Redlich (1954), 163–64.
173 Zum „Bischof von Albi": Tallett, 133.
174 Behauptung von Burschel: Burschel (1994), 10.
174 Zu 220 Marketendern: Mortimer (2002), 33, 108; außerdem Benecke (1978), 34 und G. Parker (2004), 151.
176 Juden im Dreißigjährigen Krieg: M. S. Anderson (1988), 69–70.
176 Brief an Ferdinand III.: Benecke (1978), 71–72.
176 Worte des Befehlshabers: Verdugo, 169.
177 Einquartierung in Westpommern: Voss, 276.
178 Vervien, Einquartierung: Lynn (1997), 162.
179 Russisches Sprichwort: Hughes, 74.
179 Französische Aufstände: Bercé, 181–82, 192, 194.
180 Sancoins, Zitat: Lynn (1997), 187.
180 Sterberaten: Tallett, 105; Hale, 119–20, 180.
181 Eingekesselte Soldaten und „abscheuliches" Wasser: Schertlin, 25, der in Neapel war.
181 August 1632, Gustav Adolf: Guthrie, II, 36.
181 Flandernarmee, Meutereien: G. Parker (2004), 253–56.
181 Armee Karls V. in Metz: Prinzing, 21–22; Zinsser, 159, 265.
181–182 Schwindende Armee Ludwigs XIII.: D. Parker, 11.
182 Armee von 60.000 dezimiert, Zitate: G. Parker (2004), 177, 180.
182 Worte Leicesters, ergriffene Deserteure: Manning, 36.
182–183 Dezimierte italienische Truppen: Hanlon, 76–77.
183 Rekruten in Garnisonen in Derry: McGurk, 247.
183 Juni bis September, Armeen von Gustav Adolf und Wallenstein, Zitate: Wilson (2009), 506; Guthrie I, 193; Zinsser, 159.
184 Schlacht von Lützen: Wilson (2009), 507–11; Mann, 650–63.
184 August 1664, Zitat: Wilson (1998), 43.
184 Krankheiten in der Frühen Neuzeit: siehe Eckert; Outram; Prinzing; Zinsser.
184 Verbreitungswege von Krankheiten, Zitate: Outram, 175.
185 Simplicius, Zitat: Grimmelshausen (1964), 152.
186 Studie zu Verlusten: Niccoli, in Anselmi/De Benedictis, 124–28.

Kapitel 7: Plündergut und Beute

187 Der größte Beutezug: Tauss, 281–88; Fucíková, 173–79; Bussmann/Schilling, III, 405–11; Trevor-Roper; Frost, 134.
187 Paläste von Stockholm, Zitat: Turner, 12.
189 Größe der schwedischen Armee: Guthrie, I, 163.
190 Die maßgebliche Studie zur Kriegsbeute: Redlich (1956).
192 Maximilian, Kunstsammlung, Zitat: Mann, 620.
192 Bibliotheca Palatina, Heidelberg: Trevor-Roper, 23–26; Tauss, 281–83.
193 Augsburgs Goldschmiede, Objekte mit Namen: Müller, 263–64.
193 Kaiserliche Armee auf dem Weg nach Rom: Guicciardini; Hook (2004), 116–154; Pastor, 360–89; Pieri, 577–81.

194 Angriff auf Rom: Pastor, 390–422; Hook (2004), 162–77.
195–196 Erbeutete Summen: Hook (2004), 180; Pastor, 413.
196 Zitierter Historiker: Hook (2004), 171. Deutscher Offizier, Schloss Burtenbach: Schertlin, 30.
196 Staatseinnahmen Venedigs: Mallet/Hale, 131; Lane, 426. Zitat „goldbestickte Stoffe“: Pastor, 417.
197 Zur Zahl der Opfer: Schertlin, 19; Hook (2004), 178–80, sagt „tausende.“
197 Brescia, 1512, Schätzwert der Beute: Contamine (2000), 179.
198 Schlacht von Bicocca: Pieri, 542–43; Mallett/Shaw, 143–44.
198 Spaltung der herrschenden Klasse von Genua: Foglietta, 652; Varese, 306–15.
199 Beschreibung der Beute: Foglietta, 654.
199 „Mit großer Scham … verschwand Vermögen“: ebd.
199 Zollhaus und Bank von San Giorgio: Epstein, 314.
200 Plünderung von Mantua: Quazza (1926), II, 119–81 und (1933), 200–202; *Mantova*, 111–16; Malacarne, 70–77; Hanlon, 116–17; Mann, 478–81.
200 Pestopfer: Quazza (1926), II, 104–106 und (1933), 187–89; Malacarne, 68–70; Hanlon, 115.
201 Aldringen, die anderen Generäle und Herzog Vincenzos vorheriger Verkauf: Hanlon, 116; Trevor-Roper, 29–36.
202 Ghetto und Zitat: Quazza (1933), 202.
202 Schätzwert der Beute in Mantua und Zitat: Quazza (1933), 200.
202 Zitat „Das Dreifache der Steuereinnahmen“ und Anteil des Königs am Silber: Hanlon, 116.
203 Zu Partnern der Soldaten und Verkauf von Beute: Malacarne, 75–76.
203 Zu McNeill und Goldthwaite: Caferro (2008), 190.

Kapitel 8: Die Hölle in den Dörfern

205 Zum Mai 1622, Zitat: Switzer, 66.
206 Sprichwort aus Florenz: Martines (1963), 36.
207 Angriff auf Saint-Nicolas-de-Port, Zitate: Gaber, 45–46.
207 Stephan Mayer, Ereignisse, Zitate: Sreenivasan, 280–81, 282, 286, 287.
208 Verelendung von Colmar: Wallace, 58–59, 173–75.
208 Krieg kam nach Hessen-Kassel, Zitate: Theibault (1995), 153, 157, 166.
209 Langenburg in Hohenlohe, Zitate: Robisheaux, 213.
209 Gräfin Anna Maria von Hohenlohe und Zitate: ebd., 216, 222.
210 Ein detailliertes Inhaltsverzeichnis der Tagebücher findet sich bei Krusenstjern (1997).
210 Benediktinertagebuch, Erling, Zitate: Friesenegger, 14.
210 Ereignisse April–Mai 1632, Zitate: ebd., 18–19.
211 Juli bis November 1632, Kroaten, kaiserliche Reiterei: ebd., 20–22.
211 Schweden und Garben von Korn: ebd., 26–27.
213 „Andauernder Krieg …“: ebd., 89.
213 Szene Ende Dezember, Zitat: ebd., 36.
214 Worte der kaiserlichen Obersten: ebd., 39, 41.
214 Januar 1634 und danach, Zitate: ebd., 44–45.
214 Pest, Zitate: ebd., 53, 54.
215 Wölfe und Mäuse, Zitate: ebd., 60, 63. Vgl. Helfferich (2009), 322; Theibault (1995), 157.
216 Zu „Huren und Jungen“: Heberle, 119.
217 Bernhard von Sachsen-Weimar in Weidenstetten, Zitate: ebd., 148.

217 Hohenlohe, Produktionsquoten, Zitat: Robisheaux, 154.
219 Zitat, „Kessel mit kochendem Pech“: Robbins, 211.
219 Turiner verbrennen verwundete Soldaten: Symcox (2002), IV, 767.
219 Kranke Soldaten: Gräf (2000), 131.

Kapitel 9: Töten für Gott

221 Zu den Hugenottenkriegen: Knecht (2002); Holt (2005). Zu Rouen: Le Parquier; Benedict (1981).
222 Erstürmung von Rouen: Le Parquier; Plünderungen, Benedict (1981), 97–102.
223 Zitat „Krieger Gottes“: eine Wendung, auf die Crouzet mit gutem Grund zurückgegriffen hat.
224 Definition Heiliger Krieg, Zitat: Birely (1988), 85–86.
224 Zu den Hussiten: Kaminsky.
225 Schwur Ferdinands II.: Hanlon, 93; Ikonoklasmus: Arnade, 90–92 und Israel (1998), 148.
225 Zu Philipp II.: G. Parker (2004), 112–13; Lovett, 119ff., 155–58.
226 Antwerpens 38.000 Protestanten, Zitat: Israel, 219.
226 Englische Söldner auf Seiten der Niederländer: Trim (2001), 49–50.
228 Bewaffnete Mönche und Ordensbrüder, Zitate: Knecht (2000), 249.
228 Worte Pierre de l’Estoiles: Roelker, 190.194.
229 Zu den zwei Jesuiten: Birely (2003), 82–87.
229 Württemberg und katholische Reaktionen auf das Edikt: ebd., 91–93, 110–11.
230 Gustav Adolf, Zitat: Wilson (2009), 465.
230 Schweden demontieren römisch-katholische Kirche: *New Cambridge Modern History*, IV, 330; Tilly, 135.
231 Muzio Vitelleschi: Birely (2003), 110–11.
232 Gustav kritisiert Magdeburg, Zitat: Roberts (1953–58), II, 498.
233 Magdeburg, Zitat „unsers Herrgotts Kanzlei“: Holborn (1959), 259.

Kapitel 10. Leviathan erhebt sich: der Staat

Bis auf die Bemerkungen zum Bankwesen in diesem Kapitel sind meine Ansichten bezüglich der sich entwickelnden europäischen Staaten nicht neu. Es geht um Staatenbildung, und die Grundlagen dieses Begriffs gehen zurück aufs Ende des 19. Jahrhunderts (Max Weber, Otto Hintze und andere). In jüngster Zeit verstärken Historiker wie Charles Tilly oder Thomas Ertman das Argument noch, indem sie Krieg und Steuern enger miteinander verknüpfen.
235 Zum Aufstieg der Bankiers: Lane/Mueller (1985), 65ff.
236 Bankiers von Genua in den 1550er-Jahren, Zinsen von 67, 4 Prozent: Kirk, 31. Zu päpstlichen Bankiers siehe Bullard, Kap. 5, 7.
236 Maria von Ungarn und die vierzig Prozent: Tracy (2002), 226.
237 Beschwerde des Erzbischofs: De Maddalena/Kellenbenz, 303.
237 Schulden Karls V.: Tallett, 175.
237 Finanzierung öffentlicher Schulden, allgemein: Tracy (1995), I, 563–88. Für Venedig: Lane, 150–52. Für Florenz: Najemy, 139–44. Spanien: Thompson (1994), 154; Lovett, 222; Gelabert, 206–09. Frankreich: Collins; Hoffman (1994a), 226–52; Bonney (1999), 123–76. Kaiserliche Städte: Isenmann, 246.

England: Brewer, 94–95, 137. Die Niederländische Republik: Hart (1993); De Jong, 133–52; Veenendaal, 96–139. Deutschland: Artikel von Krüger und Winnige, in Kroener/Pröve.

237 Spanien, Bankrott: Thompson (1994), 160; G. Parker (2004), 126–27; Lovett, 229.

238 Philipp IV., seine Finanzkrise, Lösung: Belenguer, 405–06; Boyajian, 154–59.

239 Groß angelegter Betrug: Boyajian, 159.

240 Rechte der Fugger an Minen: Pickl, 159–64.

240 Zusammenbruch der Bankhäuser Bardi und Peruzzi: Najemy, 133–34.

240 Finanzmessen: Pezzolo/Tattara; Mandich, 123–51. Einige behaupten, dass bei den Messen keine Schuldverpflichtungen verlängert wurden.

241 Blütezeit der „Neuen Christen“: Boyajian, xi.

242 Krieg und der Aufstieg der Medici: Martines (2003), 41–53 und (1988), 300–311.

244 Zur Ausbreitung der regelmäßigen Besteuerung siehe die Einträge oben für S.229 zur öffentlichen Finanzierung sowie Ertman, 70–71, 73–75, 240–47, zu Spanien, Frankreich und Deutschland.

245 England und Steuerpacht: Brewer, 65–66.

246 20.000 deutsche und Schweizer Söldner: Ertman, 95; unbezahlte Truppen: Mallett/Shaw, 279–86.

246 Verkauf von Ämtern, Zahlen, 28 Prozent der Einnahmen und Spanien: Ertman, 203, 119;Tallett, 186.

246 Schulden von 100 Millionen Livres, dann Belastung und Bankrott: Wood, 283; Lynn (1997), 20–27.

248 L. B. Alberti zur Händleroligarchie: Martines (1963), 29.

249 Französische Armee, Zahlen: Lynn (1997), 55.

249 Zitat Zwangsanleihen: Ertman, 136.

249 Sich aufblähende französische Schulden im 17. Jahrhundert: Lynn (1997), 20–27; Hoffman (1994a), 237–45; Bonney (1999), 147; Rowlands, 111.

249 Umsatz und Verschuldung: Lynn (1997), 25–27; Bonney, in Bonney (1999), 141–47.

250 Zitat, Zarenarmee: Keep, 91.

250 Zitat, schwedisches Kriegsbudget: M. Roberts (2002), 123.

250 Deutschland, Zahlungen noch bis 19. Jahrhundert: Krüger, 57; Wilson (2009), 805.

251 Sachsens Schulden, Kosten der schwedischen Armee 1649: Wilson (2009), 579, 771.

251 Budget Niederländische Republik, Zitat: Hart (1993), 218.

251 Niederländische Kriegskosten, Schulden, Steuern: Hart (1993), 71, 164; Veenendaal, 123; Manning, 32–33, zu Beschwerden über die Niederländer; Tracy (2008), 181–82, zum Geiz der Niederländer gegenüber ihren Soldaten.

254 Könige waren keine absoluten Herrscher: siehe P. Anderson; Collins; Henshall; Mackay.

254 Brandenburg: Clark, 34–43; Ertman, 246–54; Carsten, 187.

256 Zitat „zentrale Finanzverwaltung“: Lynn (1997), 29. Korruption in der französischen Regierung: Rowlands, 135–49 und Parrott, 232–58.

256 Brandenburgs „Kommissare“: Ertman, 249–50.

256 Schwedischer Militärstaat, Zitat: Frost, 122.

257 Spanien, *subsidio* und „Kreuzzugs“-Geld: Lovett, 230–34; Tracy (2002), 104.

257 Zu den Jesuiten: Birely (2003), ix–x, 28–30, 61, 64.

257 Souveränität und Römisches Recht: siehe Jane Black, 19ff., 37–38, 143–44, zum Konzept der *plena potestas;* zur Souveränität: Luard, 100–28.

258 Zitat, *ius in armis est:* Martines (1968), 380.

259 Das Prinzip des „Gleichgewichts der Kräfte“: Luard, 1–25; gefunden bei Alberico Gentile: Tuck, 18; und die Diplomatie: M. S. Anderson (1993).
260 Arme und Steuereintreiber, Zitat: *New Cambridge Modern History*, IV, 492.
261 Zur Reflexion über den Staat im Europa der Frühen Neuzeit: Tuck; Skinner, J. H. Franklin und der Essay von Arenilla.
261 Dynastische Rechte „sakrosankt“: Bonney (1991), 80.
262 Jean Bodin: Skinner, II, 293–96.

Nachwort

265 Zu Ludwig XIV. und der Pfalz: Lynn, 79–87, in Grimsley/Rogers.

Anhang: Geld

271 Quellen: Lane/Mueller, Denzel, W. A. Shaw, Spufford, McCusker und Braudel/Spooner.

Bibliografie

Anmerkung

Vor diejenigen Arbeiten, die meiner Ansicht nach einen großen Beitrag auf dem Gebiet geleistet haben, habe ich einen Stern gesetzt, zum Beispiel: *Geoffrey Parker, *The Army of Flanders and the Spanish Road.* Ohne die auf diese Weise gekennzeichneten Werke wäre dieses Buch im Umfang, in seiner Beweisführung und in den Akzenten, die es setzt, ein anderes.

Quellen

Bandhauer, Zacharias. 1856. *Tagebuch der Zerstörung Magdeburgs 1631*, hg. von P. Philipp Klimesch, in: *Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen*, xvi, 11: 239–319.

Benecke, Gerhard (Hg./Übers.). 1978. *Germany in the Thirty Years War.* London.

Benedetti, Alessandro. 1967. *Diaria de bello carolino*, hg. und übers. von Dorothy M. Schullian. New York.

Bourdeille, Pierre de. 1864–1882. *Oeuvres Complètes de Pierre de Bourdeille, Seigneur de Brantôme*, hg. von Ludovic Lalanne. 11 Bde. Paris.

Brief Traité des Misères de la Ville de Paris, in: Corneio (1837), 271–85.

Buoninsegni, Piero. 1579. *Historia fiorentina. 2* Bde. Florenz.

Capponi, Gino. *Dell'acquisto di Pisa.* 1733, in: *Cronichette antiche di vari scrittori*, hg. von Domenico Maria Manni. Florenz.

Cauriana, Philippe. 1856. *Histoire du Siège de la Rochelle en 1572.* La Rochelle.

Centorio, Ascanio. 1568. *Discorsi di guerra.* Venedig.

Corneio, Pierre. 1590. *Bref discours et veritable des choses plus notables, arrivées au siége mémorable de la renommée ville de Paris.* Lyon.

–. 1837. *Bref discours* (wie oben), in: *Archives Curieuses de l'Histoire de France depuis Louis XI jusqu'a Louis XVIII.* Bd. 13. Paris.

Davies, Christian. 1743. *The Life and Adventures of Mrs. Christian Davies.* London.

Dubois, Alexandre. 1965. *Journal d'un Cére de Campagne au XVIIe Siècle*, hg. von Henri Platelle. Paris.

Foglietta, Uberto. 1597. *Dell'Istoria di Genova.* Genua.

Franklin, J. H. (Hg.). 1969. *Constitutionalism and Resistance in the Sixteenth Century. Three Treatises by Hotman, Beza and Mornay*. New York.

Frati, Vasco u.a. (Hg.). 1989. *Il sacco di Brescia.* 3 Bde. Brescia.

Friesenegger, Maurus. 2007. *Tagebuch aus dem 30jährigen Krieg*, hg. von P. Willibald Mathäser. München.

Gascoigne, George. 1896. *The Spoil of Antwerp*, hg. von Edward Arber, in: *An English Garner.* Bd. 8: 141–170. London.

Génard, M. P. (Hg.). 1876. *La Furie Espagnole: Documents pour servir à l'histoire du sac d'Anvers en 1576*, in: *Annales de l'Académie Royale d'Archéologie de Belgique*, XXXII,

3. Reihe, Bd. II.
Goulart, Simon. 2. Aufl. 1578. *Memoires de l'Estat de France sous Charles IX*. 3 Bde. Meidelbourg.
Gräf, Holger Th. (Hg.). 2000. *Söldnerleben am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges. Lebenslauf und Kriegstagebuch 1617 des hessischen Obristen Caspar von Widmarckter*. Marburg.
Grimmelshausen, H. J. C. von. 1964. *Simplicius Simplicissimus*. Übers. von H. Weisenborn und L. Macdonald. London.
– 1964a. *Courage, The Adventuress and The False Messiah*. Übers. von Hans Speier. Princeton.
Gualdo Priorato, Galeazzo. 1648. *An History of the late Warres*. Übers. von Henry, Earl of Monmouth. London.
Guericke, Otto von. 1860. *Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs*. Hg. von Friedrich W. Hoffmann. Magdeburg.
Guicciardini, Luigi. 1867. *Il Sacco di Roma.* Hg. von Carlo Milanesi. Florenz. Heberle, Hans. 1975. *Der Dreißigjährige Krieg in zeitgenössischer Darstellung: Hans Heberles „Zeytregister" (1618–1672): Aufzeichnungen aus dem Ulmer Territorium.* Hg. von Gerd Zillhardt. Ulm.
Hagendorf, Peter. 1993. *Ein Söldnerleben im Dreißigjährigen Krieg: Eine Quelle zur Sozialgeschichte*. Hg. von Jan Peters. Berlin.
Helfferich, Tryntje (Hg./Übers.). 2009. *The Thirty Years War. A Documentary History.* Indianapolis.
Léry, Jean de. 1574. *Histoire memorable de la Ville de Sancerre*. La Rochelle.
La Noue, François de. 1957. *Discours politiques et militaires*, hg. von F. E. Sutcliffe. Genf.
Lohmann, K. (Hg.). 1913. *Die Zerstörung Magdeburgs.* Berlin.
Memoires de Charles Quint. 1913. Hg. und übers. von Alfred Morel-Fatio. „Bibliothèque de l'Ecole des Hautes Etudes", Bd. 202, *Historiographie de Charles-Quint.*
Sully. 1805. *Memoirs of Maximilian de Bethune, Duke of Sully.* 5 Bde., hg. und übers. von M. de L'Ecluse. Edinburgh.
Mendoza, Bernardino de. 1860–1863. *Commentaires de Bernardino de Mendoza sur les évènements de la Guerre de Pays-Bas, 1567–1577*. 2 Bde. Brüssel.
Monluc, Blaise de. 1964. *Commentaires, 1521–1576*. Hg. von Paul Courteault. Paris.
Monro, Robert. 1999. *Monro. His Expedition with the Worthy Scots Regiment called Mac-Keys*. Hg. von William S. Brockington, Jr. Westport und London.
Neubauer, E. (Hg.). 1931. *Magdeburgs Zerstörung 1631*. Magdeburg.
Palmieri, Matteo. 1995. *La Presa di Pisa*, hg. von A. M. Ferraro. Neapel.
Paré, Ambroise. 1951. *The Apology and Treatise*, hg. von Geoffrey Keynes. London.
Potter, David (Hg./Übers.). 1997. *The French Wars of Religion. Selected Documents.* London.
Poyntz, Sydnam. 1908. *The Relation of Sydnam Poyntz.1624–1636*, hg. von A. T. S. Goodrick. Camden Third Series, XIV. London.
Rocca, Bernardino. 1582. *De' discorsi di guerra*. Venedig.
Roelker, Nancy Lyman (Hg./Übers.). 1958. *The Paris of Henry of Navarre as seen by Pierre de l'Estoile. Selections from his Memoires-Journaux.* Cambridge, MA.
Salviati, Jacopo. 1784. *Cronica dall'anno 1398 al 1411*, in: *Delizie degli eruditi toscani.* Bd. 18, hg. von Ildefonso di San Luigi.
Schertlin, Sebastian. 1777. *Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Sebastian Schertlins von Burtenbach*. Frankfurt und Leipzig.
Sozzini, Alessandro. 1842. *Diario delle cose avvenute in Siena dai 20 luglio 1550 al 28 giugno 1555*, in: *Archivio storico italiano*, vol. 2. Florenz.
Turner, Sir James. 1829. *Memoirs of His Own Life and Times*. Edinburgh.

Verdugo, Francisco. 1899. *Commentario del Coronel Francisco Verdugo de la Guerra de Frisa*, hg. von Henri Lonchay. Brüssel.
Wagner, Jakob. 1902. *Die Chronik des Jakob Wagner über die Zeit der schwedischen Okkupation in Augsburg vom 20. April 1632 bis 28. März 1635*. Hg. von Wilhelm Roos. Augsburg.

Sekundärliteratur

Alfani, Guido. 2010. *Il Grand Tour dei Cavalieri dell'Apocalisse. L'Italia del ‚lungo Cinquecento' (1494–1629)*. Venedig.
Anderson, M. S. 1993. *The Rise of Modern Diplomacy, 1450–1919.* London und New York.
–. 1988. *War and Society in Europe of the Old Regime, 1618–1789.* London.
Anderson, Perry. 1979. *Lineages of the Absolutist State.* London.
Andersson, Christiane. „Von ‚Metzen' und ‚Dirnen': Frauenbilder in Kriegsdarstellungen der Frühen Neuzeit", in: Hagemann und Pröve, 171–198.
Anselmi, Gian Mario und Angela De Benedictis (Hg.). 2008. *Città in Guerra. Esperienze e reflessioni nel primo '500*. Bologna.
Arenilla, L. „Le Calvinisme et le droit de résistance à l'état", in: *Annales E.S.C.*, 22 (1967)
Arnade, Peter. 2008. *Beggars, Iconoclasts, and Civic Patriots: The Political Culture of the Dutch Revolt.* Ithaca und London.
Arnold, Thomas F. 2006. *The Renaissance at War.* New York und London.
Asch, Ronald G. 1997. *The Thirty Years War: The Holy Roman Empire and Europe, 1618–48.* Basingstoke und New York.
Aston, Trevor (Hg.). 1965. *Crisis in Europe, 1560–1660.* London.
Ballerstedt, Maren. 2006. „Belagerung und Zerstörung Magdeburgs 1629/31 – Ereignisse und Hintergründe", in: *Konfession*, 11–24.
Barker, Thomas M. 1975. *The Military Intellectual and Battle: Raimondo Montecuccoli and the Thirty Years' War.* Albany.
Bartlett, Thomas und K. Jeffrey. 1996. *A Military History of Ireland.* Cambridge.
Baumann, Reinhard. 1994. *Landsknechte. Ihre Geschichte und Kultur vom späten Mittelalter zum Dreißigjährigen Krieg.* München.
Belenguer, Ernest. 1995. *El Imperio hispanico, 1479–1665*. Barcelona.
Bell, David A. 2007. *The First Total War: Napoleon's Europe and the Birth of Modern Warfare.* London und New York.
Beller, Elmer A. 1940. *Propaganda in Germany during the Thirty Years War.* Princeton.
Benecke, G. 1974. *Society and Politics in Germany 1500–1750*. London und Toronto.
Benedict, Philip. 1981. *Rouen during the Wars of Religion.* Cambridge.
– 1978. „The Saint Bartholomew's Massacres in the Provinces", in: *The Historical Journal*, 21, 2: 205–225.
*Bercé, Yves-Marie. 1990. *History of Peasant Revolts: The Social Origins of Rebellion in Early Modern France.* Übers. von Amanda Whitmore. Cambridge.
Berger, Ernst A. 1954. *Hans de Witte, Finanzmann Wallensteins*. Wiesbaden.
Bilotto, Antonella, P. del Negro und C. Mozzarelli (Hg.). 1997. *I Farnesi. Corti, guerra e nobiltà in antico regime.* Rom.
*Bireley, Robert. 2003. *The Jesuits and the Thirty Years War: Kings, Courts, and Confessors*. Cambridge.
– 1999. *The Refashioning of Catholicism, 1450–1700.* Washington D. C.
– „The Thirty Years' War as Germany's Religious War", in: Repgen, 85–106.
Black, Jane. 2009. *Absolutism in Renaissance Milan.* Oxford.

Black, Jeremy. 2002. *European Warfare, 1494–1660*. London und New York.
Bonney, Richard. 1991. *The European Dynastic States, 1494–1660.* Oxford.
*– (Hg.). 1999. *The Rise of the Fiscal State in Europe, c. 1200–1815*. Oxford.
– „France, 1494–1815", in: Bonney (1999), 123–176.
*Boyajian, James C. 1983. *Portuguese Bankers at the Court of Spain, 1626–1650.* New Brunswick.
Braudel, F. P. und F. Spooner. „Prices in Europe from 1450 to 1750", in: *Cambridge Economic History of Europe*, Bd. iv, 378–486.
Brewer, John. 1989. *The Sinews of Power: War, Money and the English State, 1688–1783*. London.
Bröckling, Ulrich und Michael Sikora (Hg.). 1998. *Armeen und ihre Deserteure*. Göttingen.
Bullard, Melissa M. 1980. *Filippo Strozzi and the Medici: Favor and Finance in Sixteenth-Century Florence and Rome.* Cambridge.
*Burschel, Peter. 1994. *Söldner im Nordwestdeutschland des 16. und 17. Jahrhunderts. Sozialgeschichtliche Studien*. Göttingen.
– „Die Erfindung der Desertion. Strukturprobleme in deutschen Söldnerheeren des 17. Jahrhunderts", in: Bröckling/Sikora, 72–85.
Büsch, Otto. 1997. *Military System and Social Life in Old Regime Prussia, 1713–1807*. Übers. von J. G. Gagliardo. Atlantic Highlands, NJ.
Bussmann, Klaus und H. Schilling (Hg.). 1998. *1648: War and Peace in Europe*. 3 Bde. Münster und Osnabrück.
Caferro, William P. 1998. *Mercenary Companies and the Decline of Siena.* Baltimore und London.
– 2008. „Warfare and Economy in Renaissance Italy, 1350–1450", in *Journal of Interdisciplinary History*, XXXIX, 2: 167–209.
Cambridge Economic History of Europe, Bd. iv.1967. Hg. von E. E. Rich und C. H. Wilson. Cambridge.
Canning, Joseph, Hartmut Lehmann und Jay Winter (Hg.). 2004. *Power, Violence and Mass Death in Pre-Modern and Modern Times*. Aldershot und Burlington.
Carsten, F. L. 1954. *The Origins of Prussia*. Oxford.
Cantagalli, Roberto. 1962. *La guerra di Siena (1552–1559)*. Siena.
Charles, Jean-Léon. 1965. „Le sac des villes dans les Pays-Bas au XVIe siècle: Etude critique des regles de guerre", in: *Revue Internationale d'Histoire Militaire, 24: 288–301.*
Childs, John. 2001. *Warfare in the Seventeenth Century.* London.
Chittolini, Giorgio. „Il ‚militare' tra tarde medioeveo e prima età moderna", in: Donati/Kroener, 53–102.
Chittolini, Giorgio, Anthony Molho und Pierangelo Schiera (Hg.). 1994. *Origini dello stato. Processi di formazione statale in Italia fra medioevo ed età moderna.* Bologna.
Clark, Christopher. 2006. *Iron Kingdom. The Rise and Downfall of Prussia, 1600–1947*. London.
Coates, Berwick. 2003. *Wellington's Charge: A Portrait of the Duke's England.* London.
Collins, James B. 1988. *Fiscal Limits of Absolutism: Direct Taxation in Early Seventeenth-Century France*. Berkeley, Los Angeles, London.
Contamine, Philippe. 1984. *War in the Middle Ages.* Übers. von Michael Jones. London und New York.
– (Hg.). 2000. *War and Competition between States*. Oxford.
– „The Growth of State Control. Practices of War, 1300–1800: Ransom and Booty", in: Contamine (2000), 163–193.
Corteguera, Luis R. 2002. *For the Common Good: Popular Politics in Barcelona, 1580–1640*. Ithaca und London.
Corvisier, André. 1979. *Armies and Societies in Europe, 1494–1789.* Übers. von A. T.

Siddall. Bloomington und London.
Courteault, Paul. 1909. *Blaise de Monluc: Un cadet de Gascogne au XVIe siècle*. Paris.
Covini, Maria Nadia. 1998. *L'Esercito del Duca. Organizzazione militare e istituzioni al tempo degli Sforza (1450–1480)*. Rom.
– „Political and Military Bonds in the Italian State System, Thirteenth to Sixteenth Centuries", in: Contamine (2000), 9–36.
Crouzet, Denis. 1990. *Les Guerriers de Dieu.* Champ Vallon.
Cunningham, Andrew und O. P. Grell, 2000. *The Four Horsemen of the Apocalypse: Religion, War, Famine and Death in Reformation Europe*. Cambridge und New York.
Davies, C. S. L. 1964. „Provisions for Armies, 1509–60: A Study in the Effectiveness of Early Tudor Government", in: *Economic History Review*, 2. Reihe, XVII: 234–248.
De Jong, Michiel. 1997. „Dutch Public Finance during the Eighty Years War: the Case of the Province of Zeeland, 1585–1621", in: Van der Hoeven, 133–52.
Delbruck, Hans. 1975–1990. *History of the Art of War.* 4 Bde. Übers. von Walter J. Renfroe. Westport, CN.
– 1990. *The Dawn of Modern Warfare.* [Bd. 4, oben]. Lincoln und London.
*De Maddalena, Aldo und Hermann Kellenbenz (Hg.). 1986. *La repubblica internazionale del denaro tra XV e XVII secolo*. Bologna.
Denzel, Markus A. 2010. *Handbook of World Exchange Rates, 1590–1914*. Aldershot.
Dictionnaire des Littératures de Langue Française. 1994. Paris.
Diefendorf, Barbara B. 1991. *Beneath the Cross: Catholics and Huguenots in Sixteenth-Century Paris.* New York und Oxford.
Dixon, C. S. 2007. „Urban Order and Religious Coexistence in the German Imperial City: Augsburg und Donauwörth, 1548–1608", in: *Central European History*, 40: 1–33.
Donati, Claudio und Bernhard R. Kroener (Hg.). 2007. *Militari e società civile nell'Europa dell'età moderna (secoli xvi–xviii)*. Bologna.
Doria, Giorgio. „Conoscenza del mercato e sistema informativo: il know-how dei mercanti-finanzieri genovesi nei secoli xvi e xvii", in: De Maddalena/Kellenbenz, 57–121.
Downing, Brian M. (Hg.). 1992. *The Military Revolution and Political Change: Origins of Democracy and Autocracy in Early Modern Europe.* Princeton.
Duffy, Christopher. 1979. *Siege Warfare: The Fortress in the Early Modern World, 1494–1660*. London.
*Eckert, Edward A. 1996. *The Structure of Plagues and Pestilences in Early Modern Europe. Central Europe, 1560–1640.* Basel.
Engelen, Beate. 2005. *Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und in 18. Jahrhundert.* Münster.
*Ertman, Thomas. 1997. *Birth of the Leviathan: Building States and Regimes in Medieval and Early Modern Europe*. Cambridge.
Evans, Richard J. 1996. *Rituals of Retribution: Capital Punishment in Germany, 1600–1987.* Oxford.
Evans, Robert, J. W. 1979. *The Making of the Habsburg Monarchy, 1550–1700*. Oxford.
Findeisen, Jörg-Peter. 1998. *Der Dreißigjährige Krieg: Eine Epoche in Lebensbildern*. Graz, Wien und Köln.
Fiorelli, Piero. 1953–54. *La tortura giudiziaria nel diritto commune*. 2 Bde. Mailand.
*Fissel, Mark Charles. 2001. *English Warfare, 1511–1642*. London und New York.
France, John (Hg.). 2008. *Mercenaries and Paid Men. The Mercenary Identity in the Middle Ages*. London und Boston.
*Friedrichs, Christopher R. 1979. *Urban Society in an Age of War: Nördlingen, 1580–1720.* Princeton.
Frigo, Daniela (Hg.). 2000. *Politics and Diplomacy in Early Modern Italy.* Cambridge.

Fritschy, Wantje. „The Efficiency of Taxation in Holland“, in: Gelderblom, 55–84.
– „„Small States' and Diplomacy: Mantua and Modena“, in: Frigo, 147–175.
*Frost, R. I. 2000. *The Northern Wars: War, State and Society in Northeastern Europe, 1558–1721*. London.
Fuciková, Eliškà. „The Fate of Rudolf II's Collection in Light of the History of the Thirty Years' War“, in: Bussmann/Schilling, 173–79.
Gaber, Stéphane. 1991. *La Lorraine meurtrie: les malheurs de la guerre de Trente ans.* Nancy.
Garcia, Luis Ribot. „Types of Armies: Early Modern Spain“, in: Contamine (2000), 37–68.
Gelabert, Juan. „Castile, 1504–1808“, in: Bonney (1999), 201–241.
Gelderblom, Oscar (Hg.). 2009. *The Political Economy of the Dutch Republic.* Farnham und Burlington.
Gillespie, Raymond. „The Irish Economy at War, 1641–1652“, in: Ohlmeyer, 160–180.
Gindely, A. 1892. *History of the Thirty Years' War*, 2 Bde. New York.
Glozier, Mathew und D. Onnekink (Hg.). 2007. *War, Religion and Service: Huguenot Soldiering, 1685–1713*. Aldershot.
*González de León, Fernando. 2009. *The Road to Rocroi: Class, Culture and Command in the Spanish Army of Flanders, 1567–1659.* Leiden und Boston.
Gräf, Holger Th. „Ruolo e funzione delle testimonianze autobiografiche per la storia militare“, in: Donati/Kroener, 281–311.
Grimsley, Mark und Clifford J. Rogers (Hg.). 2002. *Civilians in the Path of War*. Lincoln und London.
*Guthrie, William P. [Bd. I] 2002. *Battles of the Thirty Years War*. Westport und London.
*– [Bd. II] 2003. *The Later Battles of the Thirty Years War: from the Battle of Wittstock to the Treaty of Westphalia.* Westport und London.
Haberer, Stephanie. 2004. *Otto Heinrich Fugger (1592–1644). Biographische Analyse typologischer*
Handlungsfelder in der Epoche des Dreißigjährigen Krieges. Augsburg.
Hagemann, Karen und R. Pröve (Hg.). 1998. *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger: Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel*. Frankfurt und New York.
Haldon, John F. (Hg.). 2006. *General Issues in the Study of Medieval Logistics*. Leiden.
Hale, John R. 1985. *War and Society in Renaissance Europe 1450–1620.* London.
*Hall, Bert S. 1997. *Weapons and Warfare in Renaissance Europe.* Baltimore und London.
Handbook of European History, 1400–1600. 1995. Hg. von Thomas A. Brady, H. A. Oberman und J. D. Tracy. 2 Bde. Leiden, New York und Köln.
Hanlon, Gregory. 1998. *The Twilight of a Military Tradition: Italian Aristocrats and European Conflicts, 1560–1800*. London.
Harari, Yuval N. 2004. *Renaissance Military Memoirs. War, History, and Identity, 1450–1600.* Woodbridge und Rochester.
*Hart, Marjolein C. 't. 1993. *The Making of a Bourgeois State: War, Politics and Finance during the Dutch Revolt.* Manchester und New York.
– „The United Provinces, 1579–1806“, in: Bonney (1999), 309–325.
Hathaway. Jane (Hg.). 2001. *Rebellion, Repression, Reinvention: Mutiny in Comparative Perspective*. Westport und London.
Heal, Bridget. 2007. *The Cult of the Virgin Mary in Early Modern Germany: Protestant and Catholic Piety, 1500–1648*. Cambridge.
Helfferich, Tryntje. 2007. „A Levy in Liège for Mazarin's Army: Practical and Strategic

Difficulties in Raising and Supporting Troops in the Thirty Years War“, in: *Journal of Early Modern History*, 11, 6: 475–500.
Henshall, Nicholas. 1992. *The Myth of Absolutism: Change and Continuity in Early Modern European Monarchy.* London und New York.
Herlihy, David und C. Klapisch-Zuber. 1985. *Tuscans and Their Families: A Study of the Florentine Catasto of 1427*. New Haven.
Hoffman, Philip T. und K. Norberg (Hg.). 1994. *Fiscal Crises, Liberty, and Representative Government, 1450–1789.* Stanford.
Hoffman, Philip T. (1994a). „Early Modern France, 1450–1700“, in: Hoffman/ Norberg, 226–252.
Holborn, Hajo. 1959. *A History of Modern Germany: The Reformation*. New York.
– 1982. *A History of Modern Germany:1648–1840*. Princeton.
Holmes, Richard. 1996. *Wellington: the Iron Duke.* London.
– 2008. *Marlborough: England's Fragile Genius*. London.
Holt, Mack P. (Hg.). 2002. *Renaissance and Reformation France, 1500–1648*. Oxford und New York.
*– 2005. (2. Aufl.).*The French Wars of Religion, 1562–1629.* Cambridge.
Hook, Judith. 2004 (2. Aufl.). *The Sack of Rome, 1527.* Basingstoke und New York.
– „Fortifications and the End of the Sienese State“, in: *History: the Journal of the Historical Association*, 62, no. 206 (Oct. 1974), 372–387.
Housley, Norman. 2002. *Religious Warfare in Europe, 1400–1536*. Oxford.
Howard, Michael u.a. (Hg.). 1994. *The Laws of War*. New Haven und London.
Hroch, Miroslav. „Wirtschaftliche und gesellschaftliche Voraussetzungen des Dreißigjährigen Krieges“, in: Repgen, 133–149.
Hughes, Lindsay. 1998. *Russia in the Age of Peter the Great*. New Haven und London.
Ingrao, Charles W. 1994. *The Habsburg Monarchy, 1618–1815*. Cambridge.
Isenmann, Eberhard. „The Holy Roman Empire in the Middle Ages“, in: Bonney (1999), 243–280.
Israel, Jonathan I. 1997. *Conflicts of Empires. Spain, the Low Countries and the Struggle for World Supremacy, 1585–1713.* London.
– 1998. *The Dutch Republic. Its Rise, Greatness, and Fall: 1477–1806.* Oxford.
Jesperson, Leon. 1985. „The Machtstaat in Seventeenth-Century Denmark“, in: *Scandinavian Journal of History*, 10, 4: 271–304.
Kaiser, Michael. „Inmitten des Kriegstheaters: Die Bevölkerung als militärischer Faktor und Kriegsteilnehmer im Dreißigjährigen Krieg“, in: Kroener/Pröve, 281–303.
– 1998. „Ausreißer und Meuterer im Dreißigjährigen Krieg“, in: Bröckling/Sikora, 49–71.
–. 1998a. „Die Lebenswelt der Söldner und das Phänomen der Desertion im Dreißigjährigen Krieg“, in: *Osnabrücker Mitteilungen*, 103: 105–124.
Kamen, Henry. 2000. *Early Modern European Society.* London und New York.
– 2005. *Golden Age Spain*. Basingstoke und New York.
Kaminsky, Howard. 1967. *A History of the Hussite Revolution.* Berkeley und Los Angeles.
Kapser, Cordula. 1997. *Die bayerische Kriegsorganisation in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges, 1635–1648/49*. Münster.
Keegan, John und R. Holmes. 1985. *Soldiers: A History of Men in Battle*. London.
Keep, John L. H. 1985. *Soldiers of the Tsar: Army and Society in Russia, 1462–1874*. Oxford.
Kellenbenz, H. und P. Prodi (Hg.). 1994. *Fiskus, Kirche und Staat im konfessionellen Zeitalter.* Berlin.
Kellenbenz, Hermann. „Lo stato, la societá e il denaro“, in: De Maddelana/ Kellenbenz, 333–83.

Kiernan, V. G. „Foreign Mercenaries and Absolute Monarchy“, in: Aston, 117–140.
Kingra, M. S. (1993). „The *Trace Italienne* and the Military Revolution During the Eighty Years' War 1567–1648“, *Journal of Military History*, 57: 431–46.
Kirk, Thomas Allison. 2005. *Genoa and the Sea: Policy and Power in an Early Modern Maritime Republic, 1559–1684*. Baltimore und London.
*Knecht, Robert J. 2000. *The French Civil Wars, 1562–1598*. Harlow.
*– 2002. *The French Religious Wars, 1562–1598.* Oxford.
Konfession, Krieg und Katastrophe. Magdeburgs Geschick im Dreißigjährigen Krieg. 2006. Magdeburg.
Konstam, Angus. 2010. *Marlborough: Leadership – Strategy – Conflict.* Oxford.
*Kroener, Bernhard R. und Ralf Pröve (Hg.). 1996. *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*. Paderborn und München.
Kroener, Bernhard R. „‚Kriegsgurgeln, Freireuter und Morodebrüder'. Der Soldat des Dreißigjährigen Krieges“, in: Wette, 51–67.
– „‚… und ist der jammer nit zu beschreiben': Geschlechterbeziehungen und Überlebensstrategien in der Lagergesellschaft des Dreißigjährigen Krieges“, in: Hagemann/Pröve, 279–296.
Krüger, Kersten. „Kriegsfinanzen und Reichsrecht im 16. und 17. Jahrhundert“, in: Kroener/Pröve, 47–57.
Krusenstjern, Benigna von. 1997. *Selbstzeugnisse der Zeit des Dreißigjährigen Krieges: Beschreibendes Verzeichnis*. Berlin.
– und H. Medick (Hg.). 1999. *Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*. Göttingen.
Lane, Frederic C. 1973. *Venice: A Maritime Republic*. Baltimore und London.
*Lane, Frederic C. und R. C. Mueller. 1985. *Money and Banking in Medieval and Renaissance Venice*. Bd. 1. Baltimore und London.
Langbein, John H. 2006. *Torture and the Law of Proof.* Chicago und London.
Law, John. „The Da Varano Lords of Camerino as *Condottiere* Princes“, in: France, 89–103.
Le Parquier, Emile. 1907. *La siege de Rouen en 1562*. Rouen.
Lockhart, Paul Douglas. 1996. *Denmark in the Thirty Years' War, 1618–1648. King Christian IV and the Decline of the Oldenburg State.* London.
*Lovett, A. W. 1986. *Early Habsburg Spain, 1517–1598.* Oxford und New York.
Lloyd, Howell A. 1973. *The Rouen Campaign, 1590–1592: Politics, Warfare and the Early Modern State*. Oxford.
Luard, Evan. 1992. *The Balance of Power: The System of International Relations, 1648–1815*. London.
Lynn, John A. (Hg.). 1990. *Tools of War: Instruments, Ideas, and Institutions of Warfare, 1445–1871*. Urbana und Chicago.
– 1993. *Feeding Mars: Logistics in Western Europe from the Middle Ages to the Present*. Boulder, San Francisco, Oxford.
*– 1997. *Giant of the Grand Siècle: the French Army, 1610–1715*. Cambridge.
– „A Brutal Necessity? The Devastation of the Palatinate, 1688–1689“, in: Grimsley/Rogers, 79–111.
– 2008. *Women, Armies, and Warfare in Early Modern Europe.* Cambridge.
*Mackay, Ruth. 1999. *The Limits of Royal Authority: Resistance and Obedience in Seventeenth-Century Castile*. Cambridge.
Malacarne, Giancarlo. 2008. *I Gonzaga di Mantova*, Bd. 5. *Morte di una dinastia*. Modena.
Mallett, Michael. 1974. *Mercenaries and their Masters: Warfare in Renaissance Italy.* London.
*Mallett, M. E. und J. R. Hale. 1984. *The Military Organization of a Renaissance State: Venice c. 1400 to 1617*. Cambridge und New York.

Mackillop, A. und S. Murdoch (Hg.). 2003. *Military Governors and Imperial Frontiers c. 1600–1800*. Leiden.
Mandich, Giulio. „Fiere cambiarie concorrenti (genovesi, fiorentine, veneziane) nel 1622–1652“, in: De Maddalena/Kellenbenz, 123–151.
*Mann, Golo. 1971. *Wallenstein: Sein Leben erzählt von Golo Mann*. Frankfurt am Main.
*Manning, Roger B. 2006 *An Apprenticeship in Arms. The Origins of the British Army, 1585–1702.* Oxford.
Mantova: La Storia. 1963. Hg. von Leonardo Mazzoldi, R. Giusti u.a. Bd. 3. Mantua.
Marcos Martín, Alberto. 2000. *España en los siglos xvi, xvii, y xviii: Economía y Sociedad.* Barcelona.
Marnef, Guido. 1996. *Antwerp in the Age of the Reformation: Underground Protestantism in a Commercial Metropolis, 1550–1577.* Übers. von J. C. Grayson. Baltimore und London.
Martin, P. 2002. *Une guerre de Trente Ans en Lorraine 1632–1661*. Metz.
Martines, Lauro. 1963. *The Social World of the Florentine Humanists.* Princeton.
– 1968. *Lawyers and Statecraft in Renaissance Florence.* Princeton.
– 1988. „Force Loans; Political and Social Strain in Quattrocento Florence“, in: *Journal of Modern History*, 60: 300–311.
– 2003. *April Blood: Florence and the Plot against the Medici*. London und New York.
– 2006. *Scourge and Fire: Savonarola and Renaissance Florence*. London und New York.
McCusker, John J. 1978. *Money and Exchange in Europe and America, 1600–1775: A Handbook*. London und Basingstoke.
Medick, Hans. „Historisches Ereignis und zeitgenössische Erfahrung: Die Eroberung und Zerstörung Magdeburgs 1631“, in: Krusenstjern/Medick, 377–407.
– 2001. „Historical Event and Contemporary Experience: The Capture and Destruction of Magdeburg“, *History Workshop Journal*, 52: 23–48.
*McGurk, John. 1997. *The Elizabethan Conquest of Ireland: The 1590s Crisis.* Manchester und New York.
Melton, Edgar. „The Junkers of Brandenburg-Prussia, 1600–1806“, in: H. M. Scott, II, 118–170.
Mentzer, Raymond und A. Spicer (Hg.). 2002. *Society and Culture in the Huguenot World, 1559–1685*. Cambridge.
Meumann, Marcus. „Soldatenfamilien und uneheliche Kinder. Ein soziales Problem im Gefolge der stehenden Heere“, in: Kroener/Pröve, 219–236.
Monod, Paul Kleber. 1999. *The Power of Kings: Monarchy and Religion in Europe, 1589–1715*. New Haven und London.
*Mortimer, Geoff. 2002. *Eyewitness Accounts of the Thirty Years War, 1618–48.* Basingstoke und New York.
– (Hg.). 2004. *Early Modern Military History, 1450–1815*. Basingstoke und New York.
Müller, Hannelore. „The Art of the Augsburg Goldsmiths in Times of War“, in: Bussmann/Schilling, 263–69.
Murdoch, Steve (Hg.). 2001. *Scotland and the Thirty Years’ War*. Leiden.
Muto, Giovanni. „‚Decretos’ e ‚medios generales‘: la gestione delle crisi finanziarie nell’Italia spagnola“, in: De Maddalena/Kellenbenz, 275–332.
– „Apparati militari e fabbisogno finanziario nell’ Europa moderna: il caso della Spagna ‚de los Austrias‘“, in: Donati/Kroener, 23–52.
Najemy, John M. 2006. *A History of Florence: 1200–1575*. Malden und Oxford. *New Cambridge Modern History*. 1957–1961. Hg. von G. R. Potter, G. R. Elton u.a. Bd. 1–5. Cambridge.
Niccoli, Ottavia. „I morti, la morte, le guerre d’Italia“, in: Anselmi/De Benedictis, 119–133.
Nicholas, David. 2003. *Urban Europe, 1100–1700.* Basingstoke und New York.

Ohlmeyer, Jane (Hg.). 1995. *Ireland from Independence to Occupation, 1641–1660*. Cambridge.
Oman, Sir Charles. Neuauflage 1991. *A History of the Art of War in the Sixteenth Century*. London und Novato.
Osborne, T. 2002. *Dynasty and Diplomacy in the Court of Savoy*. Cambridge. Otte, Enrique. „Il ruolo dei Genovesi nella Spagna del XV e XVI secolo“, in: De Maddalena/Kellenbenz, 17–56.
*Outram, Quentin. 2001. „The Socio-Economic Relations of Warfare and the Military Mortality Crises of the Thirty Years’ War“, in: *Medical History*, 45: 151–84.
Packard, Francis R. 1922. *Life and Times of Ambroise Paré (1510–1590)*. London.
Parker, David. 1980. *La Rochelle and the French Monarchy: Conflict and Order in Seventeenth-Century France*. London.
*Parker, Geoffrey. 1985. Überarbeitete Aufl. *The Dutch Revolt.* London und New York.
*– (Hg.). 1997. Überarbeitete Aufl. *The Thirty Years’ War.* London und New York.
*– 2004. Überarbeitete Aufl. *The Army of Flanders and the Spanish Road, 1567–1659.* Cambridge und New York.
– „The Soldiers of the Thirty Years’ War“, in: Repgen, 303–315
– „Early Modern Europe“, in: Howard, 40–58.
*Parrott, David. 2001. *Richelieu’s Army: War, Government and Society in France, 1624–1642*. Cambridge.
Pasero, Carlo. „Il dominio veneto fino all incendio della Loggia (1426–1575)“, in: *Storia di Brescia*, II: 3–396.
Pastor, Ludwig. 1950. *History of the Popes.* Bd. IX. London und St. Louis.
Pearse, Meic. 2006. *The Age of Reason. From the Wars of Religion to the French Revolution.* Oxford und Grand Rapids.
*Pepper, Simon und Nicholas Adams. 1986. *Firearms and Fortifications: Military Architecture and Siege Warfare in Sixteenth-Century Siena*. Chicago und London.
*Perjés, Géza. 1970. „Army Provisioning, Logistics and Strategy in the Second Half of the 17th Century“, in: *Acta Historica Academiae Scientiarum Hungaricae.* 16: 1–51.
Peters, Edward. 1985. *Torture.* New York und Oxford.
Pezzolo, Luciano und G. Tattara. 2006. „Una fiera senza luogo. Was Bisenzone an offshore capital market in sixteenth-century Italy?“, in: *Working Papers*, Dept. of Economics, University of Venice (Ca’ Foscari), No 25/WP. ISSN 1827–336X.
Pickl, Othmar. „Gli Asburgo austriaci e la concorrenza delle grandi banche dal XIV secolo alla fine del XVII“, in: De Maddalena/Kellenbenz, 153–175.
Pieri, Piero. 1952. *Il Rinascimento e la crisi militare italiana*. Turin.
Pollak, Martha. 2010. *Cities at War in Early Modern Europe.* Cambridge.
Polisensky, J. 1978. *War and Society in Europe 1618–1648*. Cambridge.
Porter, Stephen. 1994. *Destruction in the English Civil Wars*. Stroud und Dover.
Potter, David. 1996. „The International Mercenary Market in the Sixteenth Century: Anglo-French Competition in Germany, 1543–1550“, in: *English Historical Review*, CXI, 440: 24–58.
Prak, Maarten. 2005. *The Dutch Republic in the Seventeenth Century.* Übers. von Diane Webb. Cambridge.
Prinzing, Friedrich. 1916. *Epidemics Resulting from Wars*, hg. von H. Westergaard. Oxford.
Pröve, Ralf. „Der Soldat in der ‚guten Bürgerstube‘: Das frühneuzeitliche Einquartierungssystem und die sozioökonomischen Folgen“, in: Kroener und Pröve, 191–217.
Quazza, Romolo. 1926. *La Guerra per la successione di Mantova e del Monferrato (1628–1631)*. 2 Bde. Mantua.

– 1933. *Mantova attraverso i secoli*. Mantua.
Racaut, Luc. 2002. *Hatred in Print: Catholic Propaganda and Protestant Identity during the French Wars of Religion.* Aldershot.
Rebel, Hermann. 1983. *Peasant Classes: The Bureaucratization of Property and Family Relations under Early Habsburg Absolutism*. Princeton.
Reade, H. G. R. 1924. *Sidelights on the Thirty Years War*. 3 Bde. London.
Redlich, Fritz. 1954. „Der Marketender", in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, 41: 227–252.
– 1956. *De praeda militari: Looting and Booty, 1500–1815*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, 39. Wiesbaden.
*– 1964. *The German Military Enterpriser and His Work Force*. 2 Bde. Wiesbaden.
Repgen, Konrad (Hg.). 1988. *Krieg und Politik, 1618–1648. Europäische Probleme und Perspektiven*. München.
Ribot, Luis. „Soldati spagnoli in Italia. Il castello di Milano alla fine del XVI secolo", in: Donati/Kroener, 133–196.
Riccardi, Luca. „An Outline of Vatican Diplomacy in the Early Modern Age", in: Frigo, 95–108.
*Robbins, Kevin C. 1997. *City on the Ocean Sea: La Rochelle, 1530–1650. Urban Society, Religion, and Politics on the French Atlantic Frontier*. Leiden, New York und Köln.
Roberts, Michael. 1953–1958. In 2 Bde. *Gustavus Adolphus. A History of Sweden, 1611–1632*. London, New York, Toronto.
– 1973. *Gustavus Adolphus and the Rise of Sweden.* London.
– 1979. *The Swedish Imperial Experience, 1560–1718*. Cambridge.
– 2002. *Gustavus Adolphus.* Harlow. [Neuausgabe des Buchs von 1973].
Roberts, Penny. 1996. *A City in Conflict: Troyes during the French Wars of Religion*. Manchester und New York.
*Robisheaux, Thomas. 1989. *Rural Society and the Search for Order in Early Modern Germany*. Cambridge.
Roeck, Bernd. 1987. *Bäcker, Brot und Getreide in Augsburg: Zur Geschichte des Bäckerhandwerks und zur Versorgungspolitik der Reichsstadt im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges*. Sigmaringen.
– 1989. *Eine Stadt in Krieg und Frieden: Studien zur Geschichte der Reichsstadt Augsburg zwischen Kalenderstreit und Parität.* 2 Bde. Göttingen.
Rogers, Clifford J. „By Fire and Sword: Bellum Hostile and ‚Civilians, in the Hundred Years' War", in: Grimsley/Rogers, 33–78.
*Rowlands, Guy. 2002. *The Dynastic State and the Army under Louis XIV. Royal Service and Private Interest, 1661–1701*. Cambridge.
Ruff, Julius R. 2001. *Violence in Early Modern Europe*. Cambridge.
Salm, H. 1990. *Armeefinanzierung im Dreißigjährigen Krieg. Der Niederrheinisch-Westfälische Reichskreis 1635–1650.* Münster.
Scott, H. M. (Hg.). 2007. Neuausgabe. *The European Nobilities in the Seventeenth and Eighteenth Centuries.* 2 Bde. Basingstoke und New York.
Scott, Tom (Hg.). 1998. *The Peasantries of Europe from the Fourteenth to the Eighteenth Centuries.* London und New York.
Shaw, Christine (Hg.). 2006. *Italy and the European Powers: The Impact of War, 1500–1530*. Leiden und Boston.
Shaw, William A. 1896. *The History of Currency ‚1252–1894*. London.
Sikora, Michael. „Das 18. Jahrhundert: Die Zeit der Deserteure", in: Bröckling/Sikora, 86–111.
Skinner, Quentin. 1978. *The Foundations of Modern Political Thought.* 2 Bde. Cambridge und New York.
*Smith, Dianne L. 1993. „Muscovite Logistics, 1462–1598", in: *Slavonic and East*

European Review, 71, 1: 35–65.

Sournia, Jean-Charles. 1981. *Blaise de Monluc: Soldat et écrivain (1500–1577)*. Paris.

Spufford, Peter. 1986. *Handbook of Medieval Exchange.* London.

*Sreenivasan, Govind P. 2004. *The Peasants of Ottobeuren, 1487–1726. A Rural Society in Early Modern Europe.* Cambridge.

Stearns, Stephen J. 1972. „Conscription and English Society in the 1620s“, in: *The Journal of British Studies*, 11, 2: 1–23.

– 1978. „A Problem of Logistics in the Early 17th Century: The Siege of Ré“, in: *Military Affairs, 42*: 121–126.

Stevens, Carol B. 2007. *Russia's Wars of Emergence.* Harlow.

Storia di Brescia. 1961. Hg. von Giovanni Treccani degli Alfieri. 5 Bde. Brescia.

Storia di Milano. 1957. Fondazione Treccani degli Alfieri. Bd. 8. Mailand.

Storia di Torino. 1998–2002. Hg. von Giuseppe Ricuperati. Bd. III–IV. Turin.

*Stradling, R. A. 1994. *Spain's Struggle for Europe, 1598–1668.* London.

Swann, Julian und Barry Coward (Hg.). 2004. *Conspiracies and Conspiracy Theory in Early Modern Europe.* Aldershot.

Switzer, H. L. „The Eighty Years War“, in: Van der Hoeven, 33–55.

Symcox, Geoffrey (Hg.). 1974. *War, Diplomacy, and Imperialism, 1618–1763.* London und New York.

– 2002. „La trasformazione dello stato“, in: *Storia di Torino*, IV, 719–867.

*Tallett, Frank. 1992. *War and Society in Early Modern Europe, 1495–1715.* London und New York.

Tauss, Susanne. „‚Robber is the Most Noble of Occupations‘: The Looting of Art During the Thirty Years War“, in: Bussmann/Schilling, 281–88.

Theibault, John C. 1993. „ The Rhetoric of Death and Destruction in the Thirty Years' War“, in: *Journal of Social History*, 27: 271–290.

*–. 1995. *German Villages in Crisis. Rural Life in Hesse-Kassel and the Thirty Years' War, 1580–1720*. Atlantic Highlands.

*Thompson, I. A. A. 1976. *War and Government in Habsburg Spain, 1560–1620*. London.

– 1994. „Castile: Polity, Fiscality, and Fiscal Crisis“, in: Hoffman/Norberg, 140–180.

Thomson, Janice E. 1994. *Mercenaries, Pirates, and Sovereigns: State-Building and Extraterritorial Violence in Early Modern Europe*. Princeton.

*Tilly, Charles. 1992. *Coercion, Capital, and European States, AD 990–1992.* Cambridge, MA und Oxford.

Tlusty, B. Ann. 2001. *Bacchus and Civic Order. The Culture of Drink in Early Modern Germany*. Charlottesville und London.

*Tracy, James D. 2002. *Emperor Charles V, Impresario of War: Campaign Strategy, International Finance, and Domestic Politics*. Cambridge.

–. 2008. *The Founding of the Dutch Republic: War, Finance, and Politics in Holland, 1572–1588.* Oxford.

– „Taxation and State Debt“, in: *Handbook*, I, 563–588.

*Trevor-Roper, Hugh. 1970. *The Plunder of the Arts in the Seventeenth Century*. London.

Trim, David J. B. „Ideology, Greed, and Social Discontent in Early Modern Europe. Mercenaries and Mutinies in the Rebellious Netherlands, 1568–1609“, in: Hathaway, *Rebellion.*

– „Huguenot Soldiering c. 1560–1685: the Origins of a Tradition“, in: Glozier/Onnekink, 9–30.

Tuck, Richard. 1999. *The Rights of War and Peace: Political Thought and the International Order from Grotius to Kant*. Oxford.

Turnbull, Stephen. 2006. *The Art of Renaissance Warfare: From the Fall of Constantinople to the Thirty Years War*. London und St. Paul.

Ulbricht, Otto. „The Experience of Violence during the Thirty Years War: A Look at the Civilian Victims", in: Canning/Lehmann, 97–127.

Upton, A. F. „The Swedish Nobility, 1600–1772", in: H. M. Scott, II, 13–42.

*Van der Hoeven, Marco (Hg.). 1997. *Exercise of Arms: Warfare in the Netherlands, 1568–1648*. Leiden, New York, Köln.

Van Horn Melton, James. „The Nobility in the Bohemian and Austrian Lands, 1620–1780", in: H. M. Scott, II, 171–208.

Varese, Carlo. 1835–38. *Storia della repubblica di Genova.* Bd. 4. Genua.

Vásquez de Prada, Valentin. „Gli uomini d'affari e i loro rapporti con la corona spagnola nelle Fiandre (1567–1597)", in: De Madalena/Kellenbenz, 243–273.

Vaux de Foletier, François de. 1978. *La Siège de La Rochelle.* La Rochelle.

Veenendaal, Augustus J. „Fiscal Crises and Constitutional Freedom in the Netherlands, 1450–1795", in: Hoffman/Norberg, 96–139.

Voet, Leon. 1973. *Antwerp: The Golden Age. The Rise and Glory of the Metropolis in the Sixteenth Century.* Antwerpen.

Vogel, Hans. „Arms Production and Exports in the Dutch Republic, 1600–1650", in: Van der Hoeven, 197–210.

Volkholz, Robert. 1892. *Die Zerstörung Magdeburgs (1631) im Lichte der neuesten Forschung*. Magdeburg.

Voss, Wulf Eckhart. „For the Prevention of Even Greater Suffering: The Curse and Blessing of Law in War", in: Bussmann/Schilling, 275–283.

Vries, Jan de. „The Political Economy of Bread in the Dutch Republic", in: Gelderblom, 85–114.

Wallace, Peter G. 1995. *Communities and Conflict in Early Modern Colmar: 1575–1730*. Atlantic Highlands.

Weigley, Russell F. 1993. *The Age of Battles: The Quest for Decisive Warfare from Breitenfeld to Waterloo*. London.

Wette, Wolfram (Hg.). 1992. *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*. München und Zürich.

White, Lorraine. 2001. „Spain's Early Modern Soldiers: Origins, Motivation and Loyalty", in: *War and Society*, 19, 2: 19–46.

*Wilson, Peter H. 2009. *Europe's Tragedy. A History of the Thirty Years War*. London und New York.

– „New Approaches under the Old Regime", in Mortimer (2004), 135–154.

– 1996. „German Women and War, 1500–1800", in: *War in History*, III, 2: 127–160.

– 1998. *German Armies, War and German Politics, 1648–1806*. London.

Winnige, Norbert. „Von der Kontribution zur Akzise: Militärfinanzierung als Movens staatlicher Steuerpolitik", in: Kroener/Pröve, 59–83.

Witt, Peter-Christian (Hg.). 1987. *Wealth and Taxation in Central Europe.* Leamington Spa, Hamburg, New York.

Wohlfeil, Rainer. „Esercito e società nella prima età moderna (secoli xvi e xvii)", in: Donati/Kroener, 197–209.

Wolter, F. A. 1845. *Geschichte der Stadt Magdeburg.* Magdeburg.

*Wood, James B. 1996. *The King's Army: Warfare, Soldiers, and Society during the Wars of Religion in France, 1562–1576.* Cambridge und New York.

Worthington, David. 2004. *Scots in Habsburg Service, 1618–1*648. Leiden.

Zanden, J. L. van. 1993. *The Rise and Decline of Holland's Economy: Merchant Capitalism and the Labour Market*. Manchester und New York.

Zinsser, Hans. 1985. *Rats, Lice and History.* London.

Zwierlein, Cornel. „Fame, violenza e religione politicizzata:gli assedi nelle guerre confessionali (Parigi, 1590)", in: Donati/Kroener, 497–545.

Register

Informationen zum Buch

Die frühe Neuzeit gilt als eine Epoche geistiger und kultureller Blüte – doch zeitgleich befindet sich Europa im totalen Kriegszustand. Denn zu kaum einer anderen Zeit wird ein ganzer Kontinent so von Kriegen gezeichnet wie am Übergang vom Mittelalter zur Moderne.
Heerscharen, die größer sind als ganze Städte, hinterlassen eine Spur der Verwüstung. Gewaltige Kriegsmaschinen pflügen sich durch die Landen und lassen keinen Stein auf dem anderen. Reiter und Fußvolk stehen mitten im blutigen Kampfgeschehen. Ausgetragen werden diese Kriege auf dem Rücken der Bevölkerung, die selbst qualvoll an Hunger und Krankheit leidet. Wie erträgt eine Gesellschaft über 250 Jahre Dauerkrieg? Wie finanzieren und versorgen Staaten am Rande des Bankrott tausende Soldaten?
Lauro Martines, ein Meister seines Faches, blickt hinter die Kulissen von Diplomatie und Politik, Zahlen und Fakten, und offenbart uns ein fesselndes erzählerisches Mosaik einer Epoche der Gewalt.

Informationen zum Autor



Lauro Martines zählt zu den renommiertesten Experten der Geschichte Italiens zur Zeit der Renaissance. Er war Professor für Europäische Geschichte an der University of California Los Angeles (UCLA). Seine Bücher wurden mehrfach ausgezeichnet, so etwa »Die Verschwörung« als Historisches Buch des Jahres im Wettbewerb der Zeitschrift Damals.